



GERHART HAUPTMANN

In. II. 86724

DAS GESAMMELTE WERK

ERSTE ABTEILUNG

Fünfter Band

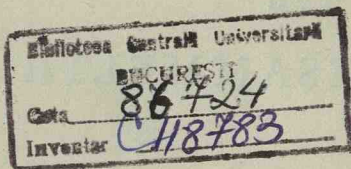


1942

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

PROL 1953

Ausstattung E. R. WEISS



B.C.U.Bucuresti



C118783

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

GABRIEL SCHILLINGS FLUCHT

DRAMA

Begonnen im Mai 1905, fortgeführt und beendet im September 1906 in Agnetendorf. Erstveröffentlichung in der Zeitschrift „Die Neue Rundschau“ 1912. — Copyright 1940 by Gerhart Hauptmann in Agnetendorf.

Einige versichern, Eunostos sei ihnen
begegnet, ans Meer eilend, um sich zu baden,
weil ein Weib sein Heiligtum betreten habe.

Plutarch, Moralische Schriften

DRAMATIS PERSONAE

GABRIEL SCHILLING, Maler
EVELINE, seine Frau
PROFESSOR OTTFRIED MÄURER, Bildhauer und Radierer
LUCIE HEIL, Violinistin
HANNA ELIAS
FRÄULEIN MAJAKIN
DOKTOR RASMUSSEN
KLAS OLFERS, Wirt im Krug auf Fischmeisters Oye
KÜHN, Tischlermeister
DER LEHRJUNGE
SCHUCKERT
MATHIAS, Fischer
MAGD bei Olfers
FISCHER, FRAUEN und KINDER der Fischer

*Das Drama spielt auf Fischmeisters Oye, einer Insel
der Ostsee.*

Zeit: um 1900

ERSTER AKT

Strand. Im Hintergrund das Meer im Spätnachmittagslichte eines klaren Tages Ende August. Rechts der Schuppen einer Rettungsstation, an dessen Mauer die Galionsfigur eines gestrandeten Schiffes angebracht ist. Sie ist aus bemaltem Holz und stellt eine Frau mit bauschigen Röcken dar, deren Kopf zurückgeworfen ist, so daß ihr bleiches Gesicht mit nachtwandlerischem Ausdruck dem Himmel sich darzubieten scheint. Ihr langes schwarzes Haar fließt offen über die Schulter. — Am Strande, im Trockenen, steht ein Fischerboot. Links vorn auf der Düne, dem Schuppen gegenüber, ein Signalmast mit Strickleitern usw.

Ein junges Mädchen, weiß und sommerlich gekleidet, liegt mit einem Buch zwischen Schuppen und Signalmast auf der niedrigen Düne: Lucie Heil.

Von rechts vorn kommt der etwa fünfundvierzigjährige Tischlermeister Kühn, gefolgt von einem Lehrling. Sie tragen blaue Schürzen, keiner von beiden eine Mütze. Der Meister grüßt Lucie, der Lehrling grinst sie an. An der Rückwand des Rettungsschuppens liegt ein Stapel fichtener Bretter. Zwei davon läßt Kühn dem Lehrling auf, und dieser trägt sie davon.

KÜHN. Na, sind Sie auch wieder da, Freilein?

LUCIE. Das gehört sich doch, Meister!

KÜHN. Sie kommen immer, wenn die Zugvögel abreisen! Wenn die vielen Zugvögel bei uns Station machen, kommen Sie auch.

LUCIE. Das stimmt.

KÜHN. Wir warten immer drauf, daß der Herr Professor Ottfried Mäurer sich am Ende doch noch anbaut auf der Insel.

LUCIE. Im vorigen Herbst war es nahe daran; aber der Windmüller ging mit seinem Preis plötzlich zu hoch hinauf.

KÜHN. Die Leute sind dumm! Sie wissen nicht, was sie von der Hand weisen. Wenn so'n Mann wie Professor Mäurer sich hier auf der Insel ein Tuskulum hinsetzt, das würde doch für jeden hier von größtem Vorteil sein.

LUCIE. Es wäre gar nicht gut, wenn die Insel bekannt würde; denn käme erst mal das ganze Großstadtgewimmel darüber hereingebrochen, dann wär's mit ihrer Schönheit wohl aus.

KÜHN. Ist der Herr Professor Ihr Onkel, Freilein?

LUCIE lacht. Nein, ich bin seine Großmutter, Meister Kühn.

Ottfried Mäurer erscheint vom Strande her über die Dünen. Er ist ein mittelgroßer, etwa sechsunddreißigjähriger blonder Mann mit rötlich blondem Spitzbart. Sein Kopfhair ist kugelrund geschoren; die Stirne breit. Ein Ausdruck schmunzelnder Schalkhaftigkeit belebt zuweilen den scharfblickenden Ernst seines Gesichts hinter der goldnen Brille und dem Kneifer. Er ist unauffällig gekleidet, hat einen blauen Mantel um, einen weichen Filzhut auf dem Kopf, einen gewöhnlichen Stock an den Arm gehakt und ein Buch, Quart, mit weißem Schweinslederdeckel, in der Hand.

MÄURER. Guten Tag, Meister Kühn!

KÜHN. Schön'n Dank, Herr Professor! Glückliche wieder auf Fischmeisters Oye angelangt?

MÄURER. Gott sei Dank, Meister. Aber ich hatte es diesmal verdammt nötig.

KÜHN. Na ja, wir haben's ja in der Zeitung gelesen.

MÄURER, schmunzelnd. Was haben Sie denn in der Zeitung gelesen?

KÜHN. Von die schöne Bildsäule, die in Bremen errichtet worden ist.

MÄURER. Die hat mir verflucht Arbeit gemacht, können Sie mir glauben, die schöne Bildsäule. Ich bin froh, daß sie mir aus dem Gehege ist.

KÜHN. Nun gehn Sie aber doch gleich schon wieder nach Griechenland?

MÄURER. Hat das etwa auch schon wieder in der Zeitung gestanden?

KÜHN. Jawohl! Es gibt ja wohl Marmorbrüche dort, und da wollen Sie ja wohl Steine für neue Standbilder aussuchen.

MÄURER. Na, Gott sei Dank bin ich mal erst vorläufig hier! Ich habe schon manchmal ganz gemütlich in Berlin in einer Weinkneipe gesessen und in der Zeitung gelesen, ich befände mich augenblicklich in Konstantinopel und modellierte die Tochter des Sultans. — Übrigens, wem gehört denn die Galionsfigur?

KÜHN. Die hat der große Nordweststurm vor zwei Jahren an Land gebracht.

MÄURER. Sie gefällt mir; ich würde sie gern kaufen.

KÜHN. „Ilsebilse, niemand will se, kam der Koch und nahm se doch.“ — Schuckert, glaub' ich, hat sie gefunden.

MÄURER. Ist das der junge Schuckert?

KÜHN. Jawohl. Bei Schuckerten finden Se immer so was. Der Alte hat mal einen dicken goldnen Armring aus'm Wasser rausgebracht. Soll ich vielleicht mal mit ihm reden?

MÄURER. Ja, bitte, Meister; tun Sie das!

KÜHN. Übrigens hat's mit dem Dinge, wie mir einfällt, 'ne kuriose Bewandtnis. Die dänische Brigg, von der's wahrscheinlich stammt und die hier draußen gesunken ist, hat der junge Schuckert zwei oder drei Tage vorher, genau mit die Figur, bei schönstem Wetter wafeln gesehn.

MÄURER. Weißt du, was wafeln ist, Lucie?

LUCIE. Nein.

MÄURER. In Schottland nennt man es second-sight.

LUCIE. Ach so, etwas mit dem zweiten Gesicht sehen.

MÄURER. Ja, zum Beispiel sein eignes Begräbnis.

KÜHN. Gott sei Dank, ich leide nicht dran, trotzdem ich alle Augenblick mal mit Sargbretter zu tun habe.

MÄURER. Ist jemand gestorben?

KÜHN. Nee, vorläufig nich; aber Vorrat muß sein. *Er legt sich zwei Bretter auf die Schulter und geht.* Adje, Herr Professor!

MÄURER! Wiedersehn, Meister Kühn! — *Lucie und Mäurer allein.* — Na, Schusterchen, ich bin ja im höchsten Grade überrascht, dich hier zu sehen.

LUCIE. Ich erst recht. Ich dachte, du bist auf die Südspitze zugegangen, deshalb habe ich mich hier in den Norden geschlängelt; es war wirklich nicht meine Absicht, dir aufzulauern.

MÄURER, *schmunzelnd, klug, stoßweise.* So! So! Wirklich? Na na! Ein Musterkind! Übrigens hast du gewafelt bei mir; denn ich wollte eben mal über unser grünes Kuhländchen nach dir Auslug halten. — Was liest du denn da?

LUCIE. Rate!

MÄURER. Dann ist es nicht schwer zu raten: die Droste. — Wie lange liegst du schon hier, mein Kindchen?

LUCIE. Schon lange Zeit. — Mit wem hat diese Figur dort eine gewisse Ähnlichkeit?

MÄURER *faßt die Galionsfigur ins Auge.* Ich weiß es nicht! Etwa mit deiner Mutter?

LUCIE. Mit Mutter, gewiß.

MÄURER. Das finde ich nicht.

LUCIE. Ich würde vielleicht auch nicht darauf gekommen sein; aber ich habe von Mutter geträumt. Ich ging mit ihr unten am Strand spazieren, nachts, und da hatte sie ihre Hand mit dem bloßen Unterarm auch so an der Halskette und auch einen Kranz auf, wie diese Figur ihn hat. Ich hatte wohl also Mutters Bild und dies hier unwillkürlich verschmolzen. Ich träume hier überhaupt furchtbar lebhaft und schleppe, merk-

würdigerweise sogar mitten im hellen Sonnenschein, einen heißen Kopf und den Spuk der Nacht mit mir herum.

MÄURER, *lächelnd, gehoben*. Aber sonst ist es wieder göttlich hier. Ich habe jetzt wieder Stunden erlebt, die unvergleichlich sind. Diese Klarheit! Dieses stumme und mächtige Strömen des Lichtes! Dazu die Freiheit im Wandern über die pfadlose Grastafel. Dazu der Salzgeschmack auf den Lippen. Das geradezu bis zu Tränen erschütternde Brausen der See — siehst du, hier hinter der Brille ist noch ein Tropfen! Dieses satte, strahlende Maestoso, womit sie ihre Brandungen ausrollen läßt. Köstlich!

LUCIE. Da hast du gewiß wieder interessante Ideen gehabt. *Sie nimmt sein Skizzenbuch*.

MÄURER. Nichts. Auf Ehrenwort, keine Linie. Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben! Ich werde zwar diese unmoderne Gewohnheit nicht los, aber vor so etwas heißt es einpacken. — Sag mal, den Brief von Schilling hattest du doch?

LUCIE. Ich hatte ihn dir heut morgen wiedergegeben.

MÄURER *sucht in den Taschen und findet den Brief*. Richtig, freilich, da ist ja das Schriftstück. Es hat sich mit meiner Depesche gekreuzt. — Ich würde mich mächtig freuen, wenn Schilling sich endlich mal aus seiner Misere mit einiger Energie herauslöste. Hältst du's für möglich, nach diesem Brief? Du bist doch in solchen Sachen sehr schlau, Schusterchen.

LUCIE *zuckt mit den Achseln*. Nach diesem Brief, Ottfried, allerdings. Freilich, sicher kann man es, wie die Sachen mit Schilling liegen, nicht voraussagen. Er scheint ja in einer Krisis zu sein; aber sag mal selbst, sein Verhältnis zu Hanna Elias ist schon manchmal in einer Krisis gewesen, und doch renkte sich alles immer wieder zu unsrem beiderseitigen Mißfallen ein. Du weißt ja, was sie für Mittel hat! Wenn sie es absolut will,

daß er bei ihr bleibt, na, so geht sie zu Bett und kriegt vier Wochen lang Nasenbluten.

MÄURER. Äh, ich mag sie nicht! Ich bin in keiner Beziehung, nicht wahr, ein Weiberfeind: sie brauchen auch, weiß Gott, um mir zu gefallen, nicht alle deutsche Gänse zu sein. Aber diese Hanna macht mich ganz wild. Wenn ich sie ansehe, fast leichenhaft wächsern, wie sie ist, dann begreife ich nicht, wie sie leben kann, und hoffe, sie muß jeden Augenblick abschieben. Keine Ahnung! Sie lebt; sie denkt nicht daran und wird uns alle womöglich noch einbuddeln.

LUCIE. Ja, Otfried, das kann ganz gut möglich sein.

MÄURER. Verzeih' mir's Gott, wenn keine Aussicht vorhanden ist, daß sie in Bälde das Zeitliche segnet, dann muß mit Schilling erst recht was geschehn; dann muß man erst recht mit ihm einen letzten, rücksichtslosen Versuch machen. Dazu ist er zu gut, um an dieser Schürze zugrunde zu gehn.

LUCIE. Wer weiß, vielleicht ist deine telegraphische Einladung gerade zur rechten Stunde gekommen.

MÄURER. Merkwürdig, dieser ruhige, schlichte Mensch, der mehr als wir alle in seinem gelassenen Wesen gefestigt schien, ist durch diese Person ganz aus der Bahn gerissen. Als sie auftauchte, dacht' ich das Gegenteil. Seine Heirat mit Eveline war Unsinn. Sie hat ihn sich, weil er immer gegen die Äußerlichkeiten des Lebens gleichgültig war, wenn man ihn nur ungestört malen ließ, einfach angetraut. Und da war er mit einemmal ihr Ernährer. Hanna hat mehr Reiz, mehr Selbständigkeit, und so glaubt' ich am Anfang, sie würde für seine Kunst das Rinascimento des vierten Jahrzehntes sein. Statt dessen stellt sie seine Existenz als Künstler und Mann überhaupt in Frage.

LUCIE. Woraus erhellt, da sie ebenfalls von orientalischer Faulheit ist, daß Weiber, die nichts zu tun haben, bloß Unfug stiften; und ich habe mir deshalb fest vor-

gesetzt, ich will diesen Winter sehr viel Kolophonium für meinen Geigenbogen verbrauchen.

MÄURER. Hast du die tausend und abertausend Stare und Schwalben auf den Strohmützen der Fischerkaten drüben in Vitte gesehn? Diese Aufregung, dieser Eifer, diese entzückende Reiselust! Packt es dich da nicht auch wieder mächtig?

LUCIE. Wenn ich am Meer sein kann, mit dir allein, und an einem versteckten Platz, wo uns niemand beunruhigt, so weißt du ja, daß ich sträflich bedürfnislos und zufrieden bin. — Weißt du übrigens, was mich der Fischer gefragt hat?

MÄURER. Nun?

LUCIE. Ach Unsinn, nichts! Bloß, ob du ein Onkel von mir bist! — Ich habe gesagt, ich bin deine Großmutter.

MÄURER. Was die Menschen doch wie die Teufel neugierig sind! Aber laß das, Schusterchen, ärgere dich nicht! Klatsch macht man durch absolute Verachtung unschädlich. Hör lieber zu, was ich beschlossen habel! Nämlich dem guten Schilling gegenüber ist mein Gewissen nicht ganz rein. Moralische Urteile sind eigentlich nur Bequemlichkeit; und doch hab' ich mich dieser Bequemlichkeit dem Freund gegenüber, als ich seine Handlungsweise nicht recht mehr verstand, leider schuldig gemacht. Wenn es ginge, möchte ich das gern jetzt wieder ausgleichen. Aber das ist vielleicht Selbstbetrug. Ich bin vielleicht nur gut aufgelegt und möchte mein Wohlbefinden noch steigern.

LUCIE. Nun, ein ganz, ganz schlechter Kerl bist du ja gerade nicht.

MÄURER. Keinesfalls sehr viel schlimmer als andere! — Das Stück Geld unterm Großmast, das nicht nur nach dem Aberglauben der Fischer darunter gehört, hat Schilling leider immer gefehlt; er wäre sonst zweifellos besser gesegelt. Und man ist in Geldsachen leider, wo

Not an Mann ist, auch nicht immer durchweg zum Anstand geneigt. Aber jetzt, wo die Bremer nicht knausrig gewesen sind, will ich mal alles wieder gutmachen. Ihr müßt beide mit mir nach Griechenland!

LUCIE, *lustig*. Herrlich! Deine Brille funkelt ja förmlich, wie du das sagst. Und dein Haar sieht dabei schon wie eine Flamme auf einem Opfertiegel in Delphi aus.

MÄURER. Also will ich dir auch gleich mal was weisagen: jetzt schwöre ich dir, daß Schilling kommt.

LUCIE. Und ich glaube es auch, ich kann es bestätigen, daß er drüben auf dem Fußsteige durch das Moor schon mehrmals gewafelt hat.

MÄURER *beobachtet in die Ferne*. Wirklich, ein Mensch kommt über das Moor gelaufen.

LUCIE. Vor kaum zehn Minuten hat der kleine Dampfer von Stralsund drüben in Grobe angelegt. Das ist er.

MÄURER. Er rennt wie ein Bürstenbinder. Teufel noch mal, das könnte wahrhaftig der Maler Schilling mit seinem Rucksack und seinem Pastellkasten sein! *Er ruft*. Ku u i!

LUCIE. Da will ich euch erst mal allein lassen!

MÄURER *blickt aus, zieht sein Taschentuch, schwenkt es und ruft*. Ku u i! Ku u i!

LUCIE *ruft, schon von weitem*. Was ist denn das für ein Ruf?

MÄURER. Ku u i! So rufen die afrikanischen Buschleute.

LUCIE. Er bleibt stehen. *Sie will fort*. Adieu!

MÄURER. Adieu, mein Kind, adieu! Ich will mal kurzen Prozeß machen. Wenn er es nicht ist, komm' ich dir nachgerannt. *Er läuft nach rechts hin ab*.

LUCIE *blickt noch immer über die Dünen ihm nach, kommt plötzlich hervorgeeilt, klettert einige Stufen sehr gewandt die Strickleiter am Signalmast hinauf, dort schwenkt sie das Taschentuch und ruft*. Ku u i! Ku u i! Ihr findet mich bei Klas Olfers im Krug!

*Um den Schuppen herum kommt abermals Tischlermeister
Kühn.*

KÜHN. Kommt neuer Besuch?

LUCIE. Ein ganzer Gesangverein, Meister, der Professor Mäurer ein Ständchen bringt.

Sie springt herunter und läuft davon, ab. Von links kommen eine Anzahl Fischer mit aufgekrempelten Hosen und blauen Jacken über die Dünen. Der junge Schuckert ist darunter. Es sind meist große, breitschultrige blonde Gestalten mit gedrungenen Bärten. Einige tragen ihre Transtiefel in der Hand. Etwas Lautloses, Visionartiges ist in ihren Bewegungen.

KÜHN. Schuckert!

SCHUCKERT. Wat is?

KÜHN *hat ein Brett auf seine Schulter geladen.* Help mi man noch een Brett up de Schuller!

SCHUCKERT *kommt zu ihm herüber.* Na denn fix tau!

KÜHN. Wirst du dat Ding do baben verkoopen?

SCHUCKERT. Wat denn for'n Ding?

KÜHN. Dat Wieb ohne Fiet.

SCHUCKERT. Hähähä! Wat hast du woll in din Breegenkasten, det du dat Unglück erhanneln wilt!

KÜHN. Wer seggt dir, dat ick dat erhanneln will? De fremde Professor will et erhanneln!

SCHUCKERT. De Fremde, de bi Klas Olfers is? Hähähä! Tschä, worum nich. Dat wier woll am Enn all mieglich to maken. Adjüs Kühn! *Er setzt seinen Weg über die Dünen fort, nachdem er dem Tischler noch zwei Bretter aufgeladen.*

KÜHN. Hierst, bring dat Ding dal in'n Krug! Wist nich?

SCHUCKERT. Jau, jau.

KÜHN. De fremde Professor zahlt proper, segg ick!

SCHUCKERT. Hei soll ja wull hier baben een bißken sin! *Tippt sich mit dem Finger an die Stirn.*

Schuckert folgt den anderen Fischern und stößt mit ihnen

unten vom Strand ein Segelboot durch das flache Wasser ins tiefe Meer. Meister Kühn rückt die Bretter auf der Schulter zurecht, dabei fällt ihm eins wieder herunter. Gleich darauf tauchen Mäurer und sein Freund Schilling auf. Dieser ist ein hoher, blonder, bartloser Mensch, mehr der Typus eines feingeistigen Schweden als eines Deutschen. Die Kleider hängen sehr lose um seinen mageren und eleganten Körper. Das Gesicht wirkt durch tiefliegende große Augen und Magerkeit etwas verfallen.

Strohhut, Sommerüberzieher, Pastellkasten.

SCHILLING. Halten Sie mal, bleiben Sie mal stehen, Mann! *Er stolpert herzu, läßt den Malkasten fallen und faßt das heruntergefallene Brett an einem Ende mit zwei Händen an.* Komm, faß mal die andre Seite an, Ottfried!

KÜHN. Sie sind ja zu gütig! Recht scheenen Dank, meine Herren!

MÄURER *springt herzu, faßt die andere Seite des Brettes, und er und Schilling fangen an, damit zu wippen.* Na also, da sind wir ja wieder mal drei vergnügte Berliner zufälligerweise auf einer unentdeckten einsamen Insel zusammengeschnit.

SCHILLING, *wippend.* „Berlin, Berlin, du dauerst mir!“ *Sie legen dem Tischler das Brett auf die Schulter.*

MÄURER. Das ist nämlich 'n richtiger Berliner, mein Sohn.

KÜHN. Ich habe nämlich, wie dat so is, und dat mein Metier so mit sich bringt, een großes Pläsier an d' Särge machen. Särge hab ick sehr jern, bloß meinen eignen nich. Und wie nu mal, draußen am Schlesischen Bahnhof hab ick jetischlert, der Fremde kam, der wo so klapprige Beene hat, und uzte mir, dat ick ma nu sollte meinen eignen hölzernen Schlafrock machen, da dachte ick mir: vorwärts, nu aber raus aus Berlin! Jawoll, de Ärzte hatten mir uffgegeben, und hier bin ick wieder fuchsmunter jeworn. *Er nickt und geht mit seinen Brettern auf der Schulter ab.*

SCHILLING *stutzt, betrachtet abwechselnd seine offenen Hände, die er sich harzig gemacht hat, und sieht dem Tischler nach.* Komisch, wie so 'ne Stimme hier anders klingt, und wie so 'n gleichgültiger Kerl hier anders aussieht als wie in Berlin — und wie so'n Brett sich anders anfaßt. *Er ruckt sich zusammen und nimmt seinen Malkasten wieder auf.*

MÄURER. Mensch, es war der allerschlauste Gedanke, den du seit Jahren gehabt hast, daß du gekommen bist.

SCHILLING, *kurz, befremdlich.* Es hat sich gemacht.

MÄURER. Na also, es mußte sich auch mal machen. Das war doch zum Beinausreißen mit uns; man konnte deiner ja gar nicht mehr habhaft werden. Wie geht's, wie steht's?

SCHILLING. Wie du siehst, famos!

MÄURER. Wirklich, du siehst ausgezeichnet aus. Etwas spack natürlich, das macht die Stadt; aber wie du daherkamst, mit Jünglingsschritten, da sahst du wie 'n mittlerer Zwanziger aus.

SCHILLING. Ja, das macht das geregelte Leben, mein Sohn. Hübsch ausschlafen nachts! Keine gegipsten Weine trinken! Nimm dir ein Beispiel, wenn du kannst; denn deine Nase hat etwas Verdächtiges.

MÄURER *faßt sich an die Nase.* Stimmt! Aber sage, Junge, was soll man tun? Unsereiner, der wie ein Maurer arbeitet, kann ohne was Geistiges eben nicht sein. Du hast dir das Trinken abgewöhnt?

SCHILLING. Das will ich nicht gerade behaupten, Ottfried.

MÄURER. Nanu, Augen gradaus! Ist das nu was oder nicht? Ist so'n Anblick die acht Stunden Bummelzug etwa nicht wert, mein Sohn?

Sie vertiefen sich beide in den Anblick der See, die man laut und gleichmäßig rauschen hört, und in das Leuchten des blutroten Abendhimmels.

SCHILLING, *dem die Augen vor Erschütterung überlaufen*. Es ist verflucht, wie unsereiner nervös auf dem Hunde ist. Man merkt das vor so einem plötzlichen Eindruck.

MÄURER. Das ging Lucie und mir nicht anders, Schilling. Als plötzlich die langen Schaumlinien auftauchten — wir kamen zu Fuß vom Fährhaus herüber zum westlichen Strand —, das hat uns beide höllisch überrumpelt; und ich glaube, wir haben beide, ich weiß nicht wieso, wie Kinder geflennt. Übrigens weißt du ja wohl, ist im Frühjahr Lucies Mutter gestorben.

SCHILLING, *sonderbar ängstlich*. So? Ist sie gestorben? Ach! Woran?

MÄURER. Hat dir Rasmussen nicht davon gesprochen?

SCHILLING. Rasmussen hab' ich jetzt nicht gesehen. . . wie lange? Gut anderthalb Jahre nicht.

MÄURER. Er hat Frau Heil zuletzt noch behandelt.

SCHILLING, *nach längerem Stillschweigen*. Ja, wie das mit einem so eigensinnigen, in seinem Fach bornierten Menschen wie Rasmussen eben ist. Wessen unsereiner bedarf, das begreift er nicht. Ich hasse auch alle Moralphilister! Und er hat einen förmlichen Haß auf die Kunst. Wissenschaft! Nur immer Wissenschaft! Wissenschaft hier und Wissenschaft dort! Und im Namen der Wissenschaft jeglichen Unsinn. Und nun erst in Geschmacksdingen —: hottentottenhaft! Ich mußte mal mit ihm reinen Tisch machen.

MÄURER. Du, du, vermiese mir unsern Rasmussen nicht! Ein Kerl. . . na, mit einem Wort: nicht zu spaßen. Solid! Wo man ihn anfaßt, ist auch was.

SCHILLING. Sag mal, an was ist Frau Heil gestorben?

MÄURER. Ein Herzleiden scheint es gewesen zu sein.

SCHILLING, *tief atmend*. Kein Wunder, wenn man bedenkt, in welcher stickigen Atmosphäre die Menschen

der Großstadt lebenslang eingekerkert sind. Leben heißt ihnen, sich aufregen, und an diesen ununterbrochenen Überreizungen sterben sie dann natürlich frühzeitig scharenweise elend hin! — Du kannst dir nicht denken, Ottfried, wie sehr ich diesmal nach dem Anblick ge-
lechzt habe.

MÄURER. Warum nicht? Es ging mir genau so wie dir.

SCHILLING. Unmöglich! Ich habe mitten im Lärm und Asphaltgestank der Friedrichstraße schon immer das Meer vor Augen gesehen, tatsächlich, als richtige Luftspiegelung. Ich habe immer danach gegriffen! Ich bin wie ein Seehund! Ich möchte gleich Hals über Kopf mittenhinein.

MÄURER. Das finde ich schließlich auch weiter nicht merkwürdig. Du solltest mal Lucie reden hören in ihrer fanatischen und direkt waghalsigen Badewut!

SCHILLING. Das ist auch was andres, das meine ich nicht. Ich glotze diesmal die See mit Augen an, wovon ihr keine Ahnung habt, Kinder. Als wenn einem der Star gestochen worden ist. Dort stammen wir her, dort gehören wir hin!

MÄURER, *lachend*. Du bist Wasser und sollst zu Wasser werden! — Wie geht's deiner Frau? Willst du was rauchen, Schilling?

SCHILLING, *fahrig, zerstreut*. Wie Pauken und Zimbeln klingt das im Kopf! — Rauchen? — Eveline ist munter, Gott sei Dank! Soweit das bei ihr überhaupt möglich ist, nämlich. Eigentlich hab' ich sie, ehrlich gestanden, nie wirklich bei guter Laune gesehn. *Er läßt sich auf der Düne nieder*. Sprechen wir lieber von was anderem! Es kommt nämlich immer darauf an, wenn es sich um Miseren handelt, ob man imstande ist, sie zu beheben. Hat man das aber bis zur Verblödung auf jede erdenkliche Weise vergeblich versucht, so erscheint der gloriose Moment, wo man hundeschnauzengleichgültig wird: und dieser Moment ist bei mir erschienen.

MÄURER *klopft ihm auf die Schulter.* Fortschritt, mein Junge, wenn es so ist!

SCHILLING. Na natürlich, Fortschritt! Etwa nicht? Glaubst du, ich wäre sonst hergekommen? Sonst hätt' ich mich nicht aus dem Staube gemacht!

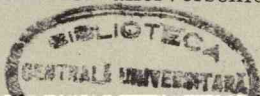
Längeres Stillschweigen.

MÄURER. Wie wär's, wenn wir nun als zwei alte Freunde, Schilling, auf alle Umschweife ganz verzichteten, und auf sogenanntes Zartgefühl. Nehmen wir mal an, unsre Gefühle füreinander sind ehrlich und anständig; warum sollen sie denn da nicht offne und starke sein! Wenn du's also nicht krumm nimmst, so frage ich dich. .

SCHILLING. Mit Hanna Elias ist es zu Ende. — *Längeres Stillschweigen.* — Ich kann dir sagen, du glaubst es nicht, wie ich die Zeit — die mir immerhin früher mal kostbare Zeit — diesen Sommer wieder mit Scheffeln und Mollen wahnsinnig verschleudert habe. Ich kann keine Wanduhr mehr ticken hören, ich erschrecke bei jedem Pendelschlag.

MÄURER. Wer hat nicht mit Weibern Zeit verloren! Ja, welcher Mann, der wirklich einer ist, hat sich nicht selbst mehr als einmal an Weiber verloren. Das schadet nichts! Man läßt sich fallen, man hebt sich auf, man verliert sich, und man findet sich wieder. Hauptsache bleibt, daß man Richtung behält. Wenn man Richtung behält und entschlossen fortlebt, so wette ich tausend gegen eins, was schlecht geheißen hat in der Zeit, muß dann in der Zeit auch wieder mal gut heißen.

SCHILLING. Ach Junge, ich habe in meinem verpuschten Leben zu schrecklich viel niederträchtigen Unsinn verdaut. Mit meiner unanständig anständigen Anlage habe ich, weiß der Teufel, so oft Fiasko gemacht, daß ich allen Ernstes darüber gegrübelt habe, wie man es anfängt, recht grundgemein, schweinemäßig praktisch zu sein. Ich bin talentlos, ich kann es nicht. Dabei hab' ich die Welt auf die allerverschiedenste Weise



beguckt: durch die hohle Hand, durch die Beine, von oben, von unten, von hinten, von vorn. Und ich kann mir nicht helfen, ich habe immer nur eins gesehen: von weitem macht sie sich ziemlich entfernt, aber aus der Nähe dafür über alle Begriffe stupide, gemein und unanständig.

MÄURER. Schilling, ich lasse die Welt, wie sie ist; wir wollen uns damit weiter nicht aufhalten. Ich habe dir selber, glaub' ich, auch nicht immer bloß die schöne Fassade gezeigt. Laß das, vergiß es, denk nicht daran! Und jetzt, Junge, sag ich mal etwas Mystisches: wir sind aus der gleichen Generation. Ich behaupte, da wir beide im gleichen Jahre an der Außenfläche unsres Planeten erschienen sind, so sind wir auch schon vorher miteinander gewandert, in ähnlichem Rhythmus, in ähnlichem Schritt. Und wenn wir auch äußerlich nicht vereint gewesen sind, so sind wir jetzt, wo wir uns wieder treffen, im tieferen Sinne gleich weit gelangt. Also schreiten wir nur mal wieder eine gute Strecke stramm bewußt miteinander!

SCHILLING, *forciert*. Topp, Kinder, hier wollen wir lustig sein! Deibel nochmal, tüchtig deutschen Sekt saufen und so tun, als wären wir siebzehn Jahr mit den allergrößten Rosinen im Sack und hätten die Nase nicht voll gekriegt. *Beide Freunde geraten in eine nervöse Heiterkeit; alsdann stutzt Schilling, die Galionsfigur gewahrend*. Eiapopeia, was raschelt im Stroh! Was ist denn das für 'ne seltsame Heilige?

MÄURER. Das ist von einem gestrandeten Schiff die Galionsfigur.

SCHILLING. Äh, überall diese wahnwitzigen Weibsbilder!

MÄURER. Etwas übergeschnappt sieht sie wirklich aus.

SCHILLING. Sag mal, findest du da keine Ähnlichkeit?

MÄURER. Lucie behauptet mit ihrer Mutter.

SCHILLING. Nein, Luciens Mutter meine ich nicht. Im Ausdruck, das Haar, auch in der Bewegung.

MÄURER. Mir dämmert es schon! Aber ich billige dieses Ähnlichkeitsaufstöbern nicht. Trau einem alten, gezausten Fuchs wie mir, mein Sohn: verwickle dich nicht in Ähnlichkeiten! Das sind Schlingen, die man sich selber legt. Und wenn wirklich die Holzpuppe Hanna Elias ähnlich sieht, so mache dir klar, sie hat mit ihrer lüsternen Nase ihr ganzes Schiff in einen nicht grade feucht-fröhlichen Abgrund verführt. Atme, Mensch, trinke die starke Luft und laß das Gespenst deines Lebens von gestern dein wirkliches Leben von heut nicht mattsetzen!

SCHILLING. Da ist keine Gefahr mehr, Gott sei Dank! Ich sage dir ja, diese Sache mit Hanna ist versunken. Wir haben uns endlich mal so vollkommen geklärt, so in alle Winkel unsrer Beziehung hinabgeleuchtet, daß da absolut nichts mehr zu erörtern bleibt.

MÄURER. Dann gratulier' ich von Herzen, Schilling.

SCHILLING. Verdorben, gestorben, eingesargt, zwölf Klafter tief unter die Erde begraben. Und, Ottfried, den Gefallen muß du mir tun: kein Wort, keinen Laut mehr von dieser Geschichte! Du kennst mich ja; ein für allemal, Ottfried: wenn mir mal 'ne Erinnerung über die Leber läuft, bitte, laß mich, bemerke es nicht. Es sind manchmal läppische Kleinigkeiten!

MÄURER. Ähnlichkeiten!

SCHILLING. Ein dunkles Auge... irgendein Zug um den Mund, das kann Tote wieder lebendig machen! Aber dann laß mich, störe mich nicht! Denn das lähmt mich in meiner Brutalität. Man muß brutal sein, man braucht alle Kraft, um so eines bleichen gestrigen Wesens Meister zu sein! *Er springt auf, wirft Hut, Stock und Rucksack weg und beginnt sich auszukleiden.* Und nu, Junge, Reinheit, Freiheit! Luft! Gott sei Dank, ja, man kann hier wieder mal atmen! Hoffentlich kommt

bald 'n Sturm! So was Wildes, Frisches, Tolles, Brausendes, Salzhaltiges brauche ich! — Ein Bad! — Kein Weibergeplärr! Kein Zungengedresch in Nachtcafés! In Freiheit zugrunde gehn, meinethalb — nur nicht vergurgeln in einem Abraumkanale! *Er rennt, halb entkleidet, gegen die See hin.*

MÄURER. Nicht zu weit hinein, Schilling!

SCHILLINGS STIMME. Bade mit, Ottfried! Herrlich! Ahoi, ahoi!

ZWEITER AKT

Das enge, niedrige Wohnzimmer der Familie Klas Olfers in Klas Olfers' Gasthaus auf Fischmeisters Oye. Durch eine Tür in der Hinterwand erblickt man den Flur und eine leiterartige Stiege ins Dachgeschoß, jenseits des Flurs durch eine andere offene Tür das geräumige Gastzimmer. Die Wand rechts im Wohnzimmer ist ebenfalls mit einer Türe versehen, die zu einem dunklen und überfüllten Ladenraume führt, worin Klas Olfers Waren für die Bedürfnisse der armen Fischer hält. An der gleichen Wand steht ein altes Ledersofa; davor ein Tisch, über diesem ist eine billige Hängelampe angebracht, um ihn herum stehen gelbpolierte Stühle aus Fichtenholz; etwas seitlich davon eine kleine Wanduhr. Die Wand links enthält ein kleines Fensterchen mit Mullgardinen. Am Fenster ein kleiner Nußbaumnähtisch; in der Ecke links ein Schreibsekretär aus gleichem Holz, in der Ecke rechts ein weißer Kachelofen, über dem Sofa ein Öldruck der kaiserlichen Familie, auf dem Fußboden ein Teppich aus zusammengestückelten Läppchen, eine rot und weiß karierte Decke auf dem Tisch. Auf einer Kommode an der Fensterwand eine Porzellanuhr mit Glocke und einige Steingutväschen mit Papierblumen. Auf dem gehäkelten Deckchen des Nähtisches Familienphotographien in stehenden Papprahmchen. Oben auf dem Nußbaumsekretär befindet sich eine ausgestopfte Seemöwe, die mit ihrem Kopf die weißgetünchte Zimmerdecke berührt. Das Ganze macht einen ungemütlichen, höchst bescheidenen Eindruck.

Es ist Morgen, gegen acht Uhr. Klas Olfers, über fünfzig Jahre alt, graubärtig, von pergamentener Haut und beängstigend bläulicher Gesichtsfarbe, sieht zu, wie die Magd den Tisch für das erste Frühstück zurechtmacht. Die Ereignisse des ersten Aktes liegen drei Tage zurück.

Vor der Tür wird lebhaft mit einer Peitsche geknallt.

KLAS OLFERS *wird aufmerksam.* Nanu? Wat wie det?

DIE MAGD. Det is de olle Mathias von de Fährrinsel mit sinen lohmen Grauschimmel. He bringt twee fremde Domens up sin Brettwagen.

KLAS OLFERS, *am Fenster.* He, Mathies! Wat hest du woll bei die Herrgottsfrühe schon for'n Butt ut de Reus'n holt!

STIMME DES MATHIAS. Tschä! Det is nu nich anders, Klas Olfers.

KLAS OLFERS. Ick komm gliek rut! — Spring man fix tau, Deern! Help de Domens ut de Karreet!

DIE MAGD. Et is man bloß noch eene im Wagen drin. *Hanna Elias steht in der Flurtür. Auf dem rabendunklen Haar trägt sie einen dunklen, breiten Strohhut, mit Mohnblumen garniert. Die Haut ihres Gesichtes ist von wächserner Blässe und Durchsichtigkeit. Ihre Züge sind äußerst fein und dabei intelligent. Ihre Augen sind groß, dunkel, unruhig. Über all ihren Bewegungen liegt etwas Unstetes. Sie kann die Finger nicht still halten. Ein Zug des Nachdenkens, gleichsam über ein Problem, dessen Lösung ebenso aussichtslos wie unbedingt notwendig ist, befällt sie immer, sofern nicht äußere Eindrücke sie ablenken. Ihre Kleidung im ganzen zeugt von exotischem Geschmack, wie denn überhaupt der Eindruck, den sie hervorruft, fremdartig ist. Sie ist zart, eher klein als groß und gehört jenen Frauen an, bei denen nicht ohne weiteres zu entscheiden ist, ob sie die Zwanzig kaum überschritten haben, oder ob sie über die Dreißig sind.*

HANNA, *gut deutsch, nur leicht fremdartig im Ausdruck.* Bekommt man hier auf ein bis zwei Nächte Unterkunft?

KLAS OLFERS. Tschä, gewiß! Dat schell uns woll keene Kopfschmerzen maken, min Freilein! Es is zwar alles knüppeldickvoll bei Klas Olfers, aber von die zwölf Gastzimmer — Stücker dreizehn sind deswegen immer noch frei. Wünschen Sie ein Zimmer oder zwei?

HANNA, *in den Hausflur sprechend*. Wir nehmen doch zwei Zimmer, Fräulein Majakin?

FRÄULEIN MAJAKIN, *im Hereintreten*. Wenn ich bitten darf, nehm' ich für mich ein Zimmer.

Fräulein Majakin ist eine siebzehnjährige Russin aus Petersburg. Obgleich sie nicht groß ist, muß man sie, da ihr alles Backfischartige, Halbreife abgeht, für älter halten. Ihre Kleidung ist durchaus schlicht und unauffällig.

KLAS OLFERS, *der sein gesticktes Käppi in der Hand dreht*. Se kennen twee Zimmer nebeneinander hebben, meine Domens, nach See rut. Wollen Sie glik auf't Zimmer gehn?

FRÄULEIN MAJAKIN. Wenn Sie hierbleiben wollen etwa, Frau Hanna, ich gehe doch vorher einmal hinauf.

HANNA, *die unschlüssig schien*. Ich auch, natürlich.

KLAS OLFERS. Fix, Deern, spring vorut! *Die Magd drückt sich eilig an den Damen vorbei in den Flur, und man hört sie laut polternd die Holzstiege hinaufstürmen. Klas Olfers fährt fort: Denn dürft ick woll freundlichst gebeten haben!*

Er postiert sich, das Käppi in der Hand, an der Flurtür; die Damen folgen, nachdem Hanna das Zimmer mit den Augen durchforscht und ihr Sonnenschirmchen an einen der Stühle gelehnt hat, dem Dienstmädchen, Klas Olfers den Damen, so daß der Raum leer bleibt.

Ein Fischer in blauer Jacke steckt seinen hellblonden, bärtigen Kopf aus dem Laden herein. Es ist Schuckert.

SCHUCKERT. He! Klas Olfers! Ick wull gern een Stücker twelf Meter Tau hebben! He, Klas!

Respekt vor der guten Stube, dem gedeckten Frühstückstisch bewirken, daß Schuckert seine Stimme dämpft.

Durch den Hausflur trägt der alte, mächtige, schwarzhaarige Fischer Mathias das Gepäck der Damen vorüber. Klas Olfers kommt ihm die Treppe herab entgegen.

KLAS OLFERS, *im Hausflur*. Lat et man lieber unnen

stehn, Mathies! 'n Kierl wie du mit diene Transtebel bricht mie sünst noch miene Stiegen dörch! Komm in de Gaststub, trink 'n Glas Beer!

MATHIAS *läßt den Gepäckhaufen liegen, richtet sich auf, nimmt die blaue Schildmütze ab, so daß die Luft an den Scheitel kann, hält sie aber in einiger Entfernung über dem Kopfe fest und streift mit dem Handrücken der Rechten den Schweiß von der Stirn. Dabei pustet er erleichtert.* 't makt warm, Klas Olfers! 't makt wedder warm hüt!

KLAS OLFERS, *zu dem Mädchen, das eilig die Treppe herunterkommt.* Bring das Gepäck na baben, Deern!

SCHUCKERT *hat über den Vorgängen im Flur den Zweck seines Kommens vergessen. Erinnert sich nun wieder und ruft.* He! Klas Olfers! Ick wull giern een Enn Tau hebban! Klas! Unn twee Meter... twee Meter Sägellinwand. *Als niemand auf ihn hört:* Sägellinwand wull ick giern hebban.

KLAS OLFERS, *indem er mit Mathias die Gaststube gegenüber betritt.* Na, Mathias, wie is? Wenn kenn wi mal wedder scheunen, fetten Oal hebban? *Sie verschwinden im Gastzimmer. Man hört zuweilen von dort den schweren Schritt des Fischers, Klappern von Bierseideln und das undeutliche Geräusch plattdeutscher Unterhaltung. Nun kommt die Treppe herunter und in das Zimmer herein Mäurer, ein Buch und einige Drucksachen in der Hand. Er nimmt am Tisch Platz. Schuckert hat seinen Kopf zurückgezogen. Mäurer entfaltet eine Karte und blickt kopfschüttelnd auf, als das geschäftige, laute Gepolter von Tritten auf der Treppe nicht abreißt. Plötzlich steckt Lucie ihren Kopf zum Fenster herein.*

LUCIE. Guten Morgen, Herr Mäurer!

MÄURER. Na, endlich jemand. Wo steckt ihr denn? Glaubst ihr, ich kann von der Luft leben?

LUCIE. Bist du allein?

MÄURER. Mutter-Hund, sozusagen, eine geschlagene Stunde lang.

Lucie verschwindet vom Fenster, kommt schnellfüßig durch den Hausflur ins Zimmer, schließt die Türe hinter sich, die Tür nach dem Laden ebenfalls, geht wortlos auf Mäurer zu, umhalst ihn, zieht ihn nach rückwärts, so daß der Stuhl kippt, und küßt ihn zu vielen Malen mit frischer, gesunder Leidenschaftlichkeit. Sie ist im fußfreien Leinwandkleidchen vom Baden gekommen, trägt die Wäsche noch unterm Arm und das Haar zum Trocknen offen. Mäurer wehrt sich zunächst nicht, dann zieht er das Mädchen auf seinen Schoß und küßt sie, merklich erwärmt, auf den Mund, wobei er den Duft ihres erfrisch-
ten Körpers einzusaugen scheint.

MÄURER. Frische Seejungfer!

LUCIE. Gott sei Dank, daß ich dich endlich mal allein habe. Das kommt jetzt gar nicht mehr bei uns vor.

MÄURER. Außer, wenn die Hunde den Mond anbelln! *Stillschweigen und erneute Küsse.*

LUCIE. Ich schlafe hier furchtbar wenig, Ottfried. Es war wieder taghell diese Nacht. Ich habe nach zwölf Uhr noch ohne Kerze gelesen. — *Sie küßt ihn wieder.*

MÄURER, *von ihr umhalst.* Halt, Lucie, sei nicht so unvorsichtig!

LUCIE *stutzt und verstummt einen Augenblick, dann lacht sie mit verdoppelter Lustigkeit aus gesunder, übermütiger Kinderseele heraus, toll und hinreißend.* Man merkt, daß du heuer noch kein Seewasser geschluckt hast, Ottfried! Sonst würden dir sämtliche Spießbürger der Welt, so wie mir, piepschnuppe sein. — *Sie gerät wieder in einen neuen gesunden Lachkrampf von innen heraus, dann Olfers nachahmend:* „Heute mittag woll wi zur Abwechslung wieder mal Kabeljau essen!“ Bis zur Übelkeit Kabeljau! Jau, jau, Kabeljau!

MÄURER. Kriege bloß keinen Lachkrampf, liebe Lucie!

LUCIE. Und dann lassen wir uns von Klas Olfers seinem gestickten Käppi eine Bouillon kochen.

MÄURER. In solchen Fällen pflegte meine Schwester früher immer zu mir zu sagen: du ahnst etwas!

LUCIE. Die See! Die See! Die See! Die See! Wenn ihr wollt, daß ich wieder lebendig und fuchsfidel munter werde, wenn ich mal sollte gestorben sein, so braucht ihr mich bloß in Seewasser zu tunken!

Sie nimmt vor einem kleinen Spiegelchen ihr Haar zusammen.

MÄURER. Sag mal, hast du Schilling gesehen?

LUCIE. Schilling treibt's mit dem Baden viel toller als ich. Er schwimmt, bis man ihn aus den Augen verliert; der kann aus dem Wasser erst recht nicht herausfinden.

MÄURER. Ich finde, daß seine Laune zusehends besser wird.

LUCIE. Na, ganz gewiß.

MÄURER. Auch sein Betragen ist wieder viel offner und freier; mehr, wie es in alten Zeiten war.

LUCIE. Ich finde ihn geradezu ausgelassen. Ich habe ihn so überhaupt nicht gekannt.

MÄURER. Da hast du wohl recht. Das kannst du wohl sagen. In der Zeit, als du ihn zum ersten Mal sahst, hatte er schon seinen Klaps weggekriegt. *Schilling erscheint am Fenster.*

SCHILLING, *mit blauen Lippen und vor Frost klappernd.* Jetzt aber ein Königreich für einen heißen Kaffee, Kinder!

MÄURER. Schilling, ich sage dir, wenn du so wahn-sinnig übertreibst, wirst du nochmal so oder so dran glauben müssen: entweder ersaufst du, oder du kriegst einen Schnupfen weg, an dem du dein Leben lang zu niesen hast!

SCHILLING. Den brauch' ich nicht kriegen, den hab' ich schon.

LUCIE. Haben Sie jemals in Ihrem Leben eine solche wasserscheue Unke gesehen?

SCHILLING. Landratze! Unverbesserliche, feige Landratze! — *Er singt:*

Am Woasser, am Woasser,
am Woasser bin i z'haus!

Singend und mit den Fingern schnippsend, wie ein Schuhplattlertänzer, entfernt er sich vom Fenster. Lucie und Mäurer lachen ununterbrochen, während Schilling singend durch den Flur und ins Zimmer kommt.

MÄURER. Nanu aber Frühstück! Kaffee! Wirtschaft!

SCHILLING. Klas Olfers! Wirtschaft! Wir demolieren das ganze Haus!

Alle drei trommeln in ausgelassener Lustigkeit auf dem Tisch herum. Klas Olfers kommt mit komischem Entsetzen aus der Gaststube über den Flur herein.

KLAS OLFERS. Um Gottes willen! Wo fehlt et denn, meine Herrschaften?

MÄURER. Im Magen, Herr Olfers.

KLAS OLFERS. Dat is immer better als im Kopp.

SCHILLING. Oder in der Westentasche.

Das Dienstmädchen kommt feuerrot mit einem schwerbeladenen Kaffeebrett.

KLAS OLFERS. Deern, bring Kaffee!

DIE MAGD. Gehn Se man aus'n Weg, Herr Olfers! *Olfers drückt sich schnell beiseite.*

LUCIE. Sehn Sie, Herr Olfers, Ihre Bemühungen um die Wirtschaft werden noch nicht mal anerkannt.

KLAS OLFERS. Mit de Fruenslüt möt een kloegen Mann dat gewehnt sin, Freilein!

MÄURER. Sie haben wohl neue Gäste gekriegt?

KLAS OLFERS. Twee Fruenslüt von Breege dröben per Sägelboot. Se sünd all in Breege up Rügen dröben to Bodekur.

SCHILLING. Jung oder alt?

KLAS OLFERS. Scheune Matjeshäringe! Ick segg

awer, det et unbedingt müssen ausländ'sche Domens sin!

MÄURER. Fischmeisters Oye wird Weltbad, Olfers! *Die Magd hat den Tisch geordnet und sich entfernt. Mäurer, Schilling und Lucie fangen sogleich an, lebhaft einzuhaueu. Milch und Kaffee werden eingegossen, Eier zerklopft, Brote mit Butter gestrichen, Aufschnitt geschnitten. Formen werden dabei nicht pedantisch gewahrt.*

KLAS OLFERS *steht, sieht zu und dreht befriedigt einen Daumen um den andern. Nach einer Weile sagt er.* Die See macht Apptit! Na, wenn't man schmeckt!

MÄURER. Vorzüglich! — Sagen Sie mal, Herr Olfers, kriegen wir heut mittag Schweinebraten?

KLAS OLFERS. Jo! Det kann am End wohl lickt angängig sin.

MÄURER. Ich dachte mir's.

KLAS OLFERS. Worum dachten sich det?

MÄURER. Na, ich denke, das Schwein is heut nacht an Rotlauf draufgegangen!

KLAS OLFERS. Tschä! Got, dat ich versichert wor. — *Lucie und Schilling platzen heraus. Klas Olfers, dem der Spaß jetzt einleuchtet:* I wat? Von düß Swin Swinebroten? Nee, Herrschaften, dat gift et bie Klas Olfers nu und nimmermehr!

SCHILLING. Wo beziehen Sie denn Ihren Kaffee her?

KLAS OLFERS. Allet ut Strolsund.

SCHILLING. Gibt's denn in Stralsund so große Kornfelder?

KLAS OLFERS. Ooi, oi, oi! Mine Herrschaften, Si foppt mi! *Er läuft mit Zeichen gemüthlichen Entsetzens hinaus.*

LUCIE. Kinder, ärgert den alten Trottel nicht immer so schrecklich!

SCHILLING. So! Und jetzt kann man sich endlich in aller Ruhe eine Importe für zehn Pfennig ins Gesicht stecken. *Er lehnt sich zurück und zieht sein Zigarrenetui.*

MÄURER. Du hast aber gar nicht so viel Hunger gehabt!

SCHILLING. Meistens Durst. Leichtes Getränk! Sogar das einfache Lagerbier ist mir zu schwer. Es muß was sein, wovon man viel trinken kann. Das grasgrüne, sogenannte Trinkwasser hier auf der Insel ist ganz scheußlich. Geradezu eine Kalamität!

MÄURER, *sich zurücklehnend*. Na, wie denkst du heut über Griechenland?

SCHILLING. Wie immer! Ein formidabler Gedanke!

MÄURER. Möchtest du nicht mal endlich dorische Säulen sehen, dort, wo sie gewachsen sind?

SCHILLING. Na ob und wie!

MÄURER. Nu aber mal ernsthaft! Wir müssen darüber mal ernsthaft nachdenken.

SCHILLING. Darüber denke ich seit meinem sechzehnten Jahre ernsthaft nach.

MÄURER. Aber nicht über meine präzisen Vorschläge.

LUCIE. Diese Nacht im Traum bin ich ununterbrochen mit ziemlichen Schwierigkeiten von einer griechischen Insel zur andern voltigiert.

SCHILLING. Redet mir bloß nicht von Träumen, Kinder! Meine Seele war diese Nacht in dem Aal, den ich gestern abend gegessen habe. Wahrhaftigen Gott! Und ich schrie als der Aal, weil ich schreckliche Angst vor einem ekligen Aalnetze hatte!

MÄURER, *lachend*. Bleiben wir mal bei der Stange, mein Sohn! Es ist jetzt die Rede von Griechenland. Du weißt, daß ich mir bei einigem guten Willen einreden kann, daß ich hin muß. Und es ist auch mein fester Vorsatz. Nun weiß ich nicht, was du dagegen haben kannst, mit uns mal zum Zwecke einer allgemeinen Aufpolsterung dort unten herumzusteigen?

SCHILLING, *mit verändertem Ton*. Mein Junge, ich ziehe mir morgens die Kleider an und finde das manch-

mal schon zu umständlich. Ich ziehe sie abends wieder aus und habe etwas mehr Spaß daran; damit habe ich mehr als genug zu tun. Was darüber hinausgeht, ist mir zu weitläufig.

MÄURER. Ist das die Wirkung von euren Seebädern?

SCHILLING. Weiß Gott, wovon das die Wirkung ist! Sieh mal, es gab mal bei mir eine Zeit, da braucht' ich an einem grauen Tag nur in der Ferne, zum Beispiel an einem Berg oder an einem der märkischen Seeufer, irgendeinen von der Sonne beschienenen Fleck zu erblicken, sofort verlegte ich auch ein Stück Eden dahin. Was sollte ich heute in Griechenland? Ich kann in die Dinge nichts mehr hineinlegen. Äh, stellen wir erst die Uhr mal ab! *Er steht auf und stellt den Pendel der Wanduhr still.*

MÄURER. „Es gab eine Zeit“ — was tu' ich damit? Du solltest eine so schwächliche, sentimentale Altweibersommermeditation wahrhaftig anderen überlassen. Und die Uhr wird auch nicht mehr abgestellt! *Er springt auf und stößt den Pendel der Uhr wieder an, so daß sie geht. Lucie bricht in Gelächter aus.* Taten, mein Junge! Malen! Arbeiten! Was meinst du wohl, wie gesund das ist!

SCHILLING. Na nu will ich dir mal was anderes sagen: ich reise seit meinem sechzehnten Jahre jedes Frühjahr und jeden Herbst mittels einer sehr lebhaften Phantasie nach Griechenland. In Wirklichkeit bin ich nie hingekommen; da glaubt man nu mal so recht nicht mehr dran.

Lucie nimmt eine Gitarre vom Sofa und zupft darauf leise Beethovens „Ruinen von Athen“.

MÄURER. Das ist Sache der Berlin-Wien-Triester Eisenbahn und des Österreichischen Lloyd, keine Glaubenssache. Man kauft ein Billett, und dann ist man dort. Und wenn man erst dort ist — in lumpigen vier, fünf Tagen kann man es sein, Schilling —, so sieht man das bißchen Kehrlicht im Winkel eines Berliner Ateliers

ganz anders an. Man sieht's überhaupt nicht mehr, kann ich dir sagen. — Man muß doch mal deutlich mit dir sein.

SCHILLING, *mit lauter, scheinbarer Zustimmung.* Na los, Kinder, woll'n wir heut mittag abreisen! Ich rauche noch meinen Glimmstengel aus, und dann fang' ich an, meine Sachen zu packen, und nu red aber einer noch 'n Wort!

Lebhafter Heiterkeitsausbruch von Lucie und Mäurer ob des drolligen Auftrumpfens. Schilling ist aufgestanden und geht heftig passend im Zimmer umher. Mäurer erhebt sich ebenfalls, hält eine Zigarre in der Hand und versucht mehrmals vergeblich ein Streichholz anzuzünden.

MÄURER. Weiß der Teufel, ich kann vor Erregung kein Streichholz mehr ankiegen, sooft die Idee, das Land des goldelfenbeinernen Zeus — das Land, in dem beinahe mehr Götter aus Erz und Marmor als Menschen gewesen sind — mal wiederzusehen, mich packt. Die Welt der Barbarenhorden, in der wir leben, ist ja doch nur von grimassenschneidenden Affen erfüllt!

SCHILLING. Anwesende hoffentlich ausgeschlossen.

MÄURER. Allerdings; denn nach Rasmussen ist es klar, daß die alten Griechen, genau wie wir, langschädliche, blonde Kerle gewesen sind.

SCHILLING. Ich bitte dich, rede mir bloß nicht von Rasmussen!

MÄURER. Er mag manchmal so lächerlich und so verbohrt wie möglich sein: wenn du ihn mal brauchst, so wirst du ihn finden!

SCHILLING. Gott sei gedankt, getrommelt und gepfiffen, ich brauche ihn nicht.

LUCIE *legt die Gitarre weg und springt auf.* Kinder, ich werde mich jetzt ein bißchen umziehen und anziehen gehn; dann werde ich einige Kreutzer-Etüden herunterhaspeln; denn wenn ihr wirklich nach Griechenland reist, so lass' ich mich unten in Athen doch natürlich vor der Königin hören.

Sie eilt durch den Flur die Treppe hinauf ab, gleich darauf hört man von oben Geigenspiel.

SCHILLING. Nee, Hellas und Rasmussen vertragen sich nicht.

MÄURER. Laß ihn, es handelt sich jetzt nicht um Rasmussen. Es handelt sich jetzt um dich und mich. Meine Idee wäre, daß wir vielleicht erst ein bißchen nach Kleinasien gehn, von da nach Athen, dann bleiben wir in Korfu zwei, drei Wochen lang; und im März sind wir unten in Florenz, wo ich ja Gott sei Dank meine Ateliermiete vor kurzem, und zwar noch im letzten Augenblick, für drei Jahre erneuert habe. Dort kannst du auch, von den Uffizien gar nicht zu reden, mal wieder nackte Modelle sehn.

SCHILLING. Ich möchte dran glauben, wahrhaftig, Ottfried! Beinahe kann ich's, es geht aber nicht! Sieh mal, mir dreht sich die Galle im Leibe um, wenn ich denke, wieviel ich in den letzten fünf Jahren endgültig und unwiederbringlich verlumpt habe. Es ist zu spät, man holt's nicht mehr ein!

MÄURER. Bis zum siebenunddreißigsten Jahr kommt niemand ohne Blessur durch die Welt. Wir haben alle ein verknotetes Schicksal als Aufgabe, und die Lösung kann immer wieder nichts anderes sein als die Tat.

SCHILLING. Du stehst breit und fest und kraust dir den Bart. Dir gereicht eben alles zum Guten schließlich, und mir schlägt es zum Miserablen aus.

MÄURER. Nein, ich habe nur immer den Grundsatz gehabt, den ich auch dich zu befolgen bitte und der „Nimm Kraft aus deiner Schwäche!“ heißt.

SCHILLING. Ich hab' keinen Pfennig Geld in der Tasche.

MÄURER. Daß du das immer wieder betonst, ist bei einer alten Freundschaft wie unserer lächerlich.

SCHILLING. Das hab' ich auch schon... das klingt sehr verlockend!... das hab' ich auch schon von Frauen-

zimmern gehört. Und dann ist es mir ziemlich übel bekommen.

MÄURER. Frauenzimmer und Freund ist ein ander Ding. Muß ich dich dran erinnern, Schilling, daß ich in alten Zeiten als Hungerleider mal vor deiner Tür um fünfzig Pfennig bitten gewesen bin, um nur mal wieder zu Mittag zu essen?

SCHILLING. Es hält mich nichts, es hindert mich nichts. Ich bin bereit, und im Augenblick meinethalben, mit dir nach dem Monde zu reisen. Und doch glaub' ich an die Geschichte nicht! — Sieh mal, von meiner „Gattin“ Eveline bekam ich noch gestern abend hier diesen Brief. Du weißt vielleicht nicht, daß sie über die neue Wendung der Dinge mit... mit Hanna im siebenten Himmel ist. Ja, ich hatte ihr scherzweise etwas von deinen Absichten angedeutet. Ich hatte das Maul etwas voll genommen, so etwa wie: meine ganze bisherige Tätigkeit wäre eigentlich lauter Vorarbeit, und so weiter, und ich hoffte jetzt wirklich mit dem wirklichen Werk mal anzufangen; was man so, um Seiten zu füllen, schreibt. Und da lies mal gefälligst den Dithyrambus! *Er wirft Mäurer den Brief hin.* Also! Was sollte mich also festhalten!? — vorausgesetzt, daß von dem Reisegeld etwas für die Mäuler zu Hause übrigbleibt.

MÄURER. Was willst du mit siebenunddreißig Jahren, mein Junge, denn anders gemacht haben als die Vorarbeit? Der Japaner Hokusai sagt, alles, was er im Alter vor siebzig Jahren gemalt habe, sei nicht der Rede wert. Und du willst im Alter des Schülers verzweifeln?

SCHILLING. Na, Teufel, da will ich mir noch eine anstecken! — *Merkbar erregt, zündet er seine zweite Zigarre an.* Weshalb auch nicht? Na, alsdann! Versuchen wir's eben noch mal! Schneid hätt' ich eigentlich immer, bloß eigentlich keine Traute nicht. Es ist wahr, ich fühle mich hier etwas anders. Ich fühle mich hier — ich finde

wirklich, daß feste Entschlüsse ganz günstig wirken —, ich fühle mich hier sogar aufgefrischt! Ich könnte beinahe glauben — beinahe wieder glauben, es gibt außer dem jammerwürdigen Sackhupfen nach der Krume Brot und ähnlichen kläglichen Amüsemments noch einen anderen Zustand in der Welt. Die Erinnerung an... an... an den Gestank fängt an zu verblassen in... in der salzigen Inselluft. Man bildet sich ein... ganz ohne Spaß, man bildet sich ein, man fragt sich, ob man sich denn tatsächlich in diesen verdammten rückwärtigen Trichter muß hineinziehen lassen? — Warum denn? Nein! Ich glaube das nicht! Ich werde mal ganz entschieden nein sagen! Warum lass' ich nicht alles mal sitzen und liegen und hocken und quetschen und stinken nach Herzenslust? Warum nicht? Denkst du vielleicht, ich kann das nicht? Was denn? Sie saugen sich an wie die Blutegel, sie binden einem Hände und Füße delilaft, sie gießen einem Blei ins Hirn, sie knebeln einem das Maul mit Gemeinplätzen und pauken einem mit einem täglichen Hagel von faustdicken Dummheiten das letzte bißchen Ehrgefühl aus dem Tempel raus. Sucht mich im Peloponnes, meine Herrschaften! *Während seines halb ernstern, halb drolligen Ausbruchs hat Schilling sich erhoben und läuft umher. Gemeinsames Gelächter beider Freunde beschließt die Rede.*

MÄURER. Bravo! Man muß sich die Leber mal freipulvern!

Schilling entdeckt plötzlich das Schirmchen der Hanna Elias. Er nimmt es auf und besieht es von allen Seiten.

SCHILLING immer noch in Betrachtung des Schirmchens vertieft. Sage mal, wem gehört denn das?

MÄURER, *das Schirmchen prüfend.* Das wird 'n Schirmchen von Lucie sein! — Aber nein: die trägt ja nie solche Dinger.

SCHILLING *betrachtet das Schirmchen, blickt dann mit einem fragenden Ausdruck in Mäurers Augen, dann*

wieder auf den Schirm, den er aufspannt. Er untersucht den Griff, liest von einem Silberplättchen: „Zum 13. Juni 99“ — sieht wiederum Mäurer an, tut wie abwesend einige Schritte langsam und dumm lächelnd auf die Flurtür zu, bleibt stehen, schließt das Schirmchen, sagt halb abwesend, mit dem Ausdruck der Verlegenheit: Ganz unbegreiflich! — scheint dann aufzuwachen und geht mit den Worten: Entschuldige mich mal einen Augenblick! — durch den Flur in das Gastzimmer, um Klas Olfers zu suchen. — Mäurer ergreift einen Spazierstock und stößt dreimal gegen die Zimmerdecke. Sogleich verstummt das Geigenspiel, und Lucie kommt die Treppe heruntergepoltert und ins Zimmer.

LUCIE. Ist Schilling hier?

MÄURER. Nein. Was ist denn los?

LUCIE. Ich habe in diesem Augenblick oben auf dem engen Gang zwischen den Zimmern eine Dame getroffen, die sah wie Hanna Elias aus!

MÄURER. Hanna Elias? Das ist ja unmöglich. Hast du sie angeredet?

LUCIE. Nein. Ich war so verduzt, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Und außerdem war ich auch nicht ganz sicher. Es ist in dem Gange nicht hell genug.

MÄURER. Deshalb wirst du dich auch wahrscheinlich getäuscht haben; das heißt —: Schilling hat eben jetzt hier ein kleines grünes Schirmchen entdeckt! Sollte das Unheil doch in der Luft liegen? Na, jedenfalls red' ich mit ihr kein Wort.

LUCIE hält noch immer die Klinke der Tür, die sie hinter sich zugezogen hat, fest. Fragen wir doch mal Olfers, Ottfried!

MÄURER. Oder hole doch mal das Fremdenbuch! Ich sah vorhin schon den Olfers, der ja doch neugierig wie ein Rotschwanz ist, mit der fettigen Kladde um die Zimmertüren der Fremden herumschleichen.

Lucie eilt resolut in das Gastzimmer und ist sogleich mit dem Fremdenbuch wieder bei ihm.

LUCIE hat das Fremdenbuch auf den Tisch gelegt, blättert hastig. Also —: „Frau Hanna Elias!“ — Hier steht's.

MÄURER tritt heran, überzeugt sich, daß der Name wirklich dasteht, und Lucie und er blicken einander längere Zeit sprachlos an, dann sagt er: Das ist doch tatsächlich ein — Aas, dieses Frauenzimmer!

LUCIE. Pst, Ottfried! Ich glaube, sie kommen schon.

MÄURER. Dann kriech' ich durchs Fenster, liebes Kind. Ich kann diese blutleere Fratze nicht sehen. Diesen lemurischen Wechselbalg. Ich kriege das Grausen vor dieser Larve. Ich fürchte mich, wenn ich nachts unter einem Dache mit diesem Gespenste bin. Ich bin überzeugt, es springt ihr nachts eine weiße Maus oder was Ähnliches aus dem offenen Mund und saugt sich einem im Schlaf an die Pulsader. Adieu; komm nur nach, ich kneife aus! — Er steigt, während man die Stimmen von Hanna Elias und Schilling laut auf der Treppe hört, eilig zum Fenster hinaus.

LUCIE. Ottfried, Ottfried! Sei doch nicht unsinnig! Sie ist allein und wird von lautlosem Lachen geschüttelt. Nachdem sie ein wenig die Fassung gewonnen hat, horcht sie an der Thür und wischt dann, diese aufstoßend, ebenfalls schnell hinaus.

Hanna Elias und Schilling kommen jetzt die Treppe herunter, dieser voran ins Zimmer, sie folgt.

SCHILLING, dessen Antlitz jäh von einer beängstigenden Blässe befallen ist. Sie sind nicht mehr da. Sie sind schon fort. Wahrscheinlich schon an den Strand gegangen. Wart, ich häng' deine Jacke auf, oder... willst du den Hut aufbehalten? — Seine Bewegungen sind unsicher, seine Hände zittern vor Erregung. Er steckt den Kopf durchs Fenster hinaus und ruft: Ottfried! Ottfried! Fräulein Lucie! — Nein! — Nun setz dich, Hanna! Das ist

unsere separate Klausur hier. Olfers hat sie uns eingeräumt, damit wir nicht immerfort von den Gemeinplätzen der anderen Gäste belästigt werden. So! — *Die Thür ist geschlossen, er schließt auch noch das Fenster.* Jetzt aber bitte ich dich, kläre mich auf!

HANNA, *nur auf dem Rande eines Stuhles sitzend, die Arme ausgestreckt auf dem Tisch ruhenlassend, zerplückt ein Papier.* Du bist nicht sehr froh, daß ich bei dir bin?!

SCHILLING. Ich bin zunächst mal überrascht, liebe Hanna. Das kann schlechterdings auch nicht anders sein, wie du zugeben wirst. Alles andere ist dabei Nebensache.

HANNA, *wie vorher.* Ja, das sagst du! — Für mich leider noch immer nicht.

SCHILLING. Hanna, du sollst mich nicht falsch verstehen. Natürlich freu' ich mich, daß du da bist, aber sag mal selbst — erwarten konnt' ich dich doch nach dem, was geschehen ist, nicht; und nun gar auf dieser entlegenen Insel. — *Er reißt plötzlich wieder das Fenster auf und ruft:* Otfried! — Es war mir, als ob ich seinen Schritt hörte.

HANNA, *wie vorher.* Das klang ja beinahe wie ein Hilferuf!

SCHILLING. Mich beunruhigt nur, wenn sie nicht Bescheid wissen. Wir pflegen nämlich fast jeden Morgen in die Gegend des Leuchtturms hinaufzugehen oder treffen uns an der Kirchhofsmauer in Kloster, wo man einen umfassenden Ausblick hat. Ich will nur, daß sie nicht auf mich warten.

HANNA. Laß dich nicht stören, Gabriel, wenn du vielleicht eine Verabredung hast!

SCHILLING, *gutmütig aufbrausend.* Wie? Was? Du spaßest wahrscheinlich, Hanna.

HANNA, *nach längerem Stillschweigen.* Ja — um dir nun doch die Aufklärung einigermaßen zu geben,

die ich dir vielleicht schuldig bin: wir wohnen zur Kur in Breege auf Insel Rügen drüben. Und zwar war ich letzten Freitag beim Arzt, und er also hat uns dorthin geschickt — und da hörten wir auf dem Schiff ganz zufällig von Ottfried Mäurer, daß er auf Fischmeisters Oye ist. Und da ich schon in Berlin erfuhr, du bist mit Ottfried Mäurer zusammen, so wußt' ich auch deinen Aufenthalt.

SCHILLING, *mißtrauisch*. Der Arzt hat dich nach Breege geschickt?

HANNA. Ich hatte wieder drei Tage lang Bluthusten.

SCHILLING, *nervös, als habe er selbst diesen Husten*. Menschenskind! Daß du nicht einmal gründlich Wandel schaffst! Es ist ja horrend, was du armes, schwaches Geschöpf mußt durchmachen. *Er hat impulsiv ihre Hand ergriffen. Leise macht sie sich los und nestelt ihren Hut vom Kopfe.*

HANNA. Und dabei kam ich eigentlich für den Arzt nicht einmal in Betracht. Ich hatte ihm gar nicht von mir gesprochen.

SCHILLING *streicht über das nun freigelegte Haar*. Und also von wem?

HANNA. Ach, es betraf nur, du weißt, meinen Kleinsten. Es betraf nur...

SCHILLING. ...den kleinen Gabriel?

HANNA. Er kann sich noch immer nicht recht grade aufrichten.

SCHILLING *verfinstert sich plötzlich und geht mit düsterem und verbittertem Gesichtsausdruck auf und ab, nachdem er seine Hand von dem Scheitel Hannas genommen hat*. Liebe Hanna, ich habe die Welt nicht gemacht. Es tut mir leid: ich bin für die grausige Späßhaftigkeit des Daseins nicht verantwortlich. Wenn ich könnte, so würd' ich den kleinen erbärmlichen armen Schlucker von Jungen sofort gesund machen. Es ist mir unmöglich. Ich kann es nicht! Ich habe Tage und

Nächte gehabt . . . es geht nicht! Hanna, ich kann nicht mehr! Ich kann nur dem Fatum seinen Lauf lassen.

HANNA. Es ist gut, daß das Fatum ist!

SCHILLING. Wieso?

HANNA. Man kann auf das Fatum vieles abwälzen.

SCHILLING *schweigt, hält mit beiden Händen seine Schläfen und blickt von Hanna, abgehetzt, verzweifelt, gegen die Zimmerdecke; so stehend, sagt er nach einer Weile.* Weshalb bist du gekommen, liebe Hanna?

HANNA, *wie vorher, ruhig, aber mit bebender Stimme.* Weil ich nicht ohne dich sein kann, Lieb.

SCHILLING, *aus gepeinigter Seele, wie unter einem neuen Peitschenschlag.* Das ist eine Lüge! Das glaub' ich dir nicht!

HANNA, *sehr ruhig, sehr bleich.* Wieso ist das eine Lüge, Lieblich?

SCHILLING, *nach einigem Stillschweigen, mit scheinbarer Festigkeit.* Hanna, dies alles liegt hinter mir. Ich bin so weit . . . ich habe es hinter mich gebracht . . . mit Gottes Hilfe nun überwunden. Ich habe es mit unendlicher Mühe, sag' ich dir, endlich in den gehörigen Abstand von mir gebracht. Es ist nicht anders. Es ist zu Ende!

HANNA. Gut! *Sie erhebt sich.* Du bist gegen mich eingenommen durch irgendwen. Irgend jemand, den ich nicht fassen kann, hat mich in deine Ohren verleumdet. Gut! Ich werde dir aus dem Wege gehen. Obgleich ich nicht weiß, womit ich gefehlt habe. Aber, Lieblich, ich bitte dich, sofern es dir irgend genehm sein sollte: nimm mir den marternden Schmerz der nagenden Grübeleien aus der Brust; gewähre mir, wenn es sein kann, die eine letzte Gelegenheit, den Schandfleck von meinem Leibe zu waschen, der ihn in deiner Erinnerung sonst für ewig entstellen wird: Wie habe ich dich belogen, Lieblich?

SCHILLING. Frage, wo du mich nicht belogen hast!

Ich gebe ja zu, daß es für eine Frau wie dich, für eine so geniale Frau, nicht immer so absolut leicht ist, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Aber laß das! Erpresse mir diese bittren Bekenntnisse nicht! — Es ist nicht schön, wenn die Leute abrücken; glaube mir, es war kein erhabener Moment, als mir der erste den Rücken kehrte — dann der zweite, der dritte, der vierte Schlaupkopff im Künstlerklub. Das ist keine spaßhafte Überraschung, die einem da widerfahren ist! Aber Teufel, was wäre mir schließlich das! Auch daß ihr beide, dein Herr Gemahl und du, mich in eure östliche Schmutzfinkenwirtschaft eingewickelt habt, in eure kaltblütig vorher abgekartete Trennungskomödie, ist es nicht! Eure Vorurteilslosigkeit ließ das erwarten. Was aber hernach deine wunderbare Liberalität gegen deine Landsleute dir tatsächlich noch möglich machte, das zu berühren fehlt mir der Handschuh auf der Hand.

HANNA. Verleumdung!

SCHILLING. Richtig! *Er zündet die ausgegangene Zigarre wieder an und sagt kalt, mit verändertem Ton.* Sag mal, Hanna, wann wirst du abreisen! *Ihn überkommt nun plötzlich eine auffallende Gleichgültigkeit. Er läßt sich auf das Sofa fallen, paßt und scheint sich ausschließlich seiner Zigarre zu widmen. Hanna dagegen schreitet nun erregt im Zimmer umher.*

HANNA. Dies ist, wie mir scheint, hier ein Gasthaus für jedermann, der die Zeche nicht schuldig bleibt! Ich werde reisen, wann mir's beliebt. Ich werde keinesfalls vor dem morgenden Tage abreisen. Schon deshalb nicht: ich habe eine Freundin aus Rußland mit und kann mich unmöglich lächerlich machen.

SCHILLING. Warum hast du die Freundin mitgebracht?

HANNA. Warum lebst du denn hier mit deinem Freunde? — Mir liegt nichts an ihr, ich brauche sie nicht. Nun also: Sie hat sich an mich gehangen, sie ist

ohne Bekannte in Berlin; — sie ist eine harmlose kleine Person; und ich bin ein Weib, von allen verlassen. *Sie steht am Fenster und weint leise.*

SCHILLING, *nach längerem Stillschweigen, leise.* Ich rate dir, wieder zu deinem Mann zu gehn.

HANNA *fährt auf, mit leidenschaftlicher Heftigkeit.* Nie! Niemals! Warum sagst du das, Gabriel? Wo du doch weißt, wie bis ins Herz hinein mich das kränkt. Ich habe nichts mehr mit ihm zu tun. Ich werde mit meinem Kind trockenes Brot essen, aber niemals werd' ich auch nur einen Pfennig bei ihm erbitten gehn. Viel lieber selbst nach Odessa zurück und von dort mit dem Kinde im Arm nach Sibirien. — *Schilling erhebt sich, seufzt tief und geht umher.* — Ihr quält eine Frau; das vermag nur der Deutsche!

SCHILLING. Gut, Hanna, nehmen wir das mal an! Jetzt sei so gut, Hanna, beruhige dich! Ja? Laß deinen bewährten Verstand mal aufleuchten! Laß mich! Verfolge mich einige Wochen, einige Monate lang nicht! Die Sache ist die: Ich bin nicht mehr ich! Mein ganzes Wesen, meine ganze ursprüngliche Art zu sein, ist durch das Leben mit dir umgebildet; glaube mir, daß ich mir selber entfremdet bin. Ich bin alledem entrückt und entfremdet worden, womit und wozu ich geboren bin und wodurch ich allein existiere und wachse. Das hab' ich verloren, das suche ich nun. Und dazu muß ich allein sein, Hanna. Ich muß mich besinnen, ich muß blindlings fast wieder zum Kinde werden. Erst wieder neu gehen lernen, genau wie ein Kind!

HANNA. Oh, ich weiß wohl: ich kenne die ganze Intrige. Ich kenne den Mann, der ihr Urheber ist. Er hat mich gemieden von Anfang an; schon als du uns das erstemal vorstelltest, wußte ich gleich, er ist mein Feind. Nun, ich verlange von ihm nicht Gerechtigkeit — aber wenn er behauptet und wenn er sagt, er wolle dein Bestes mehr als ich, wenn Ottfried Mäurer das

sagen will, Gabriel, so achte ich diese niedrigen Lügen auch nur im allergeringsten nicht!

SCHILLING *preßt ihr Handgelenk, wird von einer andern Empfindung mehr und mehr überwältigt.* Verstehe! Begreife, geliebte Hanna! Ich möchte schreien... ich möchte dir klar machen...

HANNA. Und ich wünschte, ich wäre weit fort von hier!

SCHILLING, *in heißer Umarmung.* Bleib! Bleib! Verzeih mir, geliebte Hanna!

DRITTER AKT

Zwischen zwei Sandhügeln zieht sich ein breiter Feldweg nach dem Hintergrunde zu, zwischen anderen Hügeln gegen das Meer hin verschwindend. In dem Winkel, den die ferneren Hügel bilden, steht die See als tiefblaue Wand. Darüber das hellere Blau des wolkenlosen Himmels. Rechts vom Wege, im Vordergrund, liegt ein wenig höher hinauf ein Kirchhof; ein Teil seiner niedrigen Umfassungsmauer ist sichtbar, über die alte Mauer ragt ein altes Kreuzifix. Ziemlich weit vorn steht, in die Mauer eingebaut, die kleine, alte, mit Schindeln bedeckte Leichenhalle. Außer einem zerzausten Holunderstrauch an der oberen Ecke, außerhalb der Mauer, zeigt sich keine Vegetation. Nahe bei diesem Holunderstrauch ist aus vier Pfählen und einem Brett vor Jahren eine Bank errichtet worden, die, stark verwittert, noch steht. Links vom Wege liegt ein imposantes, aber stark verfallenes Mauerwerk, Reste eines alten Klosters. Das besterhaltene Stück ist ein Torbogen aus braunrötlichen Ziegelsteinen. Einige sehr alte Pappeln und Eschen erheben sich dahinter. Etwas romantisch Düsteres liegt über diesem Gebiet. Nicht mehr als zwei Stunden sind vergangen seit den Geschehnissen im zweiten Akt.

Lucie liegt unweit der kleinen Bank lesend im Thymian. Mäurer kommt vom Meer her den Weg hervor und zu ihr.

MÄURER. Bravo! Du bist noch allein, Schusterchen. Puh! Ich fürchtete, es würde womöglich um dich her schon Russisch gesprochen. Eine verfluchte Geschichte ist das!

LUCIE. Ich glaube, der arme Schilling mit seinen Damen kommt nicht; er fürchtet sich.

MÄURER. Wie kann man um Gottes willen ein Weib so wenig im Kusch halten, daß sie einem wie eine Bracke überall auf der Fährte liegt! Die ganze Insel ist

mir verleidet. Sie hat längst, kannst du mir glauben, die Witterung, daß wir mit Schilling etwas vorhaben. Das muß sie durchkreuzen. Davon hält sie kein Anstandsgefühl und nichts in der Welt überhaupt zurück. Aber sie kann ganz sicher sein, ich habe mir das jetzt auf meinem Gange alles durchüberlegt — sie hat in mir einen zum Letzten entschlossenen Gegner gefunden. Diese Beute jag' ich ihr ab.

LUCIE. Vielleicht steht es gar nicht so schlimm, wie du denkst, Ottfried, und Schilling hat Energie genug für sich allein.

MÄURER. Sobald sich's um Energie handelt, trau' ich ihm nicht. Nein! Besonders jetzt nicht. Da dürfte doch ein sehr entschiedenes Nachhelfen unbedingt nötig sein; daran soll es nicht fehlen, ich werde schon nachhelfen. Aber ob es gegenüber ihrer überlegenen weiblichen Strategie und ihrem Arsenal gegenüber was nützen kann, weiß ich nicht.

LUCIE *lacht*. Du wirst sie mir schließlich noch ganz interessant machen.

MÄURER. Daß sie interessant ist, leugne ich nicht. Ich muß sogar manchmal an Goya denken. Ich kann mir ohne Schwierigkeit vorstellen, daß sie dort oben — *er weist auf den Kirchhof* — hinter der Mauer zu Hause ist, in Gräbern haust und in Ewigkeiten verurteilt sein könnte, sich durch heißgesogenes Männerblut für ein grausiges Scheindasein aufzuwärmen.

LUCIE, *lachend*. Wenn das wahr wäre, müßte man ihr verzeihn.

MÄURER. Durchaus nicht. Ich hätschele keine Gespenster.

LUCIE. Wenn ich dir nun aber sage, Ottfried: ich weiß nicht, wieso mir hier alles gespenstisch ist; das Meer am Tage, das ununterbrochene Wuchten und Brausen der Brandung die ganze Nacht! Die Sterne! Die Milchstraße ist mir gespenstisch! Und ich freue mich,

daß alles hier so gespenstisch ist! Deshalb lieg' ich auch hier an der Mauer so gerne.

MÄURER. Ich kann dir eine andre Empfindung zugeben, die den meisten Menschen abhanden gekommen ist: das klare Gefühl, das sich hier ununterbrochen meldet, daß hinter dieser sichtbaren Welt eine andre verborgen ist. Nahe mitunter, bis zum Anklopfen. Dieses Gefühl soll dir, wenn du das meinst, erlaubt sein, Schusterchen. Im übrigen aber bin ich für dich verantwortlich, und ich habe eigentlich, als ich dich mit hierher nahm, nicht den Gedanken gehabt, dich in trübe Vorstellungskreise zurückzuverwickeln.

LUCIE. Du meinst, daß mir das Träumen von Mutter was Trübes ist?

MÄURER. Mit offenen Augen soll man nicht träumen; am hellichten Tag träumt man nicht. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß alle diese Gespenster Blut trinken. Um das auf die Dauer auszuhalten, haben wir alle nicht Blut genug.

LUCIE. Du irrst dich, wenn du meinst, daß mir der eigentümliche Zustand, dem ich so gern hier nachhänge, schädlich ist. Er wirkt angenehm; er ist mir wohltätig. Es ist ungefähr so, als wenn jemand durch eine Tür in unbekannte Räumlichkeiten gegangen ist, und während die Tür sich öffnet und schließt, folgt man ihm mit dem Blick und der Seele ein Stück ins Unbekannte hinein.

MÄURER. Ich weiß, wie sehr dieser Zustand verlockend ist... dieser Zwischenzustand, könnte man sagen, wo das Schemenhafte sich überall ins reale Leben mischt; wo man mit einem Fuß auf der Erde steht und mit dem andern im Übersinnlichen. Und doch schaudert der Mensch vor dem Eindruck von Todesfällen und den damit verknüpften aufwühlenden Folgezuständen ganz vernünftigerweise zurück.

LUCIE. Es ist mir heiter, es ist mir nicht auf-

wühlend. Ich wiege mich einfach in dem bestimmten Bewußtsein, daß ich mit Mutter verbunden bin. Es hat außerdem alles um mich etwas eigentümlich Interimistisches. Ich weiß nicht, ich glaube nicht, daß das alles: das Rauschen, das Licht, das Lerchengetriller, endgültig ist.

MÄURER *legt den Arm um Lucie*. Aber hoffentlich sind wir beide endgültig.

LUCIE. Meinst du, Liebster? Ich weiß es nicht! *Er küßt sie inbrünstig*.

MÄURER. Dich nehm' ich in alle Ewigkeit über alle Fixsterne und Planeten des Weltalls mit.

LUCIE. Wirklich?

MÄURER. Was hast du denn eigentlich, Lucie?

LUCIE. Nichts. *Sie sieht ihn mit großen, feuchten Augen grade an*. Ich denke nur manchmal — man sieht es zum Beispiel auch in der Sache mit Schilling —, daß, wenn bei dir Liebe und Kunst in Konflikt kommen, daß dir dann die Kunst das vor allem Wichtige ist.

MÄURER. Ja, aber bei uns gehen sie Hand in Hand, kleines Liebchen.

LUCIE. Hat diese Hanna nicht vor zwei Jahren noch einen Sohn gehabt?

MÄURER. Sie behauptet sogar von Schilling.

LUCIE. Nun, und?

MÄURER. Jawohl, es kann ganz gut möglich sein. Es ist ein entzückender blonder Strunk; nur leider, wie's scheint, nicht recht lebensfähig.

LUCIE. Na, und Schilling?

MÄURER *zuckt mit den Achseln*. Er hat mir die Photographie gezeigt. Das Schicksal eines Kindes, Lucie, ist während der ersten Jahre die Mutter. Sie vernachlässigt es, weil sie lieber Tee trinkt und in Wiener Cafés mit verlumpten Studenten kannegießert. Wenn sie es braucht gegen Schilling, denkt sie daran. Ich wundre mich überhaupt, daß sie diesmal auf den

Effekt, mit dem Kindchen im Arm als verlassene Mutter aufzutreten, verzichtet hat.

LUCIE. Eigentlich bist du sehr hart — doch ich hab' dich lieb, Ottfried.

MÄURER *lacht*. Dafür bin ich dann auch ein Dauer-
spielzeug. — Oder ist es nicht wahr, daß ihr, wie Kinder,
was ihr liebt, am liebsten zunichte macht?

LUCIE. Pst, Ottfried! Sie kommen. Wir wollen
ihnen um Schillings willen entgegengehn.

MÄURER. Ungern, äußerst ungern, Schusterchen.
*Auf dem Wege im Hintergrunde tauchen Köpfe auf.
Schilling, Hanna Elias und Fräulein Majakin. Lucie
ist elastisch aufgesprungen, Mäurer erhebt sich langsam
und widerwillig, geht aber, nachdem er sich abgeklopft hat,
mit Lucie den Ankommenden entgegen.*

SCHILLINGS STIMME. Ku u il

*Mäurer antwortet nicht im Weiterschreiten. Im Hinter-
grund findet dann die Begegnung statt. Von der Begrüßung
sieht man die Verbeugungen und hört undeutliche Stimmen.
Wiederum fliegt eine Möwe von links hinten nach rechts
vorn durch das Dünenental über den Kirchhof. Nach einiger
Zeit lösen sich Mäurer und Fräulein Majakin aus der
Gruppe und kommen nach vorn. Die übrigen bewegen
sich in der Ferne die Hügel links hinauf, stehen einige
Zeit in den Anblick des Meeres versunken und verschwin-
den dann aus dem Gesichtskreis.*

MÄURER. Sie kennen Frau Hanna Elias schon lange?

FRÄULEIN MAJAKIN, *langsam und überlegt redend,*
in der Aussprache die Russin verratend. O nein!
Ich kenne sie erst seit kurze Zeit. Wir trafen zusammen
auf eine Sitzung in Berlin dieses Frühjahr von die letzt-
verwichene große internationale Frauenkongreß. Mein
Vater ist Arzt, meine Mutter ist tot. Ich reise schon seit
vier Jahren mit meinem Papa in Europa umher. Er hat
seine — wie sagt man? Praxis? —, er hat seine Praxis
aufgegeben.

MÄURER. Ich war der Meinung, Ihre Bekanntschaft mit Frau Hanna datiere sich schon von Rußland her.

FRÄULEIN MAJAKIN. O nein! Wie gesagt, erst seit kurze Zeit. Aber ich bewundere sehr Frau Hanna, ich verehere ihr sehr, ich liebe ihr sehr. Ich finde, sie ist eine Frau von Bedeutung, sehr überraschend, sehr wunderbar interessant und klug.

MÄURER. Worin sehen Sie ihre Bedeutung, mein Fräulein?

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich liebe nicht Frauen, die Sklavinnen sind und die sich ihr Recht am Dasein verkümmern lassen. Ich verehere ihr sehr, ich verdanke sie viel. Ich kann beinah sagen, sie hat mir zu eine neue Religion . . . zu die Religion von Schönheit verholfen.

MÄURER. Haben Sie denn in Rußland nicht solche Frauen massenhaft?

FRÄULEIN MAJAKIN. Nein. Wir haben Frauen, sie sprechen den ganzen Tag von die Politik und gar nicht von Kunst. Sie sind oberflächlich. Man sieht selten sie fasziniert von Kunst. Und es ist sehr schön zu bemerken, wie sehr fasziniert von die große Kunst von Professor Schilling Frau Hanna ist.

MÄURER, *mit einem sardonischen Lächeln, das liebenswürdig sein soll.* Tja! Das ist sehr hübsch, was soll man da sagen? — Und Sie haben nun also die Religion von Frau Hanna auch in sich aufgenommen? Was?

FRÄULEIN MAJAKIN. Nun, ich bin leider noch jung und sehr ungelehrt. Ich kann mir natürlich nur wenig von ihre Verständnis anmaßen. Sie müssen mit mir, wenn ich bitten darf, nachsichtig sein. Aber ich habe sogleich in die Nationalgalerie begriffen, daß Professor Schilling ein großer Künstler ist.

MÄURER. Wo haben Sie das begriffen, mein Fräulein?

FRÄULEIN MAJAKIN. In das Museum zu Berlin, wo mir Frau Hanna so freundlich war und hat mir vor die berühmte Werke von Professor Schilling geführt.

MÄURER. Ich glaube, wenn Sie das mal dem guten Schilling sagen, daß er Professor ist und Werke in der Nationalgalerie hat, würden Sie ihm einen diebischen Spaß machen.

FRÄULEIN MAJAKIN. Wie sagen Sie?

MÄURER. Nichts. Es war weiter nichts.

FRÄULEIN MAJAKIN. Es ist schade um diesen bedeutenden Menschen.

MÄURER, *nachdem er sie verdutzt eine Weile von der Seite angesehen hat.* Das stimmt vielleicht. Ich hoffe indes, daß es noch nicht zu spät mit ihm ist. Woher kommt Ihnen aber die Einsicht, mein Fräulein?

FRÄULEIN MAJAKIN. Oh, es ist nicht so schwer, in seine fieberhaft peinvolle Augen zu lesen und in die Linie von sein schweres Leiden in seine schönen, verfallenen Gesicht.

MÄURER, *beinah erschrocken.* Meinen Sie, daß er körperlich leidend ist?

FRÄULEIN MAJAKIN. Von sein psychische Leiden spreche ich begreiflicher Weise nicht.

MÄURER. Nun, es macht mir eigentlich jedesmal Spaß, wenn Leute über Schilling erschrecken. Es geschieht nämlich meistens, wenn sie ihn sehen, beim erstenmal. Schon vor achtzehn Jahren sah Schilling so aus. Er selbst pflegt immer den Witz zu machen, man könne durch dunkle Ringe um beide Augen die Welt viel genauer und gründlicher sehn.

FRÄULEIN MAJAKIN, *ohne darauf einzugehen.* Denken Sie, ich habe mir nach die Radierungen, die ich sehr liebe, in die Kupferstichkabinette zu Petersburg von Ihre Person, Herr Professor, auch eine solche Idee gemacht.

MÄURER. Wieso? Sie kennen meine Radierungen?

FRÄULEIN MAJAKIN. Oh, ich habe sie schon im zwölften, dreizehnten Jahr durch meinen Papa in die russischen Sammlungen kennengelernt.

MÄURER. Wenn Sie einen solchen Papa haben, brauchen Sie doch eine Hanna Elias nicht!

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich habe gedacht an eine lange, bleiche Gestalt mit kohlschwarze Augen und dünne Lippen, an einen Mensch, der vor die viele große und furchtbare Visionen wie von eine Fieber ausgehöhlt und gefoltert ist. Und nun sehe ich eine gesunde Gelehrten.

MÄURER *zuckt mit den Achseln, lacht*. Ja, so geht's einem, Fräulein, wie das so ist. Man muß nie den unverzeihlichen Fehler begehn, seinen Idealen zu nah auf den Leib zu rücken. *Sie sind während der Unterhaltung, zuweilen stehenbleibend, zuweilen schreitend, zu der kleinen Bank an der Mauer gelangt.* — Aber bitte, wenden Sie nun Ihren Blick von dem unschuldigen Gegenstand Ihrer Enttäuschung einmal ab, und betrachten Sie unsre wundervolle Umgebung!

FRÄULEIN MAJAKIN. Sie lieben, scheint es, über alles die Einsamkeit.

MÄURER, *lustig erregt*. Ich bin ein Gott, wenn ich sechs bis acht Stunden täglich ausschließlich mir überlassen bin. Ein Tag in Gesellschaft macht mich zu jenem geschlagenen, ausgeplünderten, armen Mann, der von Jerusalem nach Jericho zog und unter die Mörder fiel.

FRÄULEIN MAJAKIN. Oh, ich liebe Gesellschaft, ich liebe die Menschen!

MÄURER. Und also gefällt Ihnen höchstwahrscheinlich unsre Insel, wo es keine Wiener Cafés, keine Konzerte und keine Theater gibt, nicht?

FRÄULEIN MAJAKIN. O nein, ich begreife wohl, wie dies alles von eine beängstigend kalte Größe und Schönheit ist. Nur, ich leide in solche Umgebung an eine schwere Empfindung von die eigne Geringfügigkeit und Verlassenheit. Dagegen ich liebe, wie eine Gott: der Mensch! Mir sagen nichts diese tote Sandhügel,

wo nichts auf die Schrei meines Herzens hört. Ich bin für ihr nicht, und sie sind für mir nicht, und nur der Mensch ist dem Menschen Gott, Himmel, Welt, Heimat und Zufluchtsort. Ich kann in die tote Natur keine Sinn bringen.

MÄURER, *verdutzt*. Wie alt sind Sie denn, Fräulein Majakin?

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich bin vor drei Tagen siebzehn geworden.

MÄURER. Da gratulier' ich nachträglich noch!
Lucie kommt in ihrer temperamentvollen Art über die Dünen nach vorn.

LUCIE. Du läßt uns ja auf hinterlistige Weise im Stich, lieber Ottfried!

MÄURER, *kühl*. Wieso?

LUCIE. Ich störe doch nicht hier ebenfalls?

MÄURER, *kurz, trocken*. Wieso ebenfalls? Keineswegs doch, Lucie.

Lucie stutzt, lacht und nimmt mit einigem Abstand auf der Erde Platz. Sie zupft Halme aus und kaut sie, zugleich Mäurer und Fräulein Majakin unauffällig beobachtend.

LUCIE. Dein schnelles Abbiegen hat, glaub' ich, den guten Schilling etwas gekränkt, Ottfried.

MÄURER *antwortet Lucie durch einen Blick über die Augengläser, wobei er erstaunt und mit Mißbilligung ihrer Indiskretion den Kopf schüttelt, schließlich wendet er sich mit Achselzucken von ihr ab und zu Fräulein Majakin. Wovon sprachen wir doch, Fräulein Majakin?*

FRÄULEIN MAJAKIN. Oh, verzeihen Sie, Herr Professor, was mögen dies wohl für alte Ruinen sein?

MÄURER. Es sind Reste von einem alten Kloster, einer alten ehemaligen Franziskanersiedlung. Hier hausten die grauen Mönche von Stralsund. Man findet noch alte Kellergewölbe, und ich weiß bestimmt, wer an Geister glaubt, der kann die Fratres und Patres

noch sehen nachts ihre Messe zelebrieren und Umzug halten.

LUCIE. Kannst du mir eigentlich sagen, Ottfried, ob dort nach Westen zu in der See noch andre Inseln sind?

MÄURER. Nein.

LUCIE. Ich höre den ganzen Tag, und zwar ununterbrochen, Glockenläuten.

MÄURER. Ich auch. Es kann eine Glockenboje, aber noch wahrscheinlicher absolute Gehörstäuschung sein.

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich zweifle fast an die Wirklichkeit, wenn ich denke, daß mich der glühende Wunsch von meine unreife Mädchenjahre, Sie zu sehen, nun auf diese unbekannte, einsame Insel, in diese fremde, sonderbare Umgebung auf einmal ganz wunderbar erfüllt worden ist. *Sie blickt auf ihre Hände, die etwas zerpfücken.*

Schilling und Hanna Elias erscheinen im Hintergrund.

SCHILLING, *mit faxenhaften Gebärden, schreiend.* Ahoi! — Kuckuck! Ahoi! — Kuckuck!

MÄURER, *nervös beunruhigt.* Beinahe möchte ich gegen Sie ehrlich sein. Ich stimme nicht — ich weiß nicht, woran es liegt —, ich sympathisiere mit Ihrer Freundin Hanna Elias nicht. Ich gerate in einen, wir Deutsche nennen das: rappligen Zustand. Ich bin ungerecht, es reizt mich an dieser Persönlichkeit jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort. Wenn es Ihnen recht ist und Sie meine Gesellschaft nicht lästig finden, so könnten wir ihnen vielleicht noch für einige Zeit, um die Kirchhofmauer herum, aus dem Wege gehn.

LUCIE, *mit Entschlossenheit.* Damit würdest du Schilling bitter beleidigen!

SCHILLING, *wie vorher, etwas näher.* Ahoi! — Kuckuck! *Der Kuckucksruf, den Schilling laut und ziemlich getreu nachmacht, wird vom Echo, aus der Gegend des Kirchhofs, jedesmal stark und deutlich wiederholt.*

MÄURER zuckt mit den Achseln, wird vor Ärger rot und sagt scheinbar gleichgültig. Wo werden Sie denn im kommenden Winter sein, Fräulein Majakin?

FRÄULEIN MAJAKIN. In Berlin. Mein Vater gedenkt bis zu Ende März in die dortige Bibliothek zu arbeiten.

SCHILLING, noch näher. Kuckuck! — *Echo: Kuckuck!* — Ahoi! — *Echo: Ahoi!* Hört ihr den Kuckuck, Kinder?

MÄURER ruft dagegen. Im Herbst einen Kuckuck? Botanik schwach!

SCHILLING, äußerlich übertrieben forsch, in heimlich bettelnder Verlegenheit. Ehrenwort, Ottfried! Kannst du nicht hören?

LUCIE, zu Ottfried. Du kannst dich auch überzeugen, daß unter den toten Vögeln, die nachts an den Scheiben des Leuchtfeuers zugrunde gehn und die um den Leuchtturm unten herumliegen, auch der Kuckuck ist.

SCHILLING, wie vorher. Kuckuck! — *Echo: Kuckuck!* — Kuckuck! — *Echo: Kuckuck.*

MÄURER. Du bist ja recht spaßhaft aufgelegt.

SCHILLING. Ihr lacht, weil ihr nicht wißt, wer da eigentlich antwortet.

MÄURER. Na, ich denke ein Kuckuck!

SCHILLING. Ja Kuchen, Ottfried! Das ist der spaßhafte Anton mit der Sense, der hinter der Leichenhalle sitzt! — Hört ihr ihn denn nicht dengeln, Kinder? *Man hört das Geräusch eines Dengelnden.* Kuckuck! — *Echo: Kuckuck! lauter als vorher.* Die Gesellschaft bricht in kramphhaftes Lachen aus. Wer hat gute Augen von den Herrschaften? Der lese mal, was hinten auf dem Spritzenhaus, oder wollte sagen auf der Totenkapelle, geschrieben steht!

LUCIE liest langsam und laut.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg.

Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Erster Korinther fünfzehn, fünfundfünfzig.

SCHILLING, mit theatralischer Geste und Wildheit.

Kuckuck! — *Echo: Kuckuck!* — Kuckuck! — *Echo.* —
Kuckuck. — *Echo.*

MÄURER. Na nu hör aber mal auf mit dem gruseli-
gen Unsinn!

*Schilling ist mit Hanna Elias, die sehr bleich ist, heran-
gekommen.*

SCHILLING, *krampfhaft unbefangen.* Ich gestatte mir,
vorzustellen: Ottfried Mäurer, Frau Hanna Elias, lang-
jährige brave Freundin meinerseits. Ein Königreich
für ein Glas Pilsener Bier, meine Herrschaften!

MÄURER. Wieder verschwitzt — Donnerwetter noch
mal! Gleich, wenn wir zu Hause kommen, wird nach
Stralsund telegraphiert, und morgen hast du ein ganzes
Faß davon.

HANNA, *laut zu Fräulein Majakin.* Er war schreck-
lich niedergedrückt, wie er sagt, und nun ist ihm die
heitere Laune wiedergekommen.

SCHILLING, *mit ironischer Begeisterung.* Das ist die
unendliche Freude, Freude, Freude, mein liebes Kind!

HANNA, *finster.* Oh, ich nehme nicht an, daß etwa
nur ich die einzige Ursache deiner Freude bin. Dennoch
fühl' ich sehr wohl, wie wichtig es war, hierherzukom-
men.

SCHILLING, *mit ironischem Pathos.* Ich danke, du
opferfreudiges Weib.

MÄURER. Vielleicht interessiert es Sie, Fräulein
Majakin, einen Blick auf die ärmlichen, namenlosen
Gräber zu tun.

SCHILLING. Willst du dich wieder drücken, Ottfried?

MÄURER. Mich drücken? Wieso? Ich verstehe dich
nicht.

SCHILLING. Weil dir vielleicht die Gesellschaft eines
Künstlers, der nicht so viel solides Sitzfleisch hat wie
du, störend ist.

MÄURER, *schneidend.* Ich stehe bei meiner Arbeit
meistens. — Wir kommen gleich wieder; ich zeige der

Dame nur mal einige der eigentümlichen Inschriften, die auf dem Kirchhof sind.

SCHILLING. Ein toter Heuschreck hopst nicht mehr.

MÄURER. Wie meinst du?

SCHILLING. Das wäre auch so 'ne nette Inschrift. Dort oben liegen nämlich Leute, die ohne zu wissen wie auf diese Insel gekommen sind.

MÄURER. Jawohl, es sind gestrandete Seeleute.

SCHILLING. Sie sind sonst ziemlich mit heiler Haut, die Füße voran, hier angelangt. Nur mit etwas durchnässten Unterhosen. Aber die trocknen schon wieder mit der Zeit. Manche ohne Hut, einige sogar ohne Strümpfe. Einem wackren Seemanne macht das nichts! Man kann ja pumpen, pumpen, pumpen sein Leben lang.

MÄURER. Wenn das deine neuerworbene gute Laune sein soll, lieber Schilling, dann wünsch' ich mir wirklich deine sogenannte schlechte Stimmung von heute morgen zurück! — Entschuldige uns einen Augenblick!

Mäurer entfernt sich mit Fräulein Majakin, und man sieht ihn durch eine kleine Gitterpforte den Kirchhof betreten. Schilling blickt ihnen nach, zuckt die Achseln, lacht kurz in sich hinein, nimmt auf der Bank Platz und zieht Hanna neben sich, mit dem Blick immer noch das Paar auf dem Kirchhof verfolgend. Alsdann fährt er schnell herum und sieht mit einem verlorenen Lächeln

Lucie an, die noch ruhig im Sande liegt.

SCHILLING. Ja ja, so geht's in der Welt, Fräulein Lucie.

LUCIE antwortet, indem sie Thymian in der Handfläche reibt, mit Bedeutung. Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt.

HANNA. Gott sei Dank, ich habe es schon auf der Züricher Universität verlernt, mir von Männern, die unhöflich sind, imponieren zu lassen.

SCHILLING. Und auch Leute, die auf ihren Erfolgen wie auf Stelzen gehn, imponieren mir nicht.

LUCIE. Das kommt Ihnen nicht aus dem Herzen, Schilling. — *Sie erhebt sich:* Übrigens, Schilling, wenn Otfried wiederkommt und er etwa mich, was ich nicht glaube, vermissen sollte, sagen Sie, bitte, ich wäre zu Haus!

SCHILLING, *mit Beziehung auf Fräulein Majakin Lucies Worte wiederholend.* Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt! Es ist kein Verlaß in solchen Sachen. Die Überraschungen hören nicht auf. — *Mit Augenzwinkern:* Wollen wir mal schlau nach dem Rechten sehn?

Schilling hat sich erhoben und schleicht mit komischer Vorsicht, als ob er Mäurer und die Majakin belauschen wollte, gegen die Kirchhofsmauer, die er erklettert.

LUCIE, *unwillkürlich lachend.* Fallen Sie bloß nicht da runter, Schilling!

SCHILLING. Und besonders nicht nach innen hinein!

LUCIE. Nein; lieber, wenn's geht, noch mal nach außen!

Schilling tut einen absichtlich komischen Fall von der Mauer nach außen, Lucie läuft lachend davon und verschwindet. Schilling steht da und putzt sich die Kleider ab.

HANNA. Gabriel, hast du dir weh getan?

SCHILLING. Keine Spur! Ich glaube, ich rutschte freiwillig runter. — *Sie an sich ziehend, heiß, ihr ins Ohr:* Woll'n wir nochmal in die Dünen gehn? Bernstein suchen, mein' ich natürlich.

HANNA, *bleich und erregt.* Tu alles nach deinem Belieben mit mir!

SCHILLING. Komisch, die wilden Schwäne, die über uns hinleierten! Bist du erschrocken?

HANNA. Ein wenig!

SCHILLING. Ich nicht. Meinethalben könnten es Viecher mit Klauen gewesen sein, ich hätte dich doch nicht losgelassen! Du Schwarze, du Schneekühle, du Braut von Korinth! — *Er stutzt:* Siehst du Mäurer?

HANNA. Gott sei Dank, nein, ich sehe ihn nicht.

SCHILLING, *schadenfroh, geheimnisvoll*. Er hat auf die Majakin angebissen.

HANNA. Nun, weder als Künstler noch auch als Mensch, ich bewundere ihn nicht. Er kann nur wehrlose Frauen beleidigen.

SCHILLING, *mit spaßhafter Entrüstung*. Ja, es ist wahr, Hanna; soll ich ihn fordern?

HANNA. Du scherzest, ich weiß. Du sollst es nicht tun und tust es auch nicht.

SCHILLING. Durst. *Er läßt sich auf die Erde nieder, mit dem Munde über eine Lache, und trinkt.* — Oh, schmeckst du prächtig! — *Er gewahrt sein Spiegelbild in der Lache und erschrickt:* Kruzitürken, bin denn das ich?!

HANNA. Du trinkst doch aus dieser grünlichen Lache nicht?!

Eine Krähe schreit.

SCHILLING. Verfluchte Krähe! Willst du dein Maul halten! Komm mal her. Hanna, sieh mich mal an! Wie seh' ich aus?

HANNA. Ganz wie immer, Liebster!

SCHILLING. Na, alsdann! Wozu soll ich nach Griechenland? — *Er ist aufgestanden und starrt bewegungslos gegen das Meer hin.*

HANNA *vermag ihre heimliche Beängstigung durch seinen eigentümlichen Zustand nicht mehr zu verbergen.* Und wenn du mir diesen Augenblick die Weisung geben willst, Gabriel: reise ab, in derselben Stunde will ich noch abreisen. Befiehl mir! Ich weiß, daß du von diesem kalten, herzlosen Menschen abhängig bist. Ich will deine Hand küssen und will abreisen. Ich sehe wohl ein... ich will nicht, daß du gepeinigt bist.

SCHILLING. Horch mal, die See rauscht bis hier herauf! — *Er horcht, erhebt plötzlich aus starrer Versonnenheit ekstatisch die Arme, als ob er eine überirdische*



Vision sähe: Oh! Oh! Oh!! Oh!!! Das Element! Das Element! Wie geblendet von einem überirdischen Glanz, in den er sich auflösen möchte, beginnt er zu wanken.

HANNA. Um Himmels willen, was ist dir denn, Gabriel?

SCHILLING. Nichts! Gar nichts! Ruhn! Müde! Nur ausruhn, Liebchen!

Er hängt schwer in Hannas Armen, die ihn zur Erde niedergleiten läßt.

HANNA. Gabriel! Gabriel! Gabriel!

VIERTER AKT

Ein Zimmer im ersten Stock des Saalbaues von Klas Olfers' Gasthaus; weiß getüncht, mit zwei Fenstern in der Hinterwand. Der Blick durch diese Fenster geht frei auf die See, die wiederum wie eine blaue Wand die Rahmen so weit ausfüllt, daß nur ein kleines Stück Himmel oben sichtbar ist. Wiederum ist ein strahlend heller Herbsttag. Je eine Tür links und rechts verbindet den Raum mit anderen Gastzimmern. Er hat links an der Wand die einfache helle Holzbettstelle mit Strohsack usw. und bunter Decke, rechts ein kleines Sofa mit Tisch davor, eine primitive Wascheinrichtung mit Spiegel und einen Kleiderschrank, darin Mäurer, der das Zimmer innehat, seine Garderobe unterbringt. An einigen Kleiderhaken hängen Mäurers Hut, Wettermantel, Stock usw. Auf dem Tisch, der mit einer grünlichen Decke bedeckt ist, stehen eine Wasserflasche und Gläser. In einer Zimmerecke befindet sich Mäurers geschlossener Reisekoffer. Lucie sitzt am Tisch und schreibt Briefe. Hanna Elias kommt leise aus der Tür links.

LUCIE. Schläft Schilling wieder?

HANNA. Jawohl, er schläft. Er ist eine Minute aufgewacht und hat nach Doktor Rasmussen gefragt. Wann kann Herr Rasmussen frühestens hier sein?

LUCIE. Mäurer hat gleich, noch bevor Schilling gestern den Wunsch äußerte, gleich nach dem Anfall, telegraphiert.

HANNA. Und meinen Sie, daß er die weite Reise machen wird?

LUCIE. Aber ohne Zögern, ganz unbedingt.

HANNA nimmt am Tisch Platz. Er verlangt sehr dringend nach Doktor Rasmussen. — *Nach kurzem Stillschweigen fortfahrend:* Ich werde den gestrigen Tag

und die heutige Nacht nicht vergessen, die ich auf dieser Insel verlebt habe.

LUCIE, *abwechselnd zuhörend, schreibend oder über den Brief nachdenkend.* Das glaube ich wohl.

HANNA. Sie sehen, wie gut es war, Fräulein Lucie, daß ich gekommen bin.

LUCIE, *verdutzt.* Das kann ich nicht recht verstehen, Frau Hanna.

HANNA. Ich habe in der letzten Zeit gefühlt, daß mit Schilling eine tiefe Veränderung vorgegangen ist. Das hab' ich gewußt, und das hat mich beunruhigt.

LUCIE. Dann hätten Sie sich aber doch sagen sollen, daß es gut für ihn wäre, mal für einige Zeit von seinen Sorgen befreit zu sein.

HANNA. Er ist von den schrecklichen Quälereien seiner echt deutschen Ehefrau so zerrüttet, daß er hundertmal zu mir gesagt hat: „Hanna, nur wenn du bei mir bist, habe ich ein Gefühl von Geborgenheit.“ Es ist ein Verbrechen, was eine solche Frau an dem Manne begeht, mit ihren Vorwürfen, ihren ewigen Tränen und Anklagen, mit ihren täglichen Forderungen um Geld, wo er doch, trotz aller Arbeit, nichts verdienen kann, und sie könnte mit ihrem Klavierunterricht viel besser als er das Leben verdienen.

LUCIE. Mag sein, daß Frau Eveline nicht sehr besonders tatkräftig ist; sie soll es ja früher, als sie von England als Gouvernante zurückkam, reichlich gewesen sein.

HANNA. Ich habe diesen Mann im Elend gefunden, im Elend geliebt! Weil er elend war, hab' ich ihn geliebt. Ich wollte ihm helfen in seiner Verzweiflung. Ich nahm nie einen Pfennig Geld von ihm. Eher sucht' ich es, wo ich es finden konnte! Ich wollte ihn aus der Sorge reißen. Ich wollte nicht, wie Eveline, durch ihn versorgt und erhalten sein. Sie wirft auf den armen Schilling jede Verantwortung. Ich trage selbst die Verantwortung.

Ich weiß, seine Kunst ist viel zu gut! Und er kann unmöglich damit viel Geld machen. Er braucht mich, ich bin ihm unentbehrlich, ich teile mein letztes Brot mit ihm.

LUCIE. Ich würde mir jedenfalls niemals einreden können, daß irgendein Mensch nicht ohne mich existieren kann.

HANNA. Das ist bei Ihnen und Mäurer ein anderer Fall. *Lucie lacht kurz und leicht auf.* Aber ich habe zu ihm gesagt: Ich will deine Arbeit, ich will dein Glück. Ich werde gehen und nicht wieder auftauchen, wenn du mit deiner Frau glücklicher bist. Ich dachte, er schläft auf einer elenden Feldbettstelle in einem feuchten und eisigen Atelier. Soll er lieber bei seiner Frau schlafen, hab' ich gesagt, wenn es gut für ihn ist. Nun, er antwortet mir: nur das nicht! Er hat vor meiner Haustür gestanden, als ich russische Herren zu Besuch in meiner Wohnung hatte, bei achtzehn Grad Kälte, stundenlang. Um elf Uhr ist er darnach fortgegangen, weil ich nicht bemerkt hatte, daß er da war, und ist nachts halb ein Uhr, wo alles still war, wiedergekehrt und hat mich mit Steinchen ans Fenster geweckt. So habe ich ihn glücklicherweise entdeckt.

LUCIE, *trocken.* Da wird der gute Schilling wohl etwas verfroren gewesen sein.

HANNA. Er war halbtot, als er zu mir kam, und hat sich erst gegen Morgen erwärmt.

LUCIE. Hat er denn solche Anfälle wie den gestrigen schon früher gehabt?

HANNA. Ich weiß, seine Frau hat ihn aufgeregt. Sie hat ihm gedroht, sie wird sich töten, wenn er nicht eine Liebe zu mir aufgibt. Wie kann er denn diese Liebe aufgeben? Wo sie ihm doch der einzige Sinn seines Lebens ist, die Rettung von ihrer Banalität! Soll er denn seine Kunst aufgeben, wo er sagt, daß seine Liebe zu mir die innerste Seele von seiner Kunst ist?

LUCIE. Leider hat er in den letzten Jahren nichts mehr gearbeitet.

HANNA. Oh, er hat ein süßes Kinderporträt von meinem kleinen Sohn Gabriel gemacht.

LUCIE. Wenn man aber bedenkt, daß in mehreren Jahren nur dieses Bildnis entstanden ist, so kann man doch wohl nicht anders sagen, als daß seine Kraft darniederliegt.

HANNA. Sie liegt durchaus nicht gänzlich darnieder. Er bewundert wie nichts in der Welt meinen Akt. Nun, ich bin selber viele Monate krank gewesen und habe in seinem ungesunden und kalten Atelier nicht ohne Bekleidung stehn können, in einer sehr verbogenen Stellung als Modell für seine Geburt der Venus. — Ich habe es aber mit Anstrengung meiner letzten Kräfte getan, bis ich von der Kiste, auf der ich stand, ohnmächtig zusammengebrochen war.

LUCIE. Ich setze voraus, daß es an Ihrem guten Willen nicht liegt; das Resultat ist aber doch klar. Und Sie sollten doch verständigerweise die Absichten Mäurers unterstützen.

HANNA *steht auf*. Er sagt, daß Mäurer ihn deprimiert; er sagt mir, daß Mäurer ihn entmutigt.

LUCIE *lacht herzlich, mit einem Anflug von Bitterkeit*. Nun, alles, was die Menschen Widersprechendes durch-einanderschwatzen, unter einen Hut zu bringen ver-stehe ich nicht.

SCHILLINGS STIMME. Hanna!

HANNA. Sie sehen, er ruft mich, Fräulein Lucie. —

Sie geht zu Schilling hinein, ab.

Kaum daß Hanna Elias verschwunden ist, als ziemlich geräuschvoll Rasmussen eintritt. Er ist als Typus den Fischern der Insel verwandt. Sein Scheitelhaar ist er-graut, der rötlich blonde Bart noch ohne weiße Fäden. Seine Kleidung ist schlecht und recht. Sein Schuhwerk massiv. Er hat eine Ledertasche umgehängt, einen Sommer-

paletot überm Arm, einen weichen schwarzen Hut in der Hand, in der Rechten einen kräftigen Stock.

RASMUSSEN, *mit einem großen Schritt über die Schwelle, laut.* Na, da bist du ja, Lucie; na, was gibt's? Was habt ihr denn wieder ausgefressen? Guten Tag! Wo ist denn Ottfried? Wie geht's euch denn?

LUCIE, *beschwichtigend.* Pst! Stille! Schilling liegt nebenan.

RASMUSSEN. Pst! Ach so. Entschuldige, Lucie!

LUCIE, *in halbem Humor.* Für einen Arzt, der nicht praktiziert, hast du eine ziemlich lebhaftige Praxis, Rasmussen.

RASMUSSEN. Nächstens erhebe' ich Honorar. Ihr macht mir wirklich ein bißchen viel Umstände. Übrigens muß irgendein böser Stern in diesen Jahren über uns Freunden wirksam sein; vor noch nicht dreizehn Monaten habe ich meinen Vater verloren, letzten Dezember den Bruder, gleich darauf riefst ihr mich, und ich habe das nahe Ende deiner Mutter prognostiziert; dann liegt noch der Tod einer alten Wohltäterin dazwischen, und nun ist womöglich hier wieder was los. Übrigens kannst du mir glauben, daß die Reise mit Eveline keine angenehme Zugabe gewesen ist.

LUCIE. Die Reise mit wem?

RASMUSSEN. Mit Eveline. Sie kann übrigens noch nicht unten sein. Ich habe mich gleich auf der Fährinsel, wo wir gelandet sind, losgemacht und bin zu Fuß durch die Dünen gelaufen. Eh der Wagen sich durch die Sandwege mahlt, vergeht sicher noch gut eine halbe Stunde. — Denk mal, ich habe jetzt über drei Jahre die See nicht gesehen, obwohl ich geborner Wolliner bin.

LUCIE. Erlaube mal, Rasmussen, das ist nicht gut möglich, was du da sagst; denn Hanna Elias ist drin bei Schilling.

RASMUSSEN. Ja, um Gottes willen, ich denke, die Sache ist abgetan?

LUCIE. Das ist leicht gesagt — und schwer durchgeführt bei einer Natur wie Hanna Elias.

RASMUSSEN. Du kannst mir glauben, daß Eveline ebenfalls dieser Überzeugung ist, die Sache sei aus. Das ist ja aber ein Unglück, Herrschaften! Warum habt ihr mir eigentlich nicht ein Sterbenswort in eurer Depesche angedeutet?

LUCIE. Ich wundre mich auch, daß Ottfried, der mir sonst immer wegen meiner Gedankenlosigkeit Vorwürfe macht, in diesem Falle nicht überlegter handelt.

RASMUSSEN. Was soll ich denn tun? Ich lese: Herkommen, Schilling erkrankt! Natürlich lauf' ich zu seiner Frau Eveline. Ich nahm doch an und mußte doch annehmen, daß sie besser als ich unterrichtet ist. Und wenn man als Arzt auf eine weltabgeschiedene Hallig berufen wird, so muß man doch irgend 'n Anhalt haben. Apotheke und sonstige Hilfsmittel gibt's doch hier nicht. — Du siehst übrigens auch nicht besonders aus!

LUCIE, *ausweichend*. Wir haben alle wenig geschlafen.

RASMUSSEN. Donnerwetter nochmal, was machen wir nu!? Ich kann mir an dieser fatalen Geschichte eine Schuld unter keiner Bedingung beimessen. Sogar... ich habe sogar noch versucht, als ich merkte, daß Eveline nicht unterrichtet war, sie von der Reise zurückzuhalten. Schließlich und endlich: ich wußte nicht, was geschehen war, und also, da sie partout doch mitwollte, was konnte ich ernstlich dagegen tun? Ich hatte im Grunde kein Recht dazu.

LUCIE. Dem armen Schilling soll gar nichts erspart bleiben!

SCHILLINGS STIMME, *singend*.

Am Woasser, am Woasser,
am Woasser bin i z' Haus.

RASMUSSEN *horcht und lacht*. Na, da wird's ja so schlimm noch nicht sein, Kinder. Was ist denn also mit Schilling passiert?

LUCIE. Ach, wir waren eigentlich sehr froh und vergnügt, bevor diese Fledermäuse hier auftauchten. Wir hatten Reisepläne und große Ideen. Jetzt hab' ich dafür nur einen Plan: irgendwie unabhängig tätig zu sein.

RASMUSSEN. Wo ist denn Ottfried?

LUCIE. Er wandelt auf Pfaden höheren Lebens mit einer Verehrerin, Fräulein Majakin.

RASMUSSEN. Kinder, seid ihr denn alle verdreht geworden? Ich hätte nun wirklich drauf geschworen, daß ein strammer, kurzackiger Kerl wie Mäurer, in seinem Alter, nach dem, was er alles erfahren hat, und mit — ich bin kein Schmeichler, Lucie! — dem unverdienten Glück in der Hand, von Experimenten kuriert sein würde. Aber obgleich er das ganze Gegenteil von dem armen Schilling ist, so kriegt er zuweilen doch einen Raptus, der ihn auf einmal eigensinnig und unzuverlässig macht — kurz nachdem man vielleicht zehn Eide auf seine Verlässlichkeit geschworen hätte.

SCHILLINGS STIMME. Ist das nicht Rasmussen?

RASMUSSEN, *laut*. Jawohl!

SCHILLINGS STIMME. Immer rein!

RASMUSSEN *öffnet die Thür zu Schillings Zimmer ein bißchen und ruft hinein*. Na, mein Junge, werd' ich nu wieder zu Gnaden angenommen?

SCHILLINGS STIMME. Rede bloß keinen Unsinn, Rasmussen!

RASMUSSEN. Nee, das muß ich erst wissen, sonst schmeißt du den Kunstbarbaren womöglich zur Thüre hinaus. Nu sag mal, was heißt denn das, Gabriel?

Er geht zu Schilling hinein und schließt die Thür hinter sich.

Lucie legt ihre Schreibutensilien zusammen, nachdem sie ihren Brief adressiert und mit einer Marke beklebt hat.

Darnach tritt Ottfried Mäurer ein, sogleich ohne weiteres Hut und Stock an den Kleiderhaken hängend.

MÄURER. Herrliches Wetter! Man hört auch wieder

den ganzen Morgen deine Glockenboje oder was es ist; als ob die Fische im Wasser Sonntag feierten. Das Inselchen gefällt sogar jetzt Fräulein Majakin. Wir haben den Leuchtturmwärter besucht. Ich habe dir sogar einen wirklichen toten Kuckuck mitgebracht, den wir am Fuße des Turms unter einem wahren Massenmordfeld aller unserer Vogelarten gefunden haben.

LUCIE. Einen toten Vogel bringst du mir mit, Ottfried?

MÄURER. Bewundere meinen Edelmut, Schusterchen! Da du neulich behauptet hattest, der Kuckuck beehre auch Fischmeisters Oye auf seiner Wanderschaft — du weißt ja, als Schilling so gruselig das Echo herausforderte —, so wollte ich dir das noch extra bestätigen.

LUCIE, *beziehungsreich*. Da bringst du mir also einen Vogel, der die Dummheit beging, im Stockfinstern gegen ein „großes Licht“ zu fliegen, und der sich bei dieser Gelegenheit den Schädel zerschmettert hat.

MÄURER. Jawohl: der betrogene Idealist liegt unten auf dem Tisch in der Gaststube. Ich gebe dir zu, daß dieser eigentümliche Mißbrauch gläubiger Sehnsucht der Kreatur ohne einen zehnfach eingeteufelten Teufel, einen gesteinigten, höllischen Satan, schwer zu erklären ist.

LUCIE. Hat Fräulein Majakin sich an die schreckliche Sprache der Fischer einigermaßen gewöhnt?

MÄURER. Sie sagt, wenn die Fischweiber und -männer sich unterhielten, das klänge wie eine Versammlung von Seemöwen. Dann hat sie noch eine andere, äußerst nette Bemerkung gemacht: das Geräusch der Brandung erzeuge aus einiger Ferne die Vorstellung eines gewaltigen Stiers, der eifrig Gras rupft und dann wieder ausschnauft. Genau so klingt es, beobachte das mal! Und nun ist sie der Meinung, daß dadurch die Sage von Zeus als Stier und von der Europa entstanden ist.

LUCIE. Ich glaube, daß diese Idee, die du vor zwei Jahren mal hier improvisiert hast, den Weg über mich zu Schilling, von Schilling zu Hanna, von Hanna zu Fräulein Majakin genommen hat.

MÄURER. Von mir soll das stammen? Das glaub' ich nicht!

LUCIE. Übrigens, Rasmussen ist bei Schilling.

MÄURER. Rasmussen ist angekommen?

LUCIE. Er wundert sich, daß du ihm gar kein Wort von Hanna Elias gedrahtet hast.

MÄURER. Inwiefern denn, Lucie, von Hanna Elias?

LUCIE. Wenn du ihn unterrichtet hättest, daß sie hier ist, dann hätte er Eveline Schilling nicht mitgebracht.

MÄURER. Eveline ist hier? *Er wird bleich, zuckt aber, etwas verstockt, die Achsel.* Ja, das tut mir leid! Man soll eigentlich überhaupt seine Hände nicht in fremde Angelegenheiten hineinstecken; aber man will immer wieder Herrgott spielen und Schicksal sein. *Er rafft sich zusammen und tut einige Schritte gegen Schillings Thür.* Na, man muß doch mal Rasmussen guten Tag sagen.

LUCIE. Hast du also die Idee ganz aufgegeben mit Griechenland?

MÄURER. Es geht nicht, glaub' ich; die Sachen machen sich nicht; ich muß diesen Winter in Berlin bleiben.

LUCIE. Wann hast du denn diesen Entschluß gefaßt?

MÄURER. Ich hab' ihn nach Durchsicht meiner Verträge leider fassen müssen, Schusterchen.

LUCIE, *beziehungsreich.* Der alten oder neuer Verträge?

MÄURER. Der alten natürlich! Neue schließt man auf Fischmeisters Oye doch nicht! *Er ist zu ihr getreten und streichelt sie.*

LUCIE. Warum nicht!? — Du bist ja so zärtlich, Ottfried?

MÄURER. Wie immer, Schusterchen.

LUCIE *sieht ihn groß und ruhig an.* Na, geh nur zu deinem armen, verunglückten Griechenlandfahrer hinein!

MÄURER. Bist du verstimmt, Lucie?

LUCIE. Nein, nur etwas nachdenklich. *Sie blickt vor sich nieder und tippt mit dem Finger der rechten Hand auf den Tisch. Mäurer küßt ihre herabhängende Linke und begibt sich zu Schilling hinein. Lucie stößt einen resignierten Seufzer aus und will sich durch die Tür rechts hinausbegeben, wird aber durch Klopfen an dieser Tür zurückgehalten.* Herein! Bitte eintreten!

Die Tür wird geöffnet, und Klas Olfers bedeutet einer mageren, dürftig gekleideten, tief verschleierten Frau, einzutreten.

Es ist Gabriel Schillings Frau, Eveline Schilling.

KLAS OLFERS. Ich denke, et würd det beste sin, wi fragen bei det gnädige Freilein mal nach.

Lucie, schnell gefaßt, hält Frau Schilling unauffällig im Türrahmen zurück.

LUCIE. Herr Olfers, das muß wohl ein Irrtum sein. Die Dame will wahrscheinlich zu Herrn Rasmussen.

EVELINE, *ohne den Schleier zu öffnen.* Ist Rasmussen nicht hier?

LUCIE, *tief errötend.* Sie sehen, nein!

EVELINE. Sie sind Fräulein Lucie Heil, meine Dame.

LUCIE, *wie vorher.* So heiße ich. Woher kennen Sie mich?

EVELINE. Sie haben mal bei einer Matinee in der Singakademie eine Sonate von Schubert gespielt. *Klas Olfers entfernt sich achselzuckend.* Darf ich bei Ihnen etwas ablegen? Sie werden vielleicht schon erraten haben, daß ich die unglückselige Frau von Gabriel Schilling bin. *Sie nimmt Schleier und Hut ab, ohne Lucies Erlaubnis abzuwarten.*

LUCIE, *sehr unruhig.* Dies ist hier Professor Mäurers

Zimmer. Wenn es Ihnen recht wäre, gnädige Frau, könnten wir lieber in mein Bereich hinübergehn.

EVELINE. Vor allen Dingen, wo ist mein Mann?
Frau Schilling enthüllt sich nun als eine verhärmte, gealterte Frau mit tiefliegenden Augen, hervorstehenden Backenknochen und hektischer Röte auf den Wangen. Sie ist über das fünfunddreißigste Jahr hinaus, erscheint aber älter und ohne weiblichen Reiz.

LUCIE. Sie werden den Wunsch haben, sich etwas zu restaurieren, gnädige Frau? Ich nehme an, Sie sind die Nacht durchgereist; vielleicht ruhen Sie auch erst eine halbe Stunde? Herr Schilling schläft, und jedenfalls dürfte ein Grund zu unmittelbarer Besorgnis nicht vorhanden sein.

EVELINE *läßt sich auf einen Stuhl nieder.* Heiraten Sie niemals, liebes Fräulein! *Sie weint still in sich hinein.*

LUCIE, *in peinlicher Verlegenheit.* Sie sind übermüdet, gnädige Frau! Sie sind von der Nachtfahrt nervös überreizt und angespannt. Wollen Sie sich bitte in meine Hand geben! Sie brauchen Ruhe, ich kenne das. Ich habe eine lange Pflege bei meiner armen Mutter hinter mir. Mit Denken und Grübeln ist gegen nervöse Depressionen nicht anzukämpfen.

EVELINE, *mit dem Versuch, sich zu raffen.* Es geht schon vorüber, lassen Sie mich!

LUCIE. Ich möchte Sie aber wirklich gern dazu bewegen, mit mir auf mein Zimmer zu gehn!

EVELINE. Wissen Sie, wie mir mein Leben vorkommt, Fräulein? — Sie sind eine Frau, warum soll ich nicht offen zu Ihnen sein? — Man baut mit unendlicher Mühe, mit blutigem Mörtel und schweren Steinen ein festes Gebäude, und wenn es fertig ist, ist es ein Kartenhaus.

LUCIE. Sie sehen in diesem Augenblick die Welt in einem zu trüben Lichte.

EVELINE. Ja, ich sehe sie wie etwas vollkommen

Fremdes, etwas vollkommen Uninteressantes, abschreckend Gleichgültiges an. Trostlos ist sie, leer und stockfinster. Sie glauben, ich übertreibe, Fräulein! Aber ich habe wahrhaftig keine unbescheidenen Wünsche gehegt! Ein Familienleben! Ein bescheidnes Auskommen! Selbst das wenige hat mir der Himmel in seiner unergründlichen Güte versagt. — Ja, er hat sich erschlichen, was ich mir verdient habe. Ich war jung wie Sie und vielleicht unternehmender, als Sie sind. Ich weiß es nicht. Ich ging nach England, ich machte Ersparnisse. Ich war gut gekleidet. In meinen Ferien konnte ich reisen. Meine Freundin und ich, wir besuchten Holland, die Normandie, wir brauchten nicht knausern, wir speisten in den ersten Hotels an der Table d'hôte! Und nun kam Schilling! Ich dachte, er ist ein redlicher Mensch! Ich dachte, er wird seine Pflichten achten, und mein bißchen Erspartes ist bei ihm, dacht' ich, in guter Hand. Ja freilich! Sehen Sie mich nur an! *Sie zeigt die großen Flecken in ihrem Rock und das zerrissene Futter ihres schäßigen Jacketts.* Ich habe alles hingegeben, alles umsonst zum Opfer gebracht.

LUCIE, mit Überwindung. Es werden bessere Zeiten kommen!

EVELINE. Immer morgen, morgen, heute nicht. Heute borg' ich mir, was sag' ich, erbettle ich mir zwanzig Mark zur Reise von Doktor Rasmussen, und morgen zahl' ich vielleicht ein Billett erster Klasse rund um die Welt. Heute leb' ich mit meiner Tochter von einer altbacknen Schrippe und etwas abgelassener Milch, und morgen werd' ich bei Dressel und Uhl essen. Das ist mir nichts Neues, ich kenne das! Von diesem „morgen“ wird man nicht satt. Das ist höchstens für arme, hungri-ge Säuglinge der mit Essig und Galle getränkte Lutschpfropfen. Man denkt: dein Mann hat dich heute verlassen, und morgen kommt er wieder zu dir zurück. Jawohl. Aber wie? Von vier Männern getragen, vielleicht

auf dem Sterbebette. — Ich muß ihn sehn! Wo ist Gabriel?

LUCIE. Sie werden sich jedenfalls erst beruhigen! Vielleicht sehen Sie ein, daß eine Begegnung in diesem Zustand für beide Teile nicht ratsam ist!

EVELINE. Was heißt das? Was tut ihr alle mit mir? Warum laßt ihr mich nicht zu Gabriel? Warum sagt ihr mir nicht, was geschehen ist? Es ist mir alles hier so unheimlich! Was sind das für Stimmen hier nebenan?

LUCIE *lügt*. Fremde! Vater und Sohn aus Stralsund! *Hanna Elias tritt aus Schillings Zimmer. Die Frauen betrachten sich einige Sekunden lang mit grenzenlosem Staunen.*

EVELINE, *in einem Tone des Erstaunens, in dem keine Spur der eben noch vorherrschenden, angstvoll weinerlichen Erregung mehr ist*. Hanna, du bist es? Was treibst du hier?

HANNA. Laß uns vor allen Dingen, Eveline, da wir nun einmal unbegreiflicher Weise hier zusammengetroffen sind, wie zwei vernünftige Menschen sein!

EVELINE. Unbegreiflicher Weise zusammengetroffen?

HANNA. Zufälliger Weise jedenfalls!

EVELINE. Also ist deine Anwesenheit hier zufällig!? Oder meinst du, daß es unbegreiflicher Weise und zufällig ist, wenn sich eine Frau zu ihrem angetrauten Manne begibt, nachdem sie erfahren hat, daß er vielleicht lebensgefährlich krank geworden ist! Wie kommst du hierher, was willst du hier?

HANNA. Es handelt sich nicht um uns augenblicklich, sondern meinethalben um deines Mannes Wohlergehen. Also bitt' ich dich, frage mich jetzt nicht weiter! Jedenfalls nicht hier, denn ich sage dir, daß es Schilling erspart werden muß, einen Zank zwischen uns zu sehn. Ich gehe mit dir an den Strand hinunter. Dort will ich dir Rede und Antwort stehn.

EVELINE. Bitte, bitte, Hanna, ganz ohne Um-

schweife: wie kommst du hierher, was suchst du hier? Das Rätsel möcht' ich gerne gelöst wissen. Wie kommt's, daß ihr auseinander seid, und ich betrogener, armer Esel von einer Frau glaube daran, daß es aus mit euch ist, und ihr lacht mich aus hinter meinem Rücken! Hast du ihn wieder rumgekriegt? Hast du ihm wieder weisgemacht, daß du keine Allerweltsdame bist? Oder muß man vielleicht Allerweltsdame sein, um dem eigenen Gatten zu gefallen?

HANNA, *für einen Augenblick ohne Selbstbeherrschung*. Eher bist du eine Allerweltsdame! Und ich bitte dich, höre jetzt auf damit! Wenn du ein Gefühl von weiblicher Würde hast, so höre jetzt auf mit diesem Ton und solchen Beleidigungen, in diesen Augenblick.

EVELINE, *zu Lucie*. Diese Dame spricht von weiblicher Würde!

HANNA. Ich spreche von weiblicher Würde, gewiß!

LUCIE. Meine Damen, Sie sind hier in einem kleinen Gasthaus, bedenken Sie das! Wir dürfen kein solches Aufsehen machen. Es ist unmöglich, daß Sie fortfahren. Schon allein um des Kranken willen nicht.

EVELINE, *zu Lucie*. Lassen Sie sich mal von dieser Dame erzählen, Fräulein, mit welchen Mitteln, welchen Schlichen sie hinter Gabriel her gewesen ist, bis sie ihn so weit bekommen hat! Wie sie mir erst hat Freundschaft geheuchelt: „Du bist zu geduldig! Du mußt mehr beanspruchen! Du mußt ihm klarmachen, daß du ein gleichberechtigter Mensch und nicht eine Sklavin bist. Ihr deutschen Frauen seid alle Sklavinnen.“ So hieß es, so ging es in einem fort, und ich bin auch zuerst drauf reingefallen, bis ich dann merkte, worauf es hinauslief und daß sie sich Gabriel kapern wollte, weil der eigene Mann ihrer überdrüssig war. Eine schöne Gesellschaft! Eine brave Familie! Erzähle doch! Immer erzähle doch! Da hast du Gesprächsstoff, beste Hanna! Da hast du für deine Suade genug!

HANNA. Solche phantastische, krankhafte Märchen, ausgebrütet von einer sich beleidigt glaubenden Frau, berühren mich nicht.

Rasmussen fährt wild aus Schillings Tür heraus, die er hinter sich sorgfältig ins Schloß klinkt, ehe er spricht.

RASMUSSEN. Donnerwetter, was ist hier los, Herrschaften?! Was macht ihr euch eigentlich von Schillings Zustand für eine Vorstellung? Er wird unruhig, er fragt; was soll ich ihm antworten? Verlegt euren Kampfplatz woanders hin!

Eveline vergißt Hanna und starrt Rasmussen an. Hanna weicht mit Entschluß und geht zur Tür rechts hinaus.

EVELINE *will an Rasmussen vorüber zu Schilling hinein.* Wo ist mein Mann?

RASMUSSEN, *sie zurückhaltend.* Immer erst hübsch abwarten!

SCHILLINGS STIMME. Rasmussen!

RASMUSSEN, *Eveline energisch festhaltend, die bestrebt ist, sich loszumachen.* Ich sage dir, wenn du noch einen Funken Besinnung hast, wenn du noch einen Funken Liebe aufbringen kannst für deinen Mann, wenn dir daran liegt, ihn noch einige Zeit zu behalten, am Leben überhaupt zu erhalten, mein' ich, so geh jetzt nicht zu ihm hinein!

EVELINE, *mit einem unwillkürlich hervorbrechenden, hilferufartigen und eigensinnigen Schrei.* Gabriel!

SCHILLINGS STIMME, *schnell und erschrocken.* Der bin ich! Schilling erscheint in der Tür. In dem edlen, aber furchtbar veränderten Gesicht liegt Bestürzung und Staunen: Was ist denn passiert?

RASMUSSEN. Nichts! Es ist gar nichts weiter passiert. Es hat sich nur wieder herausgestellt, daß eine Frau und gesunde Vernunft nicht vereinbar sind.

EVELINE, *die Worte mühsam hervorwürgend.* Du hast mich belogen, Gabriel! Warum hast du mich hintergangen, gerade in einem Augenblick, wo ich wieder in

meinem Innern Hoffnung schöpfte? Du sagtest, du habest dich freigemacht. Du sagtest, du habest mit Hanna gebrochen, und gerade in diesem Augenblick entdecke ich, daß du ein kalter, grausamer, hartgesotterer Betrüger bist. Gabriel, warum tatest du das? Warum zerstörst du in mir den letzten erbärmlichen Rest von Achtung für dich? — Nein, ich kann einen Menschen wie dich nicht mehr achten!

SCHILLING *hat abwechselnd errötend und erblassend mit einem gespannten, fast blöde fragenden Ausdruck zugehört. Er läßt seinen Blick, wie um Auskunft bittend, von Lucie zu Rasmussen wandern und sagt dann mit einem erstickten kurzen Auflachen.* So! Diese Ansicht teile ich. — Was führt dich eigentlich her, Eveline?

EVELINE. Frage lieber, was Hanna hierherführt, Gabriel!

RASMUSSEN. Und nun ist die Kontroverse geschlossen. Ich bin Arzt, Eveline, dein Mann ist krank. . .

SCHILLING. Red keinen Unsinn, ich bin nicht krank! Du hast doch nicht am Ende gedacht, Eveline, es ist Matthäi am letzten mit mir? Den Gefallen tu' ich der Welt noch nicht! Wenn du's nicht glauben willst, frage mal Rasmussen! Die ganze Geschichte, Eveline, läuft einfach auf einen etwas geschmacklosen Spaß hinaus, den ich mir leider gestern gemacht habe.

EVELINE *faßt sich an den Kopf, wie besinnungslos.* Fort, fort, sonst verliere ich meinen Verstand! — *Sie will hinaus.*

SCHILLING. Eveline, du wirst jetzt hierbleiben!

EVELINE. Ich kann nicht bei einem Menschen bleiben, der mein Mann, mein angetrauter Ehemann, Vater meines Kindes und dabei willenloser Sklave einer gemeinen Dirne ist.

RASMUSSEN. Na, na, na, na! Jetzt aber Schluß, Eveline!

SCHILLING, *nach kurzem Schweigen, mit demselben*

hilflos fragenden Ausdruck wie vorher. Ja, woran liegt das alles? Ich weiß es nicht. Ich habe nach etwas... wie soll ich sagen? Ich habe nie bewußt nach dem Schlechten gestrebt! Ich hatte wirklich nie böse Absichten!

EVELINE. Stelle dich gleichgültig, Gabriel; es wird ein Tag kommen, wo du den Unterschied zwischen einer Frau, die du jetzt mißhandelst, und einer Hanna Elias einsehen wirst.

Hanna Elias stürzt in vollständig zügelloser Raserei herein und auf Eveline los, kreischend und mit geballten Fäusten.

HANNA. Es ist mir gleichgültig, was du von mir sagst! Ich speie darauf, es ist mir gleichgültig! Ich speie auf deine verfluchte Liebe! Du hast keine Liebe! Du lügst, du lügst! Du hast dicken, geschwollenen Vipernhaß! Du hast Gift, du hast Stachel, du hast keine Liebe! Wie quälst du jetzt deinen kranken Mann! Pfui! Schamlose! Schlechte, Niederträchtige! Keinen Funken von Herz, keinen Funken von Gott! Da, stich mich! Triff mich mit deinen Augen! Triff mich mit deinem Dolch von Blick! Triff mich mit einer richtigen Dolchspitze! Da! Was ist mir Leben! Was liegt mir daran? Nur geh, geh und laß meinen Gabriel! Er ist nicht dein! Du hast ihn verspielt! Mein, mein! Ich fühl's! Er ist mein, mein Gabriel!

Unter den Fenstern erschallt plötzlich das mißtönige Geräusch eines kleinen erregten Janhagels. Kinder, Weiber und halbwüchsige Burschen miauen, husten und schreien: „Hoho! Der Lärm wird durch die energische Stimme von Klas Olfers beschwichtigt: Ruhe, macht, dat ji wegkommt! Wat wollt ihr hier? Rasmussen hat, um sie zu beruhigen und ihre wahnsinnige Erregung zu dämpfen, Hanna in seine Arme geschlossen. Er drängt sie langsam hinaus. Mäurer hat den größten Teil der letzten Szene miterlebt, hinter Schilling in der Tür stehend.

Eveline ist stumm und besinnungslos vor Entsetzen. Ihr Blick bleibt, solange sie im Zimmer ist, mit grauenvollem Staunen auf Schilling haften. Dieser steht bewegungslos und schluchzt nur einige Male krampfhaft. Seine weitgeöffneten Augen stehen voll Wasser. Das Taschentuch wie einen Knebel im Mund, geht Eveline an Schilling vorüber, von Lucie geführt, hinaus. Stillschweigen.

RASMUSSEN, nach einigem Stillschweigen zu Schilling.
Na, es kommt auch mal wieder anders, Schilling!

MÄURER legt mit einem leichten Schlag seine Hand auf Schillings Schulter.

Duck dich und laß vorübergahn,
das Wetter will sein' Willen han.

SCHILLING, mit unendlichem Grauen im blutlosen Gesicht. Wir sind keine Griechen, mein lieber Junge! — Mäurer klopft ihm weiter auf die Schulter, sehr bewegt; unwillkürlich umarmt er ihn. Eine Weile herrscht Schweigen. Rasmussen tritt dazu. — Schilling, indem er beide ein wenig beiseite zieht, mit qualvollem innerem Ausbruch: Der Ekel erwürgt mich. Gift! Gebt mir Gift! Ein starkes Gift, Rasmussen!

FÜNFTER AKT

Die Strandgegend wie im ersten Akt. Der Schuppen der Rettungsstation, die Galionsfigur, das Fischerboot auf der Düne, der Signalmast, die Bretter hinter dem Schuppen. Die Sonne ist hinunter; allein es bedeckt den Himmel eine starke Abendröte, so daß eine magische Helligkeit verbreitet ist. Lucie und Fräulein Majakin kommen langsam vom Strande herauf.

LUCIE. Ich muß Ihnen sagen, ich habe vor alledem jetzt, nach allem, was vorgefallen ist, einen so ausgesprochenen Widerwillen, daß ich lieber freiwillig alles hingeben würde, als nur den kleinsten Versuch in der Art dieser Weiber zu tun.

FRÄULEIN MAJAKIN. Man kämpft doch aber für das, was man liebt — und naturgemäß, scheint mir, Fräulein Heil.

LUCIE. Ich würde unter gar keinen Umständen dafür kämpfen. Ich habe von Harpyien gelesen. Sie sind wie Harpyien, diese Weibsbilder. Niemals geben sie, wenn sie es erst in den Klauen haben, ihr Opfer frei. Nur daß sie schön singen, kann ich nicht finden!

FRÄULEIN MAJAKIN. Wie geht es Herrn Schilling?

LUCIE. Schilling schläft! Einen totenähnlichen Schlaf, seit Stunden.

FRÄULEIN MAJAKIN. Es gibt bei manche Krankheiten zuletzt einen solchen furchtbaren Schlaf, aus dem kein Erwachen ist.

LUCIE. Das hat mir auch Rasmussen angedeutet. *Kurzes Stillschweigen.*

FRÄULEIN MAJAKIN. Herr Mäurer scheint sehr an Ihnen zu hängen, Fräulein Heil.

LUCIE. Ich betrachte Mäurer als meinen Freund und werde ihn immer dafür betrachten. Wie er sein Leben im übrigen einrichtet, kümmert mich nicht. Er ist frei!

Ich verlange durchaus nichts von ihm. Ich danke Gott, daß ich durch mein bißchen Begabung immer sozusagen mein Brot finde.

FRÄULEIN MAJAKIN. Ist es richtig, Sie waren angestellt zwei Winter lang in Dresden an die Opern-orchester?

LUCIE. Das ist allerdings wahr. Wenn ich aber jetzt etwas unternehme, so werd' ich vielleicht in irgendeiner Mittelstadt ein kleines Musikinstitut errichten.

FRÄULEIN MAJAKIN. Glauben Sie, ob Professor Mäurer jemals wird heiraten?

LUCIE *lacht*. Das weiß ich nicht! Wenn man betrachtet, was er mit seinen Freunden erlebt, so ist es kein Wunder, wenn er sich ängstet.

FRÄULEIN MAJAKIN. Es scheint mir auch. Er scheint mir ein Feind von die Ehe zu sein.

LUCIE. Sind Sie vielleicht eine Freundin vom Heiraten?

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich kann mich denken, daß eine Frau von ein Mann, wie Professor Mäurer ist, durch ein ganzes Leben gefesselt wird. Das kann ich mich denken, Fräulein Lucie.

LUCIE. Aber daß Sie ihn ebenso lange fesseln, glauben Sie das?

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich kann überhaupt nicht Herr Mäurer fesseln. Er hat eine sehr große Liebe, eine sehr große Bewunderung für eine ganz andere Dame als mich. — Wissen Sie, daß wir werden abreisen?

LUCIE. Warum wollen Sie denn schon abreisen, Fräulein Majakin? Lassen Sie Hanna Elias abreisen! Möchte sie sein, wo der Pfeffer wächst! Geben Sie ihr Eveline Schilling mit! Wenn es Ihnen hier so gut gefällt, wie Sie sagen: bleiben Sie doch!

FRÄULEIN MAJAKIN. Ich glaube kaum, daß dies ist, was Sie sagen, Ihr Ernst, Fräulein Lucie. Und wenn es wirklich wäre der ganze Ernst Ihres Frauenherzens,

ich bleibe nicht. Auch ich bin, glauben Sie mir, durch das, was ich habe sehen und hören müssen, mit diesem traurigen Liebesschicksal von dieser armen, gebrochenen Künstlerin und Mann... auch ich bin ein wenig erschreckt davon.

LUCIE. Ich bin so wütend, ich könnte diese Weibsbilder prügeln, glauben Sie mir, ich möchte sie ganz gehörig mit beiden Fäusten schrecklich durchprügeln.

FRÄULEIN MAJAKIN. Und mich dazu?

LUCIE. Nein. Sie, Fräulein Majakin, würd' ich nicht durchprügeln. Ich würde nur wünschen, daß Sie ganz ruhig zurück zu Ihrem Herrn Vater gehn. Glauben Sie nicht, daß Mäurer ein Mann wie Schilling ist! Mäurer nimmt eins zwei drei, was er haben will, und dann geht er und modelliert seine Statuen. Skrupel macht er sich weiter nicht.

FRÄULEIN MAJAKIN. Dann hat er die Rechte noch nicht gefunden.

LUCIE *lacht*. Vielleicht; wer weiß, Fräulein Majakin.

FRÄULEIN MAJAKIN. Es liegt immer daran, wenn ein Mann so unstet ist, daß ihm die Frau, die ihn versteht, bis in die geheimste Regung der Seele, noch nicht begegnet ist.

LUCIE. Vielleicht wissen Sie eine Frau für ihn! Jede Frau denkt allerdings, sie sei die Rechte. Ich schwöre sogar, die arme Eveline ist überzeugt davon, daß sie für Schilling die ausgesuchte einzig richtige Gattin ist. Aber man kann ja nicht wissen, ob Ihr Instinkt nicht wirklich das Richtige trifft, Fräulein Majakin. *Kurzes Stillschweigen*. Finden Sie nicht, es ist etwas so Verhaltenes, etwas, was förmlich beängstigt, in der Luft?

FRÄULEIN MAJAKIN. Etwas Totes, ja. Das macht die Windstille.

LUCIE. Es drückt! Sehen Sie mal, wie jedes Boot doppelt auf der absolut spiegelglatten Fläche liegt! Ich

möchte um Schillings willen, daß Wind käme. Er hat sich so sehr einen Sturm gewünscht.

FRÄULEIN MAJAKIN. Meistens erschrickt der Mensch vor die Natur; manchmal scheint die Natur vor den Mensch zu erschrecken.

LUCIE. Mit Schilling, glaub' ich, ist es aus.
Schon seit einiger Zeit hat man in der Ferne rufen gehört. Fischer laufen unten am Strand hin und her. Lucie und Fräulein Majakin schenken diesen Vorgängen keine Aufmerksamkeit. Sie sind nun, immer weiter nach vorn hin schreitend, rechts zwischen den Dünen verschwunden. Der Tischlermeister Kühn kommt mit seinem Lehrlingen, der eine Radwer führt. Sie beginnen Bretter aufzuladen.

KÜHN. Junge, mach fix, et gibt Wind!

DER JUNGE. Wat haben denn de Fischers unten am Strande, Meester?

KÜHN. De Häring kommt.

DER JUNGE. Sehen Se nich de Lichter draußen uff See, Meester? Unsre Fischer sind schon alle draußen.

KÜHN. Na, denn laß se man machen und lade de Bretter uff!

DER JUNGE. Ob wohl der Kunstmaler aus Berlin sterben wird, Meester?

KÜHN. Halt's Maul! Wat jeht uns dat an?

DER JUNGE. Ick dachte bloß, weil wir dem kienenen Sarg machen.

KÜHN. Für wen man so'n Sarg machen dut, det weeb Jott!

DER JUNGE. Meester, Meester, dort kommt er ja.

KÜHN. Wer denn?

DER JUNGE. Denn is er ja jar nich krank, Meester. *Gabriel Schilling kommt von links, aus den Dünen. Er ist unzureichend bekleidet: Hemd, Beinkleider, Jackett, keine Weste, kein Hemdkragen, keine Strümpfe in den Schuhen. Er geht schnell, wie ein Nachtwandler, gerade*

auf die Galionsfigur zu, die im Scheine des Blinkfeuers vom Leuchtturm in bestimmten Zwischenräumen heller beleuchtet wird. Nahe herangekommen, steht er still und blickt zu ihr hinauf.

KÜHN. 'n Abend!

SCHILLING *mit verrosteter Stimme, erschrocken.* Guten Abend! Wer sind Sie denn?

KÜHN. Sind Sie vielleicht der Herr Maler Schilling, wenn ich fragen darf?

SCHILLING. Pst! Namen und Stand tut hier nichts zur Sache. — Sagen Sie mal, wie kommt denn das, daß diese Figur dort oben immer abwechselnd hell und dunkel wird?

KÜHN. Na, das kommt ganz natürlich von dem Blinkfeuer.

SCHILLING. Ich habe das schon eine ganze Weile von ferne beobachtet. Ich wußte gar nicht, was es bedeutet.

KÜHN. Wieso bedeutet?

SCHILLING. Ich wollte erst nicht herüberkommen. Schließlich dacht' ich mir aber, daß es doch was bedeuten muß. — Woher stammt denn eigentlich diese Figur?

KÜHN. Sie stammt von einer dänischen Brigg, die hier draußen gesunken ist.

SCHILLING. Richtig! Natürlich! Schiff und Mannschaft natürlicherweise zugrunde gerichtet.

KÜHN. Da haben Sie ganz recht. So ist et ooch.

SCHILLING. Wie hieß denn die Brigg?

KÜHN. Sie hieß doch Ilsabe.

SCHILLING. Den Namen kenn' ich von irgendwo her.

KÜHN. Sie werden ihn auf 'm Kirchhof gelesen haben, wo die gelandeten Leichen von der „Ilsabe“ begraben worden sind. Da ist ja 'n Kreuz, und auf dem steht Ilsabe.

SCHILLING. Eigentlich liegen wir recht gut da oben im Sande.

KÜHN. Wie sagen Sie, wenn ich bitten darf?

SCHILLING. Na, eine schönere Stelle, begraben zu werden, gibt's doch nicht. Oder möchten Sie etwa lieber in Berlin auf so einem Massenkirchhof begraben werden?

KÜHN. Na, so weit bin ich überhaupt noch lange nicht.

SCHILLING. Keine Automobilomnibusse, keine Strassenbahnwagen, immer nur die rennenden, springenden, kleinen Sandkörnerchen! Frischer, gesunder, nasser Sturm! Der schöne Salut des Meers überm Grabhügel!

KÜHN. I, da hat man ja nischt mehr von!

SCHILLING. Das sagen Sie so! Wer weiß denn das, Meister? Ich hab' aber irgendwo mal gelesen:

„Gott löscht nicht aus im dunklen Grabesschoß,
was er entzündet hat im dunklen Mutterschoß.“

Übrigens, gucken Sie doch mal hinter sich!

KÜHN *tut es*. Warum nicht? Wat soll denn dort sind, Herr Professor?

SCHILLING. Das versteht sich von selbst. Da brauchen Sie meine Erklärung nicht. Da hat wahrscheinlich das Wasser noch einen armen Teufel auf den Strand gespült.

KÜHN, *der nichts sieht, verdutzt*. Was denn für 'n armen Teufel?

SCHILLING, *immer starr blickend*. Gott, ich weiß ja nicht, wer das ist, den sie da begraben. Ist das bei Ihnen immer so, daß der Pfarrer der erste ist und dann erst die Kinder mit dem Kruzifix kommen? Komisch ist bloß: sie singen ja nicht.

KÜHN. I, Sie wollen man mit mich Ihren Spaß haben!

SCHILLING. Dem armen Schlucker von der „Ilsabe“ haben Sie doch den hölzernen Schlafrock auch gemacht!?

KÜHN. Denn müssen Sie mehr als unsereener zu sehen kriegen. Anders versteh ick det nich.

SCHILLING. Glauben Sie denn, ich erkenne meinen alten Freund Mäurer nicht, weil er einen Zylinder auf hat, einen Regenschirm in der Hand hält, und weil es ein bißchen stürmt und graupelt?

DER JUNGE. Meester, ich furcht mir, der is jo wahn-sinnig!

SCHILLING. Und die Damen, glauben Sie, kenn' ich nicht! Die Weibsleute, die da hinterdrein laufen und die... und die... und die ihre Röcke so sorgfältig hoch nehmen, weil ihnen bei dem Regen das die größte Hauptsache ist?

KÜHN. Aber et fällt ja keen Tropfen vom Himmel, Herr Schilling.

SCHILLING *schlägt sich vor den Kopf*. Ja, Donnerwetter noch mal, Sie haben ja recht, wo ist man denn? *Er hält die Hand in den vermeintlichen Regen*. Kein Tropfen, wahrhaftig. Na, einerlei. Ich hätte geschworen, daß da so etwas geflunkert hat. Na nu aber, nu aber, sehn Se mal, Meister: sind das nun sechs Fischer, die die lange gelbe Kiste auf den Schultern tragen, ja oder nein, Meister? Na nu müssen Sie doch zufrieden sein!

KÜHN. Wenn Sie aber nun noch so weiterreden, bester Herr, denn kriege ick Angst, det et umgeht hier uff de Insel, und denn mach ick mir lieber...

SCHILLING. Sie haben recht. Ich merke das ja. Ich vermene nämlich immer ganz einfach Wirklichkeit und Einbildung.

KÜHN. Da kommen Leute, die suchen nach Sie, Herr Schilling.

SCHILLING. So? Wo denn? Wenn Sie etwa irgendwer fragen sollte... Nichts! Sagen Sie nichts! Oder sagen Sie, daß ich tausendmal lieber oben in der Nähe von dem Kreuz von der „Ilsabe“ eingebuddelt bin als im schönsten Berliner Mausoleum. Und daß man, wenn man die Hände so aufhebt, nur immer gradaus, immer

geht, nur geht —, man auch draußen im Meer schlafen kann.

KÜHN *lacht*. Gut!

SCHILLING, *der seine Arme, ähnlich wie ein Beter, gegen das Meer hochgehoben hat*. Und wenn Sie noch jemand nach mir fragt, dann sagen Sie: der Maler Schilling hat hier auf Fischmeisters Oye die beste Idee seines Lebens gehabt... oder sagen Sie lieber bloß, ich bin baden gegangen.

Von dem Galion, das er noch immer hungrig anstarrt, sich mühsam losreißend, verschwindet Schilling, eigentümlich lachend, mit hocherhobenen Händen in der Dunkelheit.

KÜHN. Nu soll mich noch eener sagen, wenn der nich sein eignes Totenbejängnis jesehn hat!

Kühn und der Junge mit einem Stapel Bretter auf der Radwer ab.

Doktor Rasmussen und Professor Mäurer kommen von rechts, im Gespräch ruhig schreitend, gelegentlich stehenbleibend.

RASMUSSEN, *zurückblickend*. Was mag denn eigentlich bei Klas Olfers los sein? Da kommen ja in einem fort Leute mit Laternen aus dem Haus.

MÄURER. Es ist wohl 'n neuer Schub Fremder gekommen.

RASMUSSEN. Eveline wacht jedenfalls vor morgen früh nicht auf. In solchen Fällen ist wirklich das einzig Wahre: Morphium.

MÄURER. Schilling schläft ohne Morphium. Kannst du mir denn um Gottes willen nicht sagen, was diese bleierne Betäubung, in die er verfallen ist, eigentlich zu bedeuten hat?

RASMUSSEN. O ja. Der medizinische Terminus technicus interessiert dich wohl nicht. Mach dir nur einfach klar, es ist ein Schlafzustand, aus dem nur noch ein vorübergehendes Erwachen möglich ist.

MÄURER. Wieso denn „nur noch“? Was soll das heißen?

RASMUSSEN. Gut, reden wir weiter nicht davon!

MÄURER. Ich nehme noch an, du willst doch damit nicht sagen, Rasmussen, daß für Schilling keine Rettung mehr ist.

RASMUSSEN. Allerdings, Ottfried, will ich das sagen.

MÄURER. Deutsch und deutlich: daß Schilling sterben wird?

RASMUSSEN. Hör mal, rege dich nicht auf, Ottfried. Das Leiden hat in schleichender Form wahrscheinlich seit einem Jahrzehnt in ihm gesteckt. Seine moralische Schlappeheit wird dadurch erklärlich. Sonst hätte er wahrscheinlich den Weibern und allen korrumpierenden Einflüssen, seiner Natur nach, mehr Energie entgegengesetzt. Jedenfalls bin ich froh, daß ich noch meinen Frieden mit ihm gemacht habe.

MÄURER *drückt furchtbar Rasmussens Arm*. Willst du denn damit sagen... unmöglich... das wäre ja grauenvoll.

RASMUSSEN. Ja, ja, ja, ja, mein Lieber, daran ist wahrhaftig nichts zu ändern. Zerbrich mir nicht meinen Unterarm! Schilling ist ein verlorener Mann und wird diese Insel nicht lebend verlassen.

MÄURER. Und du willst behaupten, ein Zweifel ist ausgeschlossen?

RASMUSSEN. Wenn es dir Spaß macht, zweifle daran! Aber schließlich war Schilling schon so wie so ein bißchen unter die Räder geraten. Seine Integrität als Gentleman hatte sogar einen unangenehmen Flecken gekriegt, weshalb ja, wie dir besser bekannt ist als mir, seine eigenen Fachkreise von ihm abrückten.

MÄURER, *aufbrausend*. Das war eine unqualifizierbare Hetzerei, Rasmussen. Dort steckt die Gemeinheit, wo man dieser grundnoblen Natur nachgeredet hat, er ließe sich von Hanna Elias und von den Geldern

ihrer Liebhaber aushalten. Meine Hand ins Feuer, das war ja gerade der Fehler dieses armen Kerls, daß es ihm gegen den Anstand ging, seinen Arm auch nur nach einer Mark auszustrecken.

RASMUSSEN. Schön! Aber damit erreicht man eben doch schließlich nichts.

MÄURER. Meiner Ansicht nach hätte Schilling in der Kunst sehr möglicherweise trotzdem noch was Passables erreicht. Man mußte nur seinem trägen Willen nachhelfen. Du hättest ihn sehen sollen, noch wie er vor einigen Tagen war, als wir ihn hier tüchtig aufgepolstert hatten, und bevor sein Verhängnis, in Gestalt dieser Hanna, hier auftauchte. Und deshalb behaupt' ich auch, wenn sein Leiden älteren Datums ist, so ist es doch erst seit der Ankunft der Weiber in das galoppierende Stadium eingetreten. Als er oben am Kirchhof zusammengebrochen war und wir kamen dazu und sahen diese Hanna über ihm, da kam es mir vor, als müßte nun irgend welcher höllische Hackelbärend zu dieser vollendeten Hatz Halali blasen.

RASMUSSEN. Wo es dann aber noch ärger gekommen ist. Hüte dich nur vor der Majakin!

MÄURER. Ich bin kein Gabriel Schilling, Rasmussen. In vierzehn Tagen pack' ich mir meine Lucie ein und rutsche mit ihr nach Florenz hinunter.

RASMUSSEN. Warum heirat'st du denn das Mädcl nicht?

MÄURER. Weil das für unsereinen immer die Klippe ist.

Klas Olfers kommt.

KLAS OLFERS, *schon aus einiger Entfernung.* 't gibt Sturm, Herrschaft. Is Herr Moler Schilling hier bei Sie, meine Herren?

MÄURER. Gott sei's geklagt, da können wir leider nicht mit Ja antworten. Mensch, schlag mich tot, ich kann das nicht in meinen Hirnkasten kriegen, daß es da wirklich keinen Ausweg geben soll.

RASMUSSEN. Ich denke, das ist doch'n Ausweg, Ottfried.

KLAS OLFERS. Herr Schilling is nich tu Hus. Hei is heidi up und davon loopen.

MÄURER. Mein braver Herr Olfers, Sie täuschen sich.

KLAS OLFERS. In gor keenen Fall, ich täusche mich nich, Herr Professor: 's Bett is leer, wi suchen em, und wi finden em nich.

RASMUSSEN. Weit kann er gar nicht gegangen sein. Vielleicht hat er sich auf den Flur geschleppt und wird möglicherweise in einem Ihrer leeren Zimmer liegen.

KLAS OLFERS. Nee is nich! Ick und Frau Elias, wi hoben olle Zimmer bis unner de Betten abgesucht. Hei is fort! Hei is gegen den Strand hin loopen!

MÄURER *ruft durch die hohlen Hände.* Schilling! Schilling!

RASMUSSEN. Kinder, da müssen wir allerdings stramm suchen gehn. Es ist gar nicht unmöglich, daß er hier draußen irgendwo halb oder ganz bewußtlos liegt. Er kann die Nacht durch hier draußen nicht liegenbleiben.

MÄURER, *wie vorher.* Schilling! Schilling!

RASMUSSEN. Ich glaube schwerlich, daß er dich hört.

Schuckert mit zwei anderen Fischern kommt. Schuckert trägt eine brennende Laterne.

KLAS OLFERS. Na, Schuckert, wat is?

SCHUCKERT. Wi hewen nix funden. Wi hewen binoh den ganzen Strand bis Grobe hin abgesucht.

KLAS OLFERS. Und da häbt jie nix von dem Moler Schilling, ock in den Dünen nich, gespürt?

SCHUCKERT. Nich an Strand unten und ock nich in den Dünen. *Er schreit durch die Hände:* Ahoi! Ahoi!

Fischer rechts am Strande antworten.

DIE FISCHER. Ahoi! Ahoi!

SCHUCKERT. Häbt jie wat funden?

DIE FISCHER *rufen zurück*. Nä, wi nich!

MÄURER. Wer kommt denn dort?

Der Wind bricht los mit gesteigerter Heftigkeit. Alle können nur mühsam gegen ihn ankämpfen.

Lucie kommt.

LUCIE. Famos, Ottfried, daß Schilling doch seinen Sturm noch kriegt!

MÄURER. Wir sind auf der Suche nach Schilling, Lucie! Schilling ist nämlich aus dem Bett gestiegen und hat sich leise davongemacht.

RASMUSSEN. Wir wollen mal überlegen, Kinder!

LUCIE, *spontan*. Flucht! begreiflicherweise Flucht! — Dann ist das doch Hanna Elias gewesen. Es schreit nämlich eine weibliche Stimme dort unten in der Nähe, wo Fischer Kummer wohnt, fortwährend mit einigen Leuten herum.

MÄURER. Schusterchen, geh und such sie auf! Gib mal acht: du hast die Aufgabe, sie möglichst von Schilling fernzuhalten.

Der Tischler Kühn tritt aus der Dunkelheit heran.

KÜHN. Suchen Sie den Herrn Maler Schilling, meine Herren?

MÄURER. Jawohl, jawohl!

KÜHN. Herr Schilling ist eben, vor eene kleene Viertelstunde erst, hier gewesen.

MÄURER. Wo ist er gewesen?

KÜHN. Hier, meine Herren.

MÄURER. Täuschen Sie sich da etwa nicht, Meister?

KÜHN. Ich hab sojar jesprochen mit ihm.

MÄURER. Was haben Sie denn mit ihm gesprochen?

KÜHN. So allerhand! Und dann ooch was, was mir jetzt erst uff die Seele gefallen ist. Ich sollte gehn und sollte Ihnen sagen, daß Herr Schilling baden gegangen is!

KLAS OLFERS. Nanu, Schuckert, nu woll wi den Schuppen uffmaken! Nu woll wi dat kleene Boot flott-

maken. Komm man fix. Hast du den Slissel mitbrockt, Tjung?

SCHUCKEET. Tja, Klas Olfers, ich hebb em all. *Schuckert verschwindet hinter dem Schuppen, man hört den großen Schlüssel knarren und danach das große Tor aufgähnen.*

RASMUSSEN. Herr Olfers, ich werde mit ins Boot steigen. *Zu Mäurer:* Es ist tatsächlich nicht ausgeschlossen, daß Schilling in seiner Wassergier noch mal hinausgeschwommen ist.

Er läuft mit Klas Olfers und den anderen Leuten hinter den Schuppen, von wo man hört, wie alle zusammen das kleine Rettungsboot herausschaffen. Zuweilen dringt das dumpfe Poltern der Ruder durch den zunehmenden Wind.

Das Meer beginnt stärker zu rauschen.

LUCIE. Ich suche Hanna Elias auf.

MÄURER. Wart mal! Wenn der arme Kerl wirklich mit Selbstmordgedanken etwa hinausgeschwommen ist und ihn draußen womöglich Reue anwandelt . . . Komm, wir machen ein Feuer an!

LUCIE. Die Pechpfanne brennt ja schon vor dem Schuppen.

Das rote Licht der Pechpfanne und beleuchteter Rauch dringen hinterm Schuppen hervor. Mehr und mehr Fischerweiber und Kinder kommen, in den Wind schwatzend und schreiend, aus der Dunkelheit. Sie fragen einander, dringen auf die Männer ein, um zu erfahren, was los ist; diese aber scheinen wortkarg nur damit beschäftigt, das Boot klarzumachen. Die Jungen klettern auf das umgestülpte Boot auf der Düne; einige die Strickleiter am Signalmast empor. Das Boot ist inzwischen ins Wasser gebracht.

MÄURER, *zu den Leuten, die ihn bestürmen.* Ich weiß nicht! Ich kann keine Auskunft geben! Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! Es tut mir leid!

Hanna Elias, in aufgelöstem Zustande, dringt durch die Menge hervor.

HANNA. Herr Professor Mäurer, ist er gefunden?

MÄURER. Nein. Eben erst ist das Boot flottgemacht.

HANNA. Er ist immer noch nicht gefunden?

MÄURER. Nein.

HANNA. Ich will mit ins Boot, ich muß mit hinausfahren.

Sie reißt sich los und eilt fliegenden Haares gegen das Boot hinunter.

LUCIE. Ich weiß nicht, ich kann ihr nicht böse sein!

MÄURER. Wie denkst du? Wollen wir uns auch anschließen?

LUCIE. Sieh mal, wie das gespenstisch ist! Das ganze Meer sieht wie Steinkohle aus! Und es wirft schon wieder ziemliche Schaumkämme.

MÄURER. Auch förmlich wie gelber Steinkohlenschaum.

LUCIE. Schön! Und sieh mal im nassen Sande die gelben Reflexe!

MÄURER. Ja, gelb und dahinter purpurrot! — Sag mal, du bist ja so ruhig, Schusterchen!

LUCIE. Ich weiß nicht, seit der Wind so auffrischt, kommt so ein neues, frisches, freies Gefühl über mich. Ich glaube nämlich... jetzt ist er für ewig geborgen!

MÄURER. Hast du Schilling gern gehabt?

LUCIE, *zu ihm aufblickend*. Nicht so wie dich!

MÄURER. Wollen wir immer beisammenbleiben?

LUCIE, *fatalistisch*. Solange es dauert in dieser Welt. — Still! Sie rufen dort unten so unheimlich!

MÄURER. Am Ende ist er gefunden. Komm!

LUCIE. Nein, Ottfried, ich gehe nicht mit.

MÄURER. Warum nicht!?

LUCIE. Ich mag nicht! Ich kann das nicht. Wenn Schilling wirklich geflohen ist... nein, nicht mehr... nicht mehr wie die Jagdhunde nachlaufen!

MÄURER. Gut. Amen.

LUCIE, *schnell*. Wahrhaftig, sie bringen ihn.

Dunkle Gestalten werden sichtbar: Fischer, die eine Bahre tragen, auf der Schilling tot liegt. Fischerweiber und Kinder folgen. Rasmussen geht neben der Bahre. Der Zug bewegt sich schweigend, hinter dem Schuppen hervor, unter dem Galion vorüber, nach links vorbei. Lucie und Mäurer blicken Hand in Hand von einem erhöhten Standpunkt auf ihn herunter. Etwas Lautloses, Unwirkliches liegt in dem Vorgang.

GRIECHISCHER FRÜHLING

Begonnen im Frühjahr 1907 auf der griechischen Reise, beendet im Sommer 1907 in Agnetendorf. Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1908.

Ich befinde mich auf einem Lloyd dampfer im Hafen von Triest. Zur Not haben wir in Kabinen zweiter Klasse noch Platz gefunden. Es ist ziemlich ungemütlich. Allmählich läßt jedoch das Laufen, Schreien und Rennen der Gepäckträger nach und das Arbeiten der Krane. Man beginnt sich zu Hause zu fühlen, fängt an sich einzurichten, seine Behaglichkeit zu suchen.

Eine Spießbürgerfamilie hat auf den üblichen Klappstühlen Platz genommen. Mehrmals ertönt aus ihrer Mitte das Wort „Phäakenland“. Erfüllt von einer großen Erwartung, wie ich bin, erzeugt mir Klang und Ausdruck des Wortes in diesem Kreise eine starke Ernüchterung. Wir schreiben den 26. März. Das Wetter ist gut: warme Luft, leichtes Gewölk am Himmel.

Ich nahm heute morgen im Hotel hinter einer sehr großen Fensterscheibe mein Frühstück ein, als, mit einem grünen Zweiglein im Schnabel, draußen eine Taube aus dem Mastenwalde des Hafens heran und nach oben, von links nach rechts, vorbeiflog. Dieses guten Vorzeichens mich erinnernd, fühle ich Zuversicht.

Wir entfernen uns nach einem seltsamen Manöver der „Salzburg“ von Triest. Die Gegenden sind ausgebrannt. Alle Färbungen der Asche treten hervor. Der Karst erscheint wie mit leichtem Schnee bedeckt. Viele gelbe und orangefarbene Segel ziehen über das Meeresblau. Die Maler sind entzückt und beschließen, zu längerem Aufenthalt gelegentlich zurückzukehren.

Es ist jetzt fünf Uhr. Seit etwa zwei Stunden sind wir unterwegs. Beinweiß zieht die nahe Strandlinie an uns vorüber. Wir haben zur Linken das flache dalmatinische Land, ausgetrocknet, weit gedehnt, in braunrötlichen Färbungen. Beinweiß, wie von ausgebleichten Knochen errichtet, zeigen sich hie und da Städte und Ortschaften; zuweilen bedecken sie sanftgewölbte, braungrüne Hügel oder liegen auf dem braungrünen Teppich der Ebene.

Mit scharfem Auge erkennt man fern weiße Spitzen des Velebitgebirges.

Allmählich werden diese Bergspitzen höher, und der ganze Bergzug tritt deutlich hervor. Er ist schneebedeckt. Den Blick hinter mich wendend, bemerke ich: die Sonne steht noch kaum über dem Wasserspiegel, ist im Untergang. Der Mitreisenden bemächtigt sich jene Erregung, in die sie immer geraten, wenn die Stunde herannaht, wo sie die Natur zu bewundern verpflichtet sind. Bemühen wir uns, wahrhaftig zu sein! Der großartige kosmische Vorgang hat wohl die Seelen der Menschen von je mit Schauern erfüllt, lange bevor das malerische Naturgenießen zur Mode geworden ist, und ich nehme an, daß selbst der naturfremde Durchschnittsmensch unserer Zeit, und besonders auf See, noch immer im Anblick des Sonnenunterganges auf ehrliche Weise wortlos ergriffen ist. Freilich hat sein Gefühl an ursprünglicher, abergläubischer Kraft bis auf schwächliche Reste eingebüßt.

Nach durchaus ruhiger Nacht setzt heut gegen fünf Uhr morgens Wind aus nordöstlicher Richtung ein. Ich merke, noch in der Kabine, bereits das leichte Stampfen und Rollen des Schiffes. Als erster von allen Passagieren bin ich an Deck. Ein grauer Dunst überzieht den Morgenhimmel. Das Meer ist nicht mehr lautlos: es rauscht. Schon überschlagen sich einzelne Wogen und bilden Kämme von weißem Gischt. Im Südosten beobachte ich eine düstere Wolkenbank und Wetterleuchten.

Die „Salzburg“ ist ein kleines, nicht gerade sehr komfortables Schiff. Die Matrosen sind eben dabei, das Deck zu reinigen. Sie spritzen aus einer Schlauchspritze Wassermassen darüber hin, so daß ich fortwährend flüchten muß und auch so jeden Augenblick in Gefahr bleibe, durchnäßt zu werden. Es ist kein Tee zu bekommen, trotzdem ich, wärmebedürftig wie ich bin,

mehrmals darum ersuche. Die Einrichtungen hier halten einen Vergleich mit dem Norddeutschen Lloyd nicht aus.

„Oh, Tee, in einer Minute fertig“, wiederholt der Steward eben wieder, nachdem etwa anderthalb Stunden Wartens vorüber sind.

Jetzt 7½ Uhr; volle Sonne und Seegang. Unter anderen Wohltaten einer Seereise ist auch die anzumerken, daß man während der Fahrt die ruhige und gesicherte Schönheit der großen Weltinseln wiederum tiefer würdigen lernt. Das Streben des Seefahrers geht auf Land. Statt vieler auseinanderliegender Ziele bemächtigt sich seine Sehnsucht nur dieses einen, wie wenige notwendig. Daher noch im Reiche des Idealen glückselige Inseln auftauchen und als letzte glückselige Ziele genannt werden.

Allerlei Vorgänge der Odyssee, die ich wieder gelesen habe, beschäftigen meine Phantasie. Der schlaue Lügner, der selbst Pallas Athene belügt, gibt manches zu denken. Welche Partien des Werkes sind, außer den eingestandenermaßen erlogenen, wohl noch als erfunden zu betrachten, vom Genius des erfindungsreichen Odysseus? Etwa die ganze Kette von Abenteuern, deren unsterbliche Schönheit unzerstörbar besteht? Es kommen zweifellos Stellen vor, die unerlaubt aufschneiden; so diejenige, wo die Charybdis das Wrack des Odysseus einsaugt, während er sich in das Gezweige eines Feigenbaumes gerettet hat, und wo dasselbe Wrack von ihm durch einen Sprung wieder erreicht wird, als es die See an die Oberfläche zurückgibt.

Die Windstärke hat zugenommen. Hie und da kommt ein Sprühregen über Deck. Regenbogenfarbene Schleier lösen sich von den Wellenkämmen. Rechts in der Ferne haben wir italienisches Festland. Ein kleines, anscheinend flaches Inselchen gibt Gelegenheit, das Spiel der Brandung zu beobachten. Zuweilen ist es, als sähen wir den

Dampf einer pfeilschnell längs der Klippen hinlaufenden Lokomotive. Weiße Raketen schießen überall auf, mitunter in so gewaltigem Wurf, daß sie, weißen Türmen vergleichbar, einen Augenblick lang stillstehen, bevor sie zusammenstürzen.

Ich lasse mir sagen, daß es sich hier nicht, wie Augenschein glauben macht, um eine Insel, sondern um eine Gruppe handelt: die Tremiti. Der freundliche Schiffsarzt Moser führt mich ins Kartenhaus und weist mir den Punkt auf der Schiffskarte. Auf den Tremiti halten die Italiener gewisse Gefangene, die im Inselbezirk bedingte Freiheit genießen.

Ein Dampfer geht zwischen uns und der Küste gleichen Kurs.

Allmählich sind wir dem Lande näher gekommen, bei schwächerem Wind und stärkerer Dünung. Das Wasser, wie immer in der Nähe von Küsten, zeigt hellgrüne Färbungen. Es gibt schwerlich eine reizvollere Art, Landschaft zu genießen, als von der See aus, vom Verdeck eines Schiffes. Die Küsten, so gesehen, versprechen, was sie nie halten können. Die Seele des Schauenden ist so gestimmt, daß sie die Ländereien der Uferstrecken fast alle in einer phantastischen Steigerung, paradiesisch sieht.

Vieste: Stadt und malerisches Kastell tauchen auf und werden dem Auge deutlich. Die Stadt zieht sich herunter um eine Bucht. Den Hintergrund bilden Höhenzüge, die ins Meer enden: zum Teil bewaldet, zum Teil mit Feldern bedeckt. Durch das Fernglas des Kapitäns erkenne ich vereinzelt gestellte Bäume, die ich für Oliven halte. Eine starke, alte Befestigungsmauer ist vom Kastell aus um die Bucht heruntergeführt. Es ist eigentümlich, wie märchenhaft der Anblick des Ganzen anmutet. Man erinnert sich etwa alter Miniaturen in Bilderhandschriften: Histoire des batailles de Judée, Théséide oder an Ähnliches, man denkt

an Schiffe von phantastischer Form im Hafen der Stadt, an Mauren, Ritter und Kreuzfahrer in ihren Gassen.

Jene nicht allzuferne, uns Heutigen doch schon völlig fremde Zeit, wo der Orient in die abendländische Welt wie eine bunte Welle hineinschlug, jene unwiederbringliche Epoche vielfältig ausschweifender, abenteuerlicher Phantastik — so ist man versucht zu denken — müsse in einer dem Gegenwartsblick so gespenstischen Stadt noch voll in Blüte stehen. Wetterwolken sammeln sich über dem hochgelegenen Kastell. Die See wogt wie dunkles Silber. Der Wind weht empfindlich kalt.

Homer in der Odyssee läßt den Charakter des Erdschütterers Poseidon durchaus nicht liebenswürdig erscheinen. Er ist es auch nicht. Er ist unzuverlässig; er hat unberechenbare Tücken. Ich empfinde die Seekrankheit, an der viele Damen und einige Herren leiden, als einen hämischen Racheakt. Der Gott übt Rache. In einer Zeit, wo er, verglichen mit ehemals, sich in seiner Macht auf eine ungeahnte Weise beschränkt und zur Duldung verurteilt sieht, rächt er sich auf die niederträchtigste Art. Ich stelle mir vor, er schickt einen aalartiglangen Wurm aus der Tiefe herauf, mit dem Kopf zuerst durch den Mund in den Magen des Seefahrers; aber so, daß der Kopf in den Magen gelangt, dort eingeschlossen, der Schwanz mittlerweile ruhig im Wasser hängenbleibt. Der Seefahrer fühlt diesen Wurm, den niemand sieht. Obgleich er ihn aber nicht sieht, so weiß er doch, daß er grün und schleimig ist und endlos lang in die See hinunterhängt und mit dem Kopfe im Magen festsitzt. Die schwierige Aufgabe bleibt nun die: den Wurm, der sich nicht verschlucken und auch nicht ausspucken läßt, aus dem Innern herauszubekommen.

Seltsam ist, daß Homer diesen göttlichen Kniff Poseidons unbeschrieben läßt, zumal er doch sonst im Gräßlichen keine Grenzen kennt und — von den vielerlei

Todesarten, die er zur Darstellung bringt, abgesehen — einen verwandten Zustand, der dem Kyklopen Polyphem zustößt, so schildert:

...dem Rachen entstürzten mit Weine
Stücke von Menschenfleisch, die der schnarchende
Trunkenbold ausbrach.

Eine Gesellschaft von Tümlern zeigt sich hie und da augenblicksschnell überm Wasser in der Nähe des Dampfers. Der Tümler, vom Seemann als Schweinfisch bezeichnet, ist ein Delphin, der im Mittelmeer wohl fast bei jeder Tagesfahrt gesichtet wird. Er ist ein ausgezeichneter Schwimmer und sehr gefräßig.

Wir verlieren die italienische Küste wieder mehr und mehr aus den Augen. Der Nachmittag schreitet fort durch monotone Stunden, wie sie bei keiner Seereise ganz fehlen. Regenböen gehen zuweilen über Deck. Ich finde einen bequemen Sitzplatz, einigermaßen geschützt vor dem Winde. Ich schließe die Augen. Ich versinke gleichsam in die Geräusche des Meeres. Das Rauschen umgibt mich. Das große, das machtvolle Rauschen, überallher eindringend, unwiderstehlich, erfüllt meine Seele, scheint meine Seele selbst zu sein.

Ich gedenke früherer Seefahrten; darunter sind solche, die ich mit beklommener Seele habe machen müssen. Viele Einzelheiten stehen vor meinem innern Gesicht. Ich vergleiche damit meinen heutigen Zustand. Damals warf der große Ozean unser stattliches Schiff dreizehn Tage lang. Die Seeleute machten ernste Gesichter. Was ich selber für ein Gesicht gemacht habe, weiß ich nicht; denn was mich betrifft: ich erlebte damals stürmische Wochen auf zwei Meeren, und ich wußte genau, daß, wenn wir mit unserem Bremer Dampfer auch wirklich den Hafen erreichen sollten, dies für mein eigenes, gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen sei.

Ich erwäge plötzlich mit einem gelinden Entsetzen, daß ich mich nun doch noch auf einer Reise nach jenem Lande befinde, in das es mich schon mit achtzehn Jahren hyperionsehnsüchtig zog. Zu jener Zeit erzwang ich mir einen Aufbruch dahin, aber die Wunder der italienischen Halbinsel verhinderten mich, mein Ziel zu erreichen. Nun habe ich, das Versäumte nachzuholen, in sechsundzwanzig Jahren zuweilen gehofft, zuweilen nicht mehr gehofft, zuweilen gewünscht, zuweilen auch nicht mehr gewünscht; einmal die Reise geplant, begonnen und liegen gelassen. Und ich gestehe mir ein, daß ich eigentlich niemals an die Möglichkeit ernstlich geglaubt habe, das Land der Griechen mit Augen zu sehen. Noch jetzt, indem ich diese Notizen mache, bin ich mißtrauisch!

Ich kenne übrigens keine Fahrt, die etwas gleich Unwahrscheinliches an sich hätte. Ist doch Griechenland eine Provinz jedes europäischen Geistes geworden; und zwar ist es noch immer die Hauptprovinz. Mit Dampfschiffen oder auf Eisenbahnen hinreisen zu wollen, erscheint fast so unsinnig, als etwa in den Himmel eigener Phantasie mit einer wirklichen Leiter steigen zu wollen.

Es ist sechs Uhr und die Sonne eben im Untergehen. Der Schiffsarzt erzählt mancherlei und kommt auf die Sage vom grünen Strahl. Der grüne Strahl, den gesehen zu haben Schiffsleute mitunter behaupten, erscheint in dem Augenblick, ehe die Abendsonne ganz unter die Wasserlinie tritt. Ich weiß nicht, welche Fülle rätselhaften Naturempfindens diese schöne Vorstellung in mir auslöst. Die Alten, erklärt uns ein kleiner Herr, müßten den grünen Strahl gekannt haben; der Name des ägyptischen Sonnengottes bedeute ursprünglich: grün. Ich weiß nicht, ob es sich so verhält, aber ich fühle in mir eine Sehnsucht, den grünen Strahl zu erblicken.

Ich könnte mir einen reinen Toren vorstellen, dessen Leben darin bestünde, über Länder und Meere nach ihm zu suchen, um endlich am Glanz dieses fremden, herrlichen Lichtes unterzugehen. Befinden wir uns vielleicht auf einer ähnlichen Pilgerfahrt? Sind wir nicht etwa Menschen, die das Bereich ihrer Sinne erschöpft haben, nach andersartigen Reizen für Sinne und Übersinne dürsten?

Jedenfalls ist der kleine Herr, durch den wir über den grünen Strahl belehrt wurden, ein seltsamer Pilgermann. Das putzige Männchen reist in Schlafschuhen. Sein ganzes Betragen und Wesen erregt zugleich Befremden und Sympathie. Wohl über die Fünfzig hinaus an Jahren, mit bärtigem Kopf, rundlicher Leibesfülle und kurzen Beinchen, bewegt er sich in seinen Schlafschuhen mit einer bewunderungswürdigen, stillvergnügten Gelenkigkeit. Ich habe ihn auf der Regenplane, von der die verschlossene Öffnung des Schiffsraumes überzogen ist, in wahrhaft akrobatischen Stellungen bequem seine Reisebeobachtungen anstellen sehen. Zum Beispiel: er saß wie ein Türke da; indessen die Gleichgültigkeit, mit der er die unwahrscheinlichste Lage seiner Beinchen behandelte, hätte Theodor Amadeus Hoffmann stutzig gemacht. Übrigens trug er Wadenstrümpfe und Kniehosen, Lodenmantel und einen kleinen, verwegenen Tirolerhut. Mitunter machte er mitten am Tage astronomische Studien, wobei er, das Zeißglas gegen den Himmel gerichtet, die Knie in unbeschreiblicher Weise voneinander entfernt, die Fußsohlen glatt aneinandergelegt, auf dem Rücken lag.

Wir gleiten nun schon geraume Weile unter den Sternen des Nachthimmels. Ein Schlag der Glocke, die vorn auf dem Schiff angebracht ist, bedeutet Feuer rechts. Der Leuchtturm von Brindisi ist gesichtet. Nach und nach treten drei Blinkfeuer von der Küste her

abwechselnd in Wirkung. Drei neue Glockenzeichen des vorn wachthaltenden Matrosen ertönen. Sie bedeuten: Schiff in Fahrtrichtung uns entgegen. Ich habe mich so aufgestellt, daß ich die Spitze des großen Vordermasts über mir feierlich schwanken und zwischen den Sternen unaufhaltsam fortrücken sehe. Erst gegen zehn Uhr erreichen wir die enge Hafeneinfahrt von Brindisi, durch die wir, an einem Gespensterkastell vorüber, im vollen Mondlicht langsam gleiten.

Die Bewohner der Stadt scheinen schlafen gegangen zu sein. Die Hafenstraßen sind menschenleer. Treppen und Gäßchen zwischen Häusern, hügelan führend, sind ebenfalls ausgestorben. Kein Laut, nicht einmal Hundegbell, ertönt. Wir erkennen im Mondlicht und im Scheine einiger wenigen Laternen Säulenreste antiker Bauwerke. Brindisi war der südliche Endpunkt der Via Appia.

Unglaublich groß wirkt das Schiff in dem kleinen, teichartigen Hafen. Aber so groß es ist, macht es mit vieler Vorsicht am Kai fest, und erst als es fast ganz ruhig liegt, ist es bemerkt worden. Jetzt werden auf einmal die Straßen belebt. Und schon sind wir nach wenigen Augenblicken vom italienischen Lärm umgeben. Die Polizei erscheint an Bord. Wagen mit Passagieren rasseln von den Hotels heran. Drei Mandoline zupfende, alte Kerle haben sich auf Deck verpflanzt, die den Gesang einer sehr phlegmatischen Mignon begleiten.

Die Nacht liegt hinter mir. Es ist sechs Uhr früh und der 28. März. Wir sind dicht unter Land, und die Sonne tritt eben hinter den ziemlich stark beschneiten Spitzen über die höchste Erhebung des Randgebirges von Epirus voll hervor. Wenig Stratusgewölk liegt über der blauen Silhouette der Küste. Übrigens hat der Himmel Scirocco-Charakter. Streifen und verwaschene Wolken-

ballen unterbrechen das Himmelsblau. Das Licht der Sonne scheint blaß und kraftlos. Die Luft weht erkältend, ich spüre Müdigkeit.

Ich betrete den Speisesaal der „Salzburg“. An drei Tischen ist das Frühstück vorbereitet. Dazwischen, auf der Erde, liegen Passagiere. Einige erheben sich, noch im Hemd, von ihren Matratzen und beginnen die Kleider anzulegen. Ein großes Glasgefäß mit den verschmierten Resten einer schwarzbraunen Fruchtmarkelade steht in unappetitlicher Nähe. Der Löffel steckt seit Beginn der Reise darin.

Es ist hier alles schon Asien, bedeutet mich ein Mitreisender. Ich kann nicht sagen, daß ich besonders von diesen Übelständen berührt werde; weiß ich doch, daß Korfu, die erste Etappe der Reise, nun bald erreicht ist. Außerdem flüchtet man, nachdem man in Eile etwas Kaffee und Brot genossen hat, wieder an Deck hinaus. Die Berge der Küste, nicht höher als die, von denen etwa Lugano umgeben ist, sind noch mit einigem Schnee bestreut und ähneln ihnen, braunrötlich und kahl, durchaus. Durch diese Gebirge erscheint das Hinterland wie durch einen gigantischen Wall vor dem Meere geschützt.

Man hat jetzt nicht mehr das Gefühl, im offenen Meere zu sein, sondern wir bewegen uns in einer sich mehr und mehr verengenden Wasserstraße. Überall tauchen Küsten und Inseln auf und nun zur Rechten bereits die Höhen von Korfu. Noch immer schweben mit Gelächter oder Geläut begleitende Möwen über uns.

Je länger und näher wir an dem nördlichen Rande von Korfu hingleiten, um so fieberhafter wird das allgemeine Leben an Deck. In schöner Linie langsam ansteigend, gipfelt das Eiland in zwei Spitzen, sanft darnach wieder ins Meer verlaufend. Wieder bemächtigt sich unser jenes Entzücken, das uns eine Küstenlandschaft bereitet, die man vom Meere aus sieht. Diesmal

ist es in mir fast zu einem inneren Jubel gesteigert, im Anblick des schönen Berges, den wir allmählich nach Süden umfahren und der seine von der Morgensonne beschienenen Abhänge immer deutlicher und verlockender ausbreitet. Ich sage mir, dieses köstliche fremde Land wird nun auf Wochen hinaus — und Wochen bedeuten auf Reisen viel! — für mich eine Heimat sein.

Was mir bevorsteht, ist eine Art Besitzergreifen. Es ist keine unreafe, materielle Eroberung, sondern mehr. Ich bin wieder jung. Ich bin berauscht von schönen Erwartungen, denn ich habe von dieser Insel, solange ich ihren Namen kannte, Träume geträumt.

Es ist zehn Uhr. Wir befinden uns nun in einer wahrhaft phäakischen Bucht. Drepane, Sichel, hieß die Insel im ältesten Altertum, und wir sind in dem Raume der inneren Krümmung. Aber das Ionische Meer ist hier einem weiten, paradiesischen Landsee ähnlich, weil auch der offene Teil der Sichel durch die epirotischen Berge hinter uns scheinbar geschlossen ist.

Ich vermag vor Kopfneuralgien kaum aus den Augen zu sehen. Ich bin insofern ein wenig enttäuscht, als unser Hotel rings von den Häusern der Stadt umgeben ist und es nicht leicht erscheint, zu jenen einsamen Wegen durchzudringen, die mich vom Schiff aus anlockten und die für meine besondere Lebensweise so notwendig sind. Ein kurzer Gang durch einige Straßen von Korfu, der Stadt, zwingt mich, die Bemerkung zu machen, daß hier viele Bettler und Hunde sind. Eine bettelnde Korfiotin, ein robustes Weib in griechischer Tracht, das Kind auf dem Arm, geht mich um eine Gabe an, und ich vermag den feurigen Blicken ihrer beiden flehenden Augen mein hartes Herz nicht erfolgreich entgegenzusetzen.

Ich sehe die ersten griechischen Priester, die im

Schmuck ihrer schwarzen Bärte, Talare und hohen, röhrenförmigen Kopfbedeckungen Magiern ähneln, auf Plätzen und Gassen herumstreichen. Die nicht sehr zahlreichen Fremden gehen mit eingezogenen Köpfen umher; es ist ziemlich kalt. Im oberen Stock eines Hauses wird Schule gehalten. Die Kinder, im Innern des Zimmers, singen. Die Lehrer gucken lachend und lebhaft schwatzend zum Fenster heraus. Die Stimmen der Singenden haben mehr einen kühlen deutschen Charakter und nicht den feurigen italienischen, an den man im Süden gewöhnt ist. Zuweilen singt einer der Lehrer zum offenen Fenster heraus lustig mit.

Die Stadt Korfu ist in ihrem schöneren Teil durch einen sehr breiten, vergrasteten Platz von der Bucht getrennt. Es ist außerordentlich angenehm, hier zu lustwandeln. Ein Kapo-d'Istrias-Denkmal und ein marmornes Rundtempelchen verlieren sich fast auf der weiten Grasfläche. Nach dem Meer hin läuft sie in eine Felszunge aus, die alte Befestigungen aus den Zeiten der Venezianer trägt. Ich begegne kaum einem Menschen. Die Morgensonne liegt auf dem grünen Plan, ein Schäfchen grast nicht weit von mir. Ein Truthahn dreht sich und kollert in der Nähe der langen Hausreihe, deren zahllose Fenster geöffnet sind und den Gesang von — ich weiß nicht wie vielen! — Harzer Rollern in die erquickende Luft schicken.

Wir unternehmen am Nachmittag eine Fahrt über Land; es ist in der Luft eine außerordentlich starke Helligkeit. Fici-d'India-Kakteen säumen mauerartig die Straße. Wir sehen violette Anemonen unten am Wegrand, Blumen von neuem und wunderbarem Reiz. Warum will man den Blumen durchaus Eigenschaften von Tieren oder von Menschen andichten und sie nicht lieber zu Göttern machen? Diese kleinen göttlichen Wesen, deren köstlicher Liebreiz uns immer wieder Ausrufe des Entzückens entlockt, zeigen sich in um

so größeren Mengen, je mehr wir uns von der Küste entfernen, ins Innere des Eilands hinein.

Der Blick weitete sich bald über Wiesen mit saftig grünen, aber noch kurzen Gräsern, die fleckweise wie beschneit von Margueriten sind. In diesen fast nordischen Rasenflächen stehen Zypressen vereinzelt da, und eine südliche Bucht, der Lago di Kalikiopulo, lacht dahinter auf. In der Straße, die ebendiese Bucht mit dem Meere verbindet, erhebt sich ein kleiner, von Mauern und Zypressen gekrönter Fels. Die Mauern bilden ein Mönchskloster. Pontikonisi oder Mausinsel heißt das Ganze, wovon man behauptet, es sei das Phäakenschiff, das, nachdem es Odysseus nach seiner Heimat geleitet hatte, bei seiner Rückkehr, fast schon im Hafen, von Poseidon zu Stein verwandelt worden ist.

Wiesen und umgeworfene Äcker begleiten uns noch. Vollbusige griechische Frauen, in bunter Landestracht, arbeiten in den Feldern. Kleine, zottelige, unglaublich ruppige Gäule grasen an den Rainen und zwischen Olivenbäumen, an steinigen Abhängen. Auf winzige Eselchen sind große Lasten gelegt, und der Treiber sitzt auf der Last oder hinter der Last noch dazu.

Wir nähern uns mehr und mehr einem Berggebiet. Die Ölwälder geben der Landschaft einen ernsten Charakter. Die tausendfach durchlöcherten Stämme der alten Bäume sind wie aus glanzlosem Silber geflochten. Im Schutze der Kronen wuchert Gestrüpp und ein wildwachsender Himmel fremdartiger Blüten auf.

Das Achilleion der Kaiserin Elisabeth ist auf einer Höhe errichtet, in einer Eiland und Meer beherrschenden Lage. Der obere Teil des Gartens ist ein wenig beengt und kleinlich, besonders angesichts dieser Natur, die sich um ihn her in die Tiefen ausbreitet. Und jener Teil, der zum Meere hinuntersteigt, ist zu steil. Von erhabener Art ist die Achillesverehrung der edlen Frau, obgleich

dieser Zug, durch Künstler der Gegenwart, würdigen Ausdruck hier nicht gefunden hat. Das Denkmal Heines, eine halbe Stunde entfernt, unten am Meere, können wir, weil es bereits zu dunkeln beginnt, nicht mehr besuchen.

Die unvergleichlich Edelen unter den Frauengestalten jüngster Vergangenheit, die, nach ihresgleichen in unserem Zeitalter vergeblich suchend, einsam geblieben ist, vermochte natürlicherweise den kunstmäßigen Ausdruck ihrer Persönlichkeit nicht selbst zu finden. Und leider schufen Handlangernaturen auch hier nur wieder im ganzen und großen den Ausdruck desselben, dem sie entfliehen wollte. Und nur der Platz, die Welt, der erhabene Glanz und Ernst, in den sie entfloh, legt von diesem Wesen noch gültiges Zeugnis ab.

Wir schreiben den 30. März. Helle, warme Sonne, blendendes Licht überall. Der Morgen ist heiter, erfrischend die Luft. Die Stadt ist erfüllt vom Geschrei der Ausrufer. Viele Menschen liegen jetzt, gegen neun Uhr früh, am Rande eines kleinen öffentlichen Platzes umher und sonnen sich. Eine ganze Familie ist zu beobachten, die sich an eine Gartenmauer gelagert hat, in einem sehr notwendigen Wärmebedürfnis wahrscheinlich, da die Nächte kalt und die Keller, in denen die Armen hier wohnen, nicht heizbar sind. Sie genießen die Strahlen der Sonne mit Wohlbehagen, wie Ofenglut. Dabei zeigt sich die Mutter insofern ganz ungeniert durch die Öffentlichkeit, als sie, gleich einer Äffin, in den verfilzten Haaren ihres Jüngsten herumfingert, sehr resolut, obgleich der kleine Gelauste schrecklich weint.

Am Kai der Kaiserin Elisabeth steigert sich der Glanz des Lichtes noch, im Angesichte der schönen Bucht. Der Kai ist eine englische Anlage und die Nachmittagspromenade der korfiotischen Welt. Er wird begleitet

von schönen Baumreihen, die, wo sie nicht aus immergrünen Arten gebildet sind, erstes, zartes Grün überzieht. Junge Männer haben Teppiche aus den Häusern geschleppt und auf dem Grase zwischen den Stämmen ausgebreitet. Ein scheußliches, altes, erotomanisches Weib macht unanständige Sprünge in den heiteren Morgen hinein. Sie schreit und schimpft; die Männer lachen, verspotten sie gutmütig. Sie kratzt sich mit obszöner Gebärde, bevor sie davongeht, und hebt ihre Lumpen gegen die Spottlustigen.

Ich habe jetzt nicht mehr die tiefblaue, köstlich blinkende Bucht zur Linken, mit den weißen Zelten der albanischen Berge dahinter, sondern ein großes Gartengebiet, und wandere weiter, meist unter Ölbäumen, bis Pontikonisi dicht unter mir liegt. Hier gegenüber mündet ein kleines Flößchen ins Meer, und man will dort die Stelle annehmen, wo Odysseus zuerst ans Ufer gelangte und Nausikaa ihm begegnet ist.

Goethes Entwurf zur „Nausikaa“ begleitet mich.

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Gespräch der Frauen
erklang mir durch die Dämmerung des Erwachens.
Hier seh' ich niemand! Scherzen durchs Gebüsch
die Nymphen? oder ahmt der frische Wind,
durchs hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
trug mich der Zorn des Wellengottes zu?

Ich meine, wenn dieses anziehende Fragment die starke Liebe wieder erweckt, oder eine ähnlich starke, wie im Herzen seines Dichters war, so kann dies kein Grund zum Vorwurf sein. Auch dann nicht, wenn diese Liebe das Fehlende, das Ungeborene, zu erkennen vermeint oder gar zu ergänzen unternimmt. Dieser gelassene Ton, der so warm, stark, richtig und deutsch ist,

wird meist durchaus mißverstanden. Man nimmt ihn für kühl und vergißt auch in der Sprache der „Iphigenie“, die „by very much more handsome than fine“ ist, die alles durchdringende Herzlichkeit.

Der Rückweg nach der Stadt führt zwischen wahre Dickichte von Orangen, Granaten und Himbeeren. Eukalyptusbäume mit großgefleckten Stämmen von wunderbarer Schönheit begegnen. Hie und da wandeln Kühe im hohen Gras unter niedrig gehaltenen Orangenpflanzungen. Steinerne Häuschen, Höhlen der Armut, bergen sich inmitten der dichten Gärten. Kinder betteln mit Fröhlichkeit, starrend von Schmutz.

Immer weiter zwischen verwilderten Hecken, mit Blüten bedeckten, schreiten wir. Ich bemerke, außer vielen Brombeeren, dickstämmigen alten Weißdorn. Margueriten, wie Schnee über Wegrändern und Wiesen, bilden weiße, liebliche Teppiche des Elends. Erbärmliche Höfe sind von Aloepflanzen eingehegt, über deren Stacheln unglaubliche Lumpen zum Trocknen gebreitet sind, und in der Nähe solcher Wohnstätten riecht es nach Müll. Ich sehe nur Männer bei der Feldarbeit. Die Weiber faulenzten, liegen im Dreck und sonnen sich.

Ein griechischer Hirt kommt mir entgegen, ein alter, bärtiger Mann. Die ganze Erscheinung ist wohlgepflegt. Er trägt kretische Tracht, ein rockartiges, blaues Bein Kleid, zwischen den Beinen gerafft, Schnabelschuh', die Waden gebunden, ein blaues Jäckchen mit Glanzknöpfen, dazu einen strohernen Hut. Fünf Ziegen, nicht mehr, trotten vor ihm hin. Er klappert mit vielen kleinen Blechkannen, die, an einem Riemen hängend, er mit sich führt.

Ein frischer Nordwest hat eingesetzt, jetzt, am Nachmittag. Zwei alte Albaner, dazu ein Knabe, schreiten langsam über die Spianata. Einer der würdigen Weißbärte trägt über zwei Mänteln den dritten, dessen

Kapuze er über den Kopf gezogen hat. Der unterste Mantel ist von hellerem Tuch, der zweite blau, der dritte über und über bedeckt mit langen, weißlichen Wollzotteln, ähnlich dem Ziegenhaar. Der Sauhirt Eumaios fällt mir ein und die Erzählung des Bettlers Odysseus von seiner List, durch die er nicht nur von Thoas, dem Sohne Andraimons, den Mantel erhielt, sondern auch von Eumaios.

Es scheint, daß die Zahl der Mäntel den Wohlstand ihrer Träger andeutet. Denn auch der zweite dieser imponierenden Berghirten hat drei Mäntel übergeworfen. Dabei tragen sie weiße Wollgamaschen und graulederne Schnabelschuh'. Jeder von ihnen überdies einen ungeschälten langen Stab. Der Knabe trägt ein rotes Fes. Die Schnäbel seiner roten Schuhe sind länger als die der Alten und jeder mit einer großen, schwarzen Quaste geziert.

Die Hafestraßen zeigen das übliche Volksgetriebe. Die Läden öffnen sich auf schmale, hochgelegene Lauben, aus denen man in das Menschengewimmel der engen Gäßchen hinuntersieht. Ein Mann trägt Fische mit silbernen Schuppen auf dem flachen Handteller eilend an mir vorbei. Junge Schafe und Ziegen hängen, ausgeweidet und blutend, vor den Läden der Fleischer. Über der Tür einer Weinstube voll riesiger Fässer sind im Halbkreis Flaschen mit verschieden gefärbtem Inhalt an Schnüren ausgehängt. Man hat schlechte Treppen, übelriechende Winkel zu vermeiden, vertierten Bettlern aus dem Wege zu gehn.

Einer dieser Bettler nähert sich mir. Er überbietet jeden sonstigen europäischen Eindruck dieser Art. Seine Augen glühen über einem sackartigen Lumpen hervor, mit dem er Mund, Nase und Brust ver mummt hat. Er hustet in diese Umhüllung hinein. Er bleibt auf der Straße stehen und hustet, krächzt, pfeift mit Absicht, um aufzufallen, sein fürchterliches Husten minutenlang. Es ist schwer, sich etwas so Abstoßendes vorzustellen

wie dieses verlauste, unflätige, barfüßige und halbnackte Gespenst.

Ich verbringe die Stunde um Sonnenuntergang in dem schönen, verwilderten Garten, der dem König von Griechenland gehört. Es ist eine wunderbare Wildnis von alten Zypressen, Oliven- und Eukalyptusbäumen, ungeachtet alle die blühenden Sträucher, in deren Schatten man sich bewegt. Vielleicht wäre es schade, wenn dieser Garten oft vom Könige besucht würde; denn bei größerer Pflege müßte er vieles verlieren von dem Reiz des Verwunschenen, der ihm jetzt eigen ist. Die Riesenbäume schwanken gewaltig im Winde und rauschen dazu: ein weiches, aufgestörtes Rauschen, in das sich der eherne Ton des Meeres einmischt.

Wie ich heute morgen das Fenster öffne, ist die Sonne am wolkenlosen Himmel längst aufgegangen. Ich bemerke, daß alles in einem fast weißen Lichte unter mir liegt: die Straßen und Dächer der Stadt, der Himmel, die Landschaft mit ihren Wiesen, Olivenwäldern und fernen Bergen. Als ich aus dem Hotel trete, muß ich die Augen fast schließen, und lange, während ich durch den nördlichen Stadtteil Korfu hinauswandere, suche ich meinen Weg blinzelnd.

Die Vorstadt zeigt das übliche Bild. Auf kleinen Eselchen sitzen Reiter, so groß, daß man meint, sie könnten ihr Reittier mühelos in die Tasche stecken. Ruppige Pferdchen, braunschwarz oder schwarz, mit Schweifen, die bis zur Erde reichen, tragen allerlei tote Lasten und lebende Menschen dazu. Vor ihren zumeist einstöckigen Häusern hocken viele Bewohner und sonnen sich. Eine junge Mutter säugt, auf ihrer Türschwelle sitzend, ihr jüngstes Kind und laust es zugleich, in aller Behaglichkeit und Naivität. Die weißen Mauerflächen werfen das Licht zurück und erzeugen Augenschmerzen.

Ich komme nun in die Region der Weiden und Ölgärten. Auf einer ebenen Straße, die stellenweise vom Meere bespült, dann wieder durch sumpfige Strecken oder Weideland vom Rande der großen inneren Bucht getrennt ist. Ich ruhe ein wenig, auf einem Stück Ufermauer am Ausgang der Stadt. Die Sonne brennt heiß. Von den angrenzenden Hügeln steigt ein albanischer Hirte mit seinen Schafen zur Straße herunter; trotz der Wärme trägt er seine drei Mäntel, oben den vliesartigen, über die Schultern gehängt. Ein sehr starkes und hochbeiniges Mutterschwein kommt aus der Stadt und schreitet hinter seinen Ferkeln an mir vorüber. Es folgt ein Eber, der kleiner ist.

Es ist natürlich, wenn ich auch hier wieder an Eumaios denke, den göttlichen Hirten, eine Gestalt, die mir übrigens schon seit längerer Zeit besonders lebendig ist. Eigentümlicherweise umgibt das Tier, dessen Pflege und Zucht ihm besonders oblag, noch heute bei uns auf dem Lande eine Art alter Opferpoesie. Es ist das einzige Tier, das von kleinen Leuten noch heute, nicht ohne festliche Aufregung, im Hause geschlachtet wird. Das Barbarische liegt nicht in der naiven Freude an Trunk und Schmaus; denn die homerischen Griechen, gleich den alten Germanen, neigten zur Völlerei. Metzgen, Essen, Trinken, gesundes Ausarbeiten der Glieder im Spiel, im Kampfspiel zumeist, das alles im Einverständnis mit den Himmlischen, ja in ihrer Gegenwart, war für griechische wie für germanische Männer der Inbegriff jeder Festlichkeit.

Es liegt in dem Eumaios-Idyll eine tiefe Naivität, die entzückend anheimelt. Kaum ist irgendwo im Homer eine gleiche menschliche Wärme zu spüren wie hier. Es wäre vielleicht von dieser Empfindung aus nicht unmöglich, dem ewigen Gegenstande ein neues, lebendiges Dasein für uns zu gewinnen.

Es ist nicht durchaus angenehm, außer zum Zweck

der Beobachtung, durch diese weiße, stauberfüllte Vorstadt zurück den Weg zu nehmen. Unglaublich, wie viele Murillosche Kopfreinigungen man hier öffentlich zu sehen bekommt! Es ist glühend heiß. Scharen von Gänsen fliegen vor mir auf und vermehren den Staub, ihn, die weite Straße hinabfliegend, zu Wolken über sich jagend. Hochrädrige Karren kommen mir entgegen. Hunde laufen über den Weg: Bulldoggen, Wolfshunde, Pinscher, Fixköter aller Art! Gelbe, graue und schwarze Katzen liegen umher, laufen, fauchen, retten sich vor Hunden auf Fensterbrüstungen. Eselchen schleppen Ladungen frischgeflochtener Körbe, die den Entgegenkommenden das Ausweichen fast unmöglich machen. Eine breitgebaute griechische Bäuerin drückt, im bildlichen Sinne, wie sie pompös einherschreitet, ihre Umgebung an die Wand. Bettler, mit zwei alten Getreidesäcken bekleidet, den einen unter den Achseln um den Leib geschlungen, den andern über die Schultern gehängt wie ein Umschlagetuch, sprechen die Inhaber ärmlicher Läden um Gaben an. Ein junger Priesterzögling von sehr gepflegtem Äußeren, mit schwarzem Barett und schwarzer Soutane, ein Jüngling, der schön wie ein Mädchen ist, von einem gemeinen Manne, dem Vater oder Bruder, begleitet, geht mir entgegen. Der Arm des Begleiters ist um die Schultern des Priesters gelegt, dessen tiefschwarz glänzendes Haar im Nacken zu einem Knoten geflochten ist. Weiber und Männer blicken ihm nach.

Heute entdecke ich eigentlich erst den Garten des Königs und seine Wunder. Ich nehme mir vor, von morgen ab mehrere Stunden täglich hier zuzubringen. Seit längerer Zeit zum ersten Male genieße ich hier jene köstlichen Augenblicke, die auf Jahre hinaus der Seele Glanz verleihen und um derentwillen man eigentlich lebt. Es dringt mir mit voller Macht ins Gemüt, wo ich

bin und daß ich das Ionische Meer an den felsigen Rändern des Gartens brausen höre.

Wir haben heute den ersten April. Meine Freunde, die Maler sind, und ich haben uns am Eingange der Königsvilla voneinander getrennt, um, jeder für sich, in dem weiten, verwilderten Gartenbereich auf Entdeckungen auszugehen. Es ist ein Morgen von unvergleichlicher Süßigkeit. Ich schreibe, meiner Gewohnheit nach im Gehen, mit Bleistift diese Notizen. Mein Auge weidet. Das Paradies wird ein Land voll ungekannter köstlicher Blumen sein. Die herrlichen Anemonen Korfus tragen mit dazu bei, daß man Ahnungen einer andern Welt empfindet. Man glaubt beinahe, auf einem fremden Planeten zu sein.

In dieser eingebildeten Loslösung liegt eine große Glückseligkeit.

Ich finde nach einigem Wandern die Marmorreste eines antiken Tempelchens. Es sind nur Grundmauern; einige Säulentrommeln liegen umher. Ich lege mich nieder auf die Steine, und eine unsägliche Wollust des Daseins kommt über mich. Ein feines, glückliches Stauen erfüllt mich ganz, zunächst fast noch ungläubig, vor diesem nun Ereignis gewordenen Traum.

Weniger um etwas zu schaffen, als vielmehr um mich ganz einzuschließen in die homerische Welt, beginne ich ein Gedicht zu schreiben, ein dramatisches, das Telemach, den Sohn des Odysseus, zum Helden hat. Umgeben von Blumen, umtönt von lautem Bienenesumm, fügt sich mir Vers zu Vers, und es ist mir allmählich so, als habe sich um mich her nur mein eigener Traum zu Wahrheit verdichtet.

Die Lage des Tempelchens am Rande der Böschung, hoch überm Meer, ist entzückend; alte, ernste Oliven umgeben in einiger Ferne die Vertiefung, in die es gestellt ist. Welchem Gotte, welchem Heros, welchem

Meergreise, welcher Göttin oder Nymphe war das Tempelchen etwa geweiht, das, in das grüne Stirnband der Uferhöhe eingeflochten, dem nahenden Schiffer entgegenwinkte? diese kleine, schweigende Wohnung der Seligen, die, Weihe verbreitend, noch heute das Rauschen der Ölbäume, das schwelgerische Summen der Bienen, das Duftgewölke der Wiesen als ewige Opfergaben entgegennimmt. Die kleinen, blinkenden Wellen des Meeres ziehen, vom leisen Ost bewegt, wie in himmlischer Prozession heran, und es ist mir, als wäre ich nie etwas anderes als ein Diener der unsterblichen Griechengötter gewesen.

Ich weiß nicht, wie ich auf die Vermutung komme, daß unterhalb des Tempelchens eine Grotte und eine Quelle sein müsse. Ich steige verfallene Stufen tief hinab und finde beides. Quelle und Grotte münden auf eine grüne, von Margueriten übersäte Terrasse, in ihrer versteckten Lage von süßestem Reiz. Ich bin hier, um die Götter zu verehren, zu lieben und herrschen zu machen über mich. Deshalb pflücke ich Blumen, werfe sie in das Becken der Quelle, zu den Najaden und Nymphen flehend, den lieblichen Töchtern des Zeus.

Ein brauner, schwermütiger Sonnenuntergang. Wir finden uns an die Schwermut norddeutscher Ebenen irgendwie erinnert. Es ist etwas Kühles in Licht und Landschaft, das vielleicht deutlicher vorstellbar wird, wenn man es unitalienisch nennt. Das Landvolk, obgleich die Bäuerinnen imposant und vollbusig sind und von schöner Rasse, erscheint nach außen hin temperamentlos, im Vergleich mit Italien, und zwar trotz des italienischen Einschlags. Es kommt uns vor, als wäre das Leben hier nicht so kurzweilig wie auf der italienischen Halbinsel.

Die griechische Bäuerin hat durchaus den graden, treuherzigen Zug, der den Männern hier abgeht und

den man als einen deutschen gern in Anspruch nimmt. Sinnliches Feuer scheint ebensowenig Ausdruck ihrer besonderen Art zu sein wie bei den homerischen Frauengestalten. Überhaupt erscheinen mir die homerischen Zustände den frühen germanischen nicht allzu fernstehend. Der homerische Grieche ist Krieger durchaus, ein kühner Seefahrer, wie der Normanne verwegener Pirat, von tiefer Frömmigkeit bis zur Bigotterie, trunkliebend, zur Völlerei neigend, dem Rausche großartiger Gastereien zugetan, wo der Gesang des Skalden nicht fehlen durfte.

Ich habe mich auf den Resten des antiken Tempelchens, das ich nun schon zum dritten- oder viertenmal besuche, niedergelassen. Es fällt lauer Frühlingsregen. Ein großer, überhängender, weidenartiger Strauch umgibt mich mit dem Arom seiner Blüten. Die Wellen wallfahrten heut mit starkem Rauschen heran. Immer der gleiche Gottesdienst in der Natur. Wolkendünste bedecken den Himmel.

Immer erst, wenn ich auf den Grundmauern dieses kleinen Gotteshauses gestanden habe, fühle ich mich in den Geist der Alten entrückt und glaube in diesem Geiste alles ringsumher zu empfinden. Ich will nie diese Stunden vergessen, die in einem ungeahnten Sinne erneuernd sind. Ich steige ans Meer zu den Najaden hinunter. Auf den Stufen bereits vernehme ich das Geschrei einer Ziege, von der Grotte und Quelle empordringend. Ich bemerke, wie das Tier von einem großen rotbraunen Segel beunruhigt ist, das sich dem Lande, düster schattend, bis auf wenige Meter nähert, um hier zu wenden. Unwillkürlich muß ich an Seeraub denken, und das fortwährende, klägliche Hilferufen des geängstigsten Tieres bringt mir, beim Anblick des großen, drohenden Segels, die alte Angst des einsamen Küstenbewohners vor Überfällen nah.

Offt ist bei Homer von schwarzen Schiffen die Rede. Ob sie nicht etwa den Nordlandsdrachen ähnlich gewesen sind? Und ob nicht etwa die homerischen Griechen, die ja durchaus Seefahrer und Abenteurernaturen waren, auch das griechische Festland vom Wasser aus zuerst betreten haben?

Eigentümlich ist es, wie sich in einem Gespräch des Plutarch eine Verbindung des hohen Nordens mit diesem Süden andeutet: wo von Völkern griechischen Stammes die Rede ist, die etwa in Kanada angesessen waren, und von einer Insel Ogygia, wo der von Zeus entthronte Kronos gleichsam in Banden eines Winterschlafes gefangen saß. Besonders merkwürdig ist der Zug, daß jener entthronte Gott, Kronos oder Saturn, noch immer alles dasjenige träumte, was der Sohn und Sieger im Süden, Zeus, im Wachen sah. Also etwa, was jener träumte, war diesem Wirklichkeit. Und Herakles begab sich einst in den Norden zurück, und seine Begleiter reinigten Sitte und Sprache der nördlichen Griechen, die inzwischen verwahrlost waren.

Ich strecke mich auf das saftige Grün der Terrasse unter die zahllosen Gänseblümchen aus, als ob ich, ein erster Grieche, soeben nach vieler Mühsal gelandet wäre. Ein starkes Frühlingsempfinden dringt durch mich; und in diesem Gefühle eins mit dem Sprossen, Keimen und Blühen rings um mich her, empfinde ich jeden Naturkult, jede Art Gottesdienst, jedes irgendwie geartete höhere Leben des Menschen durch Eros bedingt.

Ich beobachte eben, vor Sonnenuntergang, in einer Ausbuchtung der Kaimauer, zwei Muselmänner. Sie verrichten ihr Abendgebet. Die Gesichter nach Mekka gewendet, gegen das Meer und die epirotischen Berge, stehen sie ohne Lippenbewegung da. Die Hände sind nicht gefaltet, nur mit den Spitzen der Finger aneinandergelegt. Jetzt, indem sie sich auf ein Knie senken,

machen sie gleichzeitig eine tiefe Verneigung. Diese Bewegung wird wiederholt. Sie lassen sich nun auf die Knie nieder und berühren mit den Stirnen die Erde. Auch diesen Ausdruck andachtvoller Erniedrigung wiederholen sie. Aufgerichtet, beten sie weiter. Nochmals sinken sie auf die Knie und berühren mit ihren Stirnen wieder und wieder den Boden. Alsdann fährt sich, noch kniend, der ältere von den beiden Männern mit der Rechten über das Angesicht und über den dunklen, graumelierten Bart, als wollte er einen Traum von der Seele streifen, und nun kehren sie, erwacht, aus dem inneren Heiligtum in das laute Straßenleben, das sie umgibt, zurück. Wer diese Kraft zur Vertiefung sieht, muß die Macht anerkennen und verehren, die hier wirksam ist.

Heut werfen die Wellen ihre Schaumschleier über die Kaimauer der Strada Marina. Die Möwen halten sich mit Meisterschaft gegen den starken Südwind über den bewegten Wassern des Golfes von Kastrades. Es herrscht Leben und Aufregung. Von gestern zu heut sind die Baumwipfel grün geworden im lauen Regen.

Die Luft ist feucht. Der Garten, in den ich eintrete, braust laut. Der Garten der Kirke, wie ich den Garten des Königs jetzt lieber nenne, braust laut und melodisch und voll. Düfte von zahllosen Blüten dringen durch dunkle, rauschende Laubgänge und strömen um mich mit der bewegten Luft. Es ist herrlich! Der Webstuhl der Kirke braust wie Orgeln: Choräle, endlos und feierlich. Und während die Göttin webt, die Zauberin, bedeckt sich die Erde mit bunten Teppichen. Aus grünen Wipfeln brechen die Blüten: gelb, weiß und rot wie Blut. Das Zarteste der Schönheit entsteht ringsum. Millionen kleiner Blumen trinken den Klang und wachsen in ihm. Himmelhohe Zypressen wiegen die schwarzen Wedel ehrwürdig. Der gewaltige Eukalyptus, an dem ich stehe,

scheint zu schauern vor Wonne, im Ansturm des vollen, erneuten Lebenshauchs. Das sind Boten, die kommen! Verkündigungen!

Wie ich tiefer in das verwunschene Reich eindringe, höre ich über mir in der Luft das beinahe melodische Knarren eines großen Raben. Ich sehe ihn täglich, nun schon das drittemal, den Lieblingsvogel Apollons. Er überquert eine kleine Bucht des Gartens. Der Wind trägt seine Stimme davon; denn ich sehe nur noch, wie er seinen Schnabel öffnet.

Immer noch umgibt mich das Rauschen, das allgemeine, tiefe Getöse. Es scheint aus der Erde zu kommen. Es ist, als ob die Erde selbst tief und gleichmäßig tönte, mitunter bis zu einem unterirdischen Donner gesteigert.

Im Schatten der Ölbäume, im langhalmigen Wiesen-
gras, gibt es viele gemauerte Wasserbrunnen. Über einem, der mir vor Augen liegt, sehe ich Nymphe und Najade gesellt, denn der Gipfel eines Baumes, dessen Stamm im Innern der Zisterne heraufdringt, überquillt ihre Öffnung mit jungem Grün. Die Grazien umtanzen in Gestalt vieler zartester Wiesenblumen den verschwiegenen Ort.

Die Gestalten der Kirke und der Kalypso ähneln einander. Jede von ihnen ist eine „furchtbare Zauberin“, jede von ihnen trägt ein anmutig feines Silbergewand, einen goldenen Gürtel und einen Schleier ums Haupt. Jede von ihnen hat einen Webstuhl, an dem sie ein schönes Gewebe webt. Jede von ihnen wird abwechselnd Nymphe und Göttin genannt. Sie haben beide eine weibliche Neigung zu Odysseus, der mit jeder von ihnen das Lager teilen darf. Beide, an bestimmte Wohnplätze gebunden, sind der mythische Ausdruck sich regender Wachstumskräfte in der Frühlingsnatur, nicht wie die höheren Gottheiten überall, sondern an diesem und jenem Ort. In Kirke scheint das Wesen des Mythos,

und besonders in ihrer Kraft, zu verwandeln, tiefer und weiter als in Kalypso ausgebildet zu sein.

Das Rauschen hat in mir nachgerade einen Rausch erzeugt, der Natur und Mythos in eins verbindet, ja ihn zum phantasiegemäßen Ausdruck von jener macht. Auf den Steinen des antiken Tempelchens sitzend, höre ich Gesang um mich her, Laute von vielen Stimmen. Ich bin, wie durch einen leisen, unwiderstehlichen Zwang, in meiner Seele willig gemacht, Zeus und den übrigen Göttern Trankopfer auszugießen, ihre Nähe im Tiefsten empfindend. Es ist etwas Rätselhaftes auch insofern um die Menschenseele, als sie zahllose Formen anzunehmen befähigt ist. Eine große Summe halluzinatorischer Kräfte sehen wir heut als krankhaft an, und der gesunde Mensch hat sie zum Schweigen gebracht, wenn auch nicht ausgestoßen. Und doch hat es Zeiten gegeben, wo der Mensch sie voll Ehrfurcht gelten und menschlich auswirken ließ.

Und in dem hohen Palaste der schönen Zauberin dienten vier holdselige Mägde, die alle Geschäfte besorgten.

Diese waren Töchter der Quellen und schattigen Haine und der heiligen Ströme, die in das Meer sich ergießen.

Die schöne Wäscherin, die ich an einem versteckten Röhrenbrunnen arbeiten sehe, auf meinem Heimwege durch den Park — die erste schöne Griechin überhaupt, die ich zu Gesicht bekomme! —, sie scheint mir eine von Kirkes Mägden zu sein. Und wie sie mir in die Augen blickt, befällt mich Furcht, als läge die Kraft der Meisterin auch in ihr, Menschen in Tiere zu verwandeln, und ich sehe mich unwillkürlich nach dem Blümchen Moly um.

Heut, den 5. April, hat ein großes Schiff dreihundert deutsche Männer und Frauen am Strande von Korfu abgesetzt. — Ein mit solchen Männern und Frauen

beladener Wagen kutscht vor mir her. Auf der Strada Marina läßt Gevatter Wurstmacher den Landauer anhalten, steigt heraus und nimmt mit einigen lieben Anverwandten, eilig, in gezwungener Stellung, photographiergerecht, auf der Kaimauer Platz. Ein schwarzbärtiger Idealist mit langen Beinen und engem Brustkasten erhebt sich auf dem Kutschbock und photographiert. Am Eingange meines Gartens holt die Gesellschaft mich wieder ein, die sich durch das unumgängliche Photographieren verzögert hat. „Palais royal?“ tönt nun die Frage an den Kutscher auf gut Französisch.

Und wie ich den Garten der Zauberin wieder betrete, von heimlichem Lachen geschüttelt, fällt mir eine Geschichte ein: Mithridates steckte einst in Kleinasien einen Hain der Eumeniden in Brand, und man hörte darob ein ungeheures Gelächter. Die beleidigten Götter forderten nach dem Spruche der Seher Sühnopfer. Die Halswunde jenes Mädchens aber, das man hierauf geschlachtet hatte, lachte noch auf eine furchtbare Weise fort.

Das eine der Fenster unseres Wohnsaales im Hotel Belle Venise gewährt den Blick in eine Sackgasse. Dort ist auch ein Abfallwinkel des Hotels. Der elende Müllhaufen übt eine schreckliche Anziehungskraft auf Tiere und Menschen aus. Sooft ich zum Fenster hinausblicke, bemerke ich ein anderes hungriges Individuum, Hund oder Mensch, das ihn durchstößert. Ohne jeden Sinn für das Ekelhafte greift ein altes Weib in den Unrat, nagt das sitzengebliebene Fleisch aus Apfelsinenresten und schlingt Stücke der Schale ganz hinab. Jeden Morgen erscheinen die gleichen Bettler, abwechselnd mit Hunden, von denen mitunter acht bis zehn auf einmal den Haufen durchstören. Diese scheußliche Nahrungsquelle auszunützen, scheint der einzige Beruf vieler unter

den ärmsten Bewohnern Korfus zu sein, die in einem Grade von Armut zu leben gezwungen sind, der, glaube ich, selbst in Italien selten ist. Von Müllhaufen zu Müllhaufen wandern, welch ein unbegreifliches Los der Erbärmlichkeit! Mit Hunden und Katzen um den Wegwurf streiten! Und doch war es vielleicht mitunter das Los Homers, der, wie Pausanias schreibt, auch dieses Schicksal gehabt hat, als blinder Bettler von Ort zu Ort zu ziehn.

Der Garten der Kirke liegt diesen Nachmittag in einer düstern Verzauberung. Die blaßgrünen Schleier der Olivenzweige rieseln leis. Es ist ein ganz zartes und feines Singen. Von unten tönt laut das eherne Rauschen des Ionischen Meeres. Ich muß an das unentschiedene Schlachtengetöse homerischer Kämpfe denken. Der Wolkenversammler verdunkelt den Himmel, und eine bängliche Finsternis verbreitet sich zwischen den Stämmen unter den Ölbaumwipfeln. Vereinzelte große Regentropfen fallen auf mich. Der Efeu erscheint wie ein polypenartig würgendes Tier, er schlägt in unzerbrechliche Bande Mauern, steinerne Stufen, Bäume. Es ist etwas ewig Totes, ewig Stummes, ewig Verlassenes, ewig Verwandelt in der Natur und in allem vegetativen Dasein des Gartens. Die Tiere der Kirke schleichen lautlos, tückisch und unsichtbar, der bösen, tückischen Kirke Gefangene. Sie erscheinen für ewig ins Innere dieser Gartenmauer gebannt, wie Sträucher und Bäume an ihre Stelle. Alle diese uralten, rätselhaft verstrickten Olivenbäume gleichen unrettbar verknoteten Schlangen, erstarrt, mitten im Kampf, durch ein schreckliches Zauberwort.

Aber nun geht eine Angst durch den Garten: etwas wie Angst oder nahes Glück. Wir alle, unter der drohenden Macht des beklemmenden Rätsels eines unsagbar traurigen und verwunschenen Daseins, fühlen den nahen

Donner des Gottes voraus. Mächtig grollt es fern auf; und Zeus winkt mit der Braue... Kirke erwartet Zeus.

Ehe man Potamo auf Korfu erreicht, überschreitet man einen kleinen Fluß. Die Ortschaft ist mit grauen Häuschen und einem kleinen Glockenturm auf eine sanft ansteigende Berglehne zwischen Ölbäume und Zypressen hingestreut. Unter den Bewohnern des Ortes, die alle dunkel sind, fällt ein Schmied oder Schlosser auf, der in der Tür seiner Werkstatt mit seinem Schurzfell dasteht, blauäugig, blond und von durchaus kernigem, deutschem Schlag, seiner Haltung und dem Ausdruck seines Gesichtes nach.

Das Tal hinter Potamo entwickelt die ganze Fülle der fruchtbaren Insel. Auf saftigen Wiesenabhängen langhalmiger, üppiger Gräser und Blumen stehen, Wipfel an Wipfel, Orangenbäume, jeder mit einem Reichtum schwerer und reifer Früchte durchwirkt. Die gleiche lastende Fülle ist, links vom Wege, in die Talsenkung hinein verbreitet und jenseit die Abhänge hinauf, bis unter die allgegenwärtigen Ölbäume. Fruchtbare Fülle liegt wie ein strenger Ernst über diesem gesegneten Tal. Es ist von Reichtum gleichsam beschwert bis zur Traurigkeit. Es ist etwas frommähig Lasttragendes in diesem Überfluß, so daß hier wiederum das Mysterium der Fruchtbarkeit, beinahe zu Gestalten verdichtet, dem inneren Sinne sich aufdrängt. Hier scheint ein dämonischer Reichtum wie dazu bestimmt, verschlagenen Seefahrern sich für eine angstvolle Schwelgerei darzubieten, panischen Schrecknissen nahe.

Gestrüppen, wilden Dickichten gleich, steigen Orangengärten in die Schluchten hinunter, die von uralten Oliven und Zypressen verfinstert sind, und locken von dort her, aus der verschwiegenen Tiefe, mit ihrer süßen, schweren, fast purpurnen Frucht. Man spürt das Gebärungswunder, das Wunder nymphenhafter Verwand-

lungen: ein Wirken, das ebenso süß als qualvoll ist.

Ich sollte hier der Orange von Korfu, als der besten der Welt, begeistert huldigen. — Man gehe hin und genieße sie!

Die Straße steigt an, und bei einer Wendung tut sich, weithin gedehnt, eine sanfte Tiefe dem Blicke auf: die Ebene zwischen Govino und Pyrgi ungefähr, mit ihren umgrenzenden Höhenzügen. Wälder von Olivenbäumen bedecken sie; ja, Gipfel, Abhänge und Ebene überzieht ein einziger Wald. Der majestätische Ernst des Eindrucks ist mit einem unsäglich weichen Reiz verbunden.

Eine Biegung der Straße enthüllt teilweise die blau-leuchtende Bucht und die Höhe des San Salvatore dahinter. Zum Ernst, zur Einfalt, zur Großheit, darf man sagen, tritt nun die Süße. — Wir wandeln unter die Wälder hinein. Das Auge wird immer wieder gefesselt von dem unvergleichlichen Linienreiz der zerlöcherten und zerklüfteten Riesenstämme, von denen einige, zerrissen und in wilde Windungen zerborsten, doch, mit erzenem, unbeweglichem Griff in die Erde verknottet, aufrecht geblieben sind.

Der Himmel ist grau und bewölkt. Wir entdecken in der Tiefe der fruchttragenden Waldungen Kinder, Hirtinnen mit gelben Kopftüchern. Bis an die Straße zu uns her sind kleine, wollige, unwahrscheinliche Jesuschäfchen verstreut. Ich winke einer der kleinen Hirtinnen: sie kommt nicht leicht. Ihr Dank für unsere Gabe ist ganz Treuherzigkeit.

Schemenhaft flüstern die Ölzweige. Weithin geht und weither kommt ewiges, sanftes, fruchtbares Rauschen.

Wir unternehmen heut eine Fahrt nach Pelleka. Dort, von einem gewissen Punkte aus, überblickt man einen sehr großen Teil der Insel, die Buchten gegen Epirus hin und zugleich das freie Ionische Meer.

Heute, am Sonntag, lehnen etwa hundert Männer über die Mauer der Straße, wo diese eine Kehre macht und gleichsam eine Terrasse oder Rampe der Ortschaft bildet. Unser Wagen wird sogleich von einer großen Menge erbärmlich schmutziger Kinder umringt, die zumeist ein verkommenes Ansehen haben und schlimm husten. Mit uns dem gesuchten Aussichtspunkt zu- steigend — wir haben den Wagen verlassen —, verfolgen uns die Kinder in hellen Haufen. Eingeborene Männer versuchen es immer wieder, sie zu verscheuchen, stets vergeblich. Die Kleinen lassen uns vorüber, stehen ein wenig, suchen uns aber gleich darauf wieder auf kürzeren Wegen, rennend, springend, stürzend, einander stoßend, zuzukommen, um mit zäher Unermüdlichkeit uns wiederum anzubetteln.

Sie sind fast durchgängig brünett. Aber es ist auch ein blondes Mädchen da, blauäugig und von zart weißer Haut: ein großer, vollkommen deutscher Kopf, der als solcher auf einem Leiblichen Bilde stehen könnte. Bei diesem Anblick beschleicht mich eine gewissermaßen irrationale Traurigkeit; denn das Mädchen ist eigentlich die vergnügteste unter ihren zahllosen dunklen Zufalls- schwestern.

In Gruppen und von den Männern gesondert, stehen am Eingang und Ausgang des kleinen Fleckens die Frauen von Pelleka. Sie machen in der stämmigen Fülle des Körpers und der bunten Schönheit der griechischen Tracht den Eindruck der Wohlhabenheit. Das reiche Haar, das ihre Köpfe in stolzer Frisur umgibt, ist nicht nur ihr eigenes, sondern durch den Haarschatz von Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern vermehrt, der als heilige Erbschaft betrachtet wird.

Heut, soeben, begann ich den letzten Tag, der noch auf Korfu enden wird. Zum Fenster hinausblickend, gewahre ich in der Nähe des Abfallhaufens eine Ver-

sammlung von etwa zwanzig Männern: sie umstehen einen vom Regen noch feuchten Platz, auf dem sich, wie kleine zerknüllte Lümpchen, mehrere schmutzige Drachmenscheine befinden. Man schiebt sie mit Stiefelspitzen von Ort zu Ort. Einer der Männer wirft vom Handrücken aus zwei kupferne Münzen in die Luft, und je nachdem sie mit dem Kopfe des Königs nach unten liegen oder ihn nach oben kehren, entscheiden sie über Verlust und Gewinn. Nachdem ein Wurf des Glücksspiels geschehen ist, nimmt einer der Spieler, ein schäbiger Kerl, als Gewinner den ziemlich erheblichen Einsatz vom Erdboden auf und steckt ihn ein.

Die Bevölkerung Korfus krankt an dieser Spiel Leidenschaft. Es werden dabei von armen Leuten Gewinne und Verluste bestritten, die in keinem Vergleich zu ihrem geringen Besitze stehen. Man sucht dieser Spielwut entgegenzuwirken. Aber trotzdem man das stumpfsinnige Laster, sofern es in Kneipen oder irgendwie öffentlich auftritt, unter Strafe stellt, ist es dennoch nicht auszurotten. Macht doch die ganze Bevölkerung gemeinsame Sache gegen die Polizei! So sind zum Beispiel die Droschkenkutscher auf der breiten Straße, in die unser Sackgäßchen mündet, freiwillige Wachtposten, die den ziemlich sorglosen Übertretern der Gesetzesbestimmungen soeben die Annäherung eines Polizeimannes durch Winke verkündigen, worauf sich der Schwarm sofort zerstreut.

Ein griechischer Dampfer liegt am Ufer. Ein italienischer kommt eben herein. Ihm folgt die „Tirol“ vom Triester Lloyd. Menschen und Möwen werden aufgeregt.

Die Einschiffung ist nicht angenehm. Wir sind hinter einem Berg von Gepäck ins Boot gequetscht, und jeden Augenblick drohen die hohen Wogen das überladene Fahrzeug umzuwerfen.

Selten ist der Aufenthalt an Deck eines Schiffes im

Hafen angenehm. Das Idyll, sofern nicht das Gegenteil eines Idylls im Schicksalsrate beschlossen ist, das Idyll beginnt immer erst nach der Abfahrt.

Eine schlanke, hohe, jugendschöne Engländerin mit den edlen Zügen klassischer Frauenbildnisse ist an Bord. Seltsam, ich vermag mir das homerische Frauenideal, vermag mir eine Penelope, ein Nausikaa nur von einer so gearteten Rasse zu denken.

Langsam gleitet Korfu, die Stadt, und Korfu, die Insel, an uns vorüber: die alten Befestigungen, die Esplanade, die Strada Marina am Golf von Kastrades, auf der ich so oft nach dem königlichen Garten, nach dem Garten der Kirke, gewandert bin. Der Garten der Kirke selbst gleitet vorüber. Ich nehme mein Fernglas und bin noch einmal an dem lieblichen, jetzt in Schatten gelegten Ort, wo die Trümmer des kleinen antiken Tempelchens einsam zurückbleiben und wo ich, seltsam genug bei meinen Jahren, fast wunschlos glückliche Augenblicke genoß. Oft sah ich von dort aus Schiffe vorübergleiten und bin nun selbst, der vorübergleitet auf seinem Schiff. Über den dunklen Wipfelgebieten des Gartens steht die Sonne hinter gigantischen Wolken im Niedergang und bricht über alles zu uns und zum Himmel hervor in gewaltigen, limbusartigen Strahlungen, und im Weitergleiten des Schiffes erfüllt mich nur noch der eine Gedanke: du bist auf der Pilgerfahrt zur Stätte des goldelfenbeinernen Zeus.

Die ersten Stunden auf klassischem Boden, nachdem wir in Patras morgens gelandet sind, bieten lärmende, unangenehme Eindrücke. Aber trotzdem wir nun in einem Bahncoupé, und zwar in einem ziemlich erbärmlichen, sitzen, saugt sich das Auge an Felder und Hügel dieser an uns vorüberflutenden Landschaft fest, als wäre sie nicht von dieser Erde. Vielleicht lieben wir Träume mit stärkerer Liebe als Wirklichkeit. Aber das

innere Auge, das sich selbst im Schläfe oft genug weit öffnet, legt sich mitunter in den Wiesen, Hainen und Hügelländern zur Ruh', die sich einem äußeren Sinne im Lichte des wachen Tages schlicht und gesund darbieten. Und etwas wie eines inneren Sinnes Entlastung spüre ich nun.

Also: um mich ist Griechenland. Das, was ich bisher so nannte, war alles andere, nur nicht Land. Die Sehnsucht der Seele geht nach Land, der Sehnsucht des Seefahrers darin ähnlich. Immer ist es zunächst nur eingebildet, wonach man sich sehnt, und noch so genaue Nachricht, noch so getreue Schilderung kann aus der schwebenden Insel der Phantasie kein wirklich am Grunde des Meeres verwurzelt Eiland machen. Das vermag nur der Augenblick, wo man es wirklich betritt.

Was nun so lange durchaus nur ein bloßer Traum der Seele gewesen ist, das will ebendiese Seele, vom Staunen der äußeren Sinne berührt, die, von dem Ereignis betroffen, rastlos verzückt, fast überwältigt umherforschen... das will ebendiese Seele nicht gleich für wahr halten. Auch deshalb nicht, weil damit in einem anderen Sinne etwas, zum mindesten der Teil eines Traumbesitzes, in sich versinkt. Dies gilt aber nur für Augenblicke. Es gibt in einem gesundgearteten Geiste keine Todfeindschaft mit der Wirklichkeit: und was sie etwa in einem solchen Geiste zerstört, das hilft sie kräftiger wiederum aufrichten.

Die Landschaft von Elis, durch die wir reisen, berührt mich heimisch. Wir haben zur Rechten das Meer, hinter roter Erde, in unglaublicher Farbenglut. Wie bläulicher Duft liegen Inseln darin: erst wird uns Ithaka, dann Kephallonia, später Zakynthos deutlich. Wir werden an Hügeln vorübergetragen, niedrigen Bergzügen, vor denen Fluren sich ausbreiten, die mit Rebenkulturen bestanden sind. Die Berge zur Linken weichen zurück hinter eine weite Talebene, die sie mit ihren Schnee-

häuptern begleiten. Einfache grüne Weideflächen erfreuen den Blick. Und plötzlich erscheinen Bäume, einzelstehend, knorrig, weitverzweigt, die für das zu erklären, was sie wirklich sind, ich mich kaum getraue. Aber es sind und bleiben doch Eichen, deutsche Eichen, so alt und mächtig entwickelt, wie in der Heimat sie gesehen zu haben ich mich nicht erinnern kann.

Stundenweit dehnen sich nun diese Eichenbestände. Doch sind die jetzt noch fast kahlen Kronen so weit voneinander entfernt, daß ihre Zweige, so breit sie umherreichen, sich nicht berühren. In den einsamen Weideländern darunter zeigen sich hie und da Hirten mit Herden.

Es kommt mir vor, als ob ich unter den vielen, die mit uns reisen, einem großartigen Festtumulte zustrebte. Und durchaus ungewollt drängt sich mir nach und nach die Vision eines olympischen Tages auf: der Kopf und nackte Arm eines jungen Griechen, ein Schrei, eine Bitte, ein Pferdegewieher, Beifallstoben, ein Fluch des Besiegten. Ein Ringer, der sich den Schweiß abwischt. Ein Antlitz, im Kampfe angespannt, fast gequält in übermenschlicher Anstrengung. Donnernder Hufschlag, Rädergekreisch: alles vereinzelt, blitzartig, fragmentarisch.

Wir sind in Olympia.

Auf diesem verlassenem Festplatz ist kaum etwas anderes als das sanfte und weiche Rauschen der Aleppo-Kiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet.

Dieses freundliche Tal des Alpheios ist dermaßen unscheinbar, daß man, den ungeheuren Klang seines Ruhmes im Herzen, bei seinem Anblick in eigentümlicher Weise ergriffen ist. Aber es ist auch von einer bestrickenden Lieblichkeit. Es ist ein Versteck, durch

einen niedrigen Höhenzug jenseits des Flusses — und diesseits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der sich vor dieser Welt ohne Haß zu verschließen gedächte, könnte nirgend geborgener sein.

Ein kleines, idyllisches Tal für Hirten — eine schlichte, beschränkte Wirklichkeit! — mit einem versandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland, und doch: es mag hier gewesen sein, es weigert sich nichts in dem Pilger, für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Aigiserschütterer Zeus, mit Kronos um die Herrschaft der Welt gerungen hat. — Das ist das Wunderbare und Seltsame.

Die Abhänge jenseit des Alpheios färben sich braun. Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen, zu mir. Zwei Elstern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu Säulentrommel. Sie gebärden sich hier wie in einem unbestrittenen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde diesen olympischen Kuckuck vom zwölften April des Jahres neunzehnhundertundsieben nicht vergessen.

Die Dunkelheit und die Kühle bricht herein. Noch immer ist das Rauschen des sanften Windes in den Wipfeln die leise und tiefe Musik der Stille. Es ist ein ewiges flüsterndes Aufatmen, traumhaftes Aufrauschen, gleichsam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem schweren, unerwecklichen Schlaf gebunden ist. Das Leben von einst scheint ins Innere dieses Schlafes gesunken. Wer nie diesen Boden betreten hat, dem ist es schwer begreiflich zu machen, bis zu welchem Grade Rauschen und Rauschen verschieden ist.

Es ist ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken gespenstischer Wettspiele. Es ist mir, als fielen da- und dorthier Schreie

von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen, und diese hastig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgendein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen sich manchmal einnistet und nicht zu tilgen ist.

Plötzlich wird, von irgendeinem Hirtenjungen gespielt, der kunstlose Klang einer Rohrflöte laut: er begleitet mich auf dem Heimwege.

Der Morgen duftet nach frischen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmen um unsere Herberge. Ich stehe auf dem Vorplatz des hübschen, luftigen Hauses und überblicke von hier aus das enge, freundliche Tal, das die olympischen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verschiedener kleiner Anwesen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen, am Fuße des Kronoshügels, sichtbar ist.

Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen suchen. Wenn man es aber so eng, so niedlich und voller idyllischer Anmut gefunden hätte, so würde man doch nicht, wie hier, so tiefe und göttliche Atemzüge tun.

Mich durchdringt eine staunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimisch-ländliche Morgenmusik beleben mich. Wie so ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im Sinne Homers oder gar im Sinne der Tragiker zu begreifen ist. Viel näher in diesem Augenblick ist mir die Seele des Aristophanes, dessen Frösche ich von den Alpheiossümpfen herüber quaken höre. So laut und energisch quakt der griechische Frosch — ich konnte das während der gestrigen Fahrt wiederholt bemerken —, daß er literarisch durchaus nicht zu übersehen, noch weniger zu überhören war.

Überall schlängeln sich schmale Pfade über die Hügel und zwischen den Hügeln hindurch. Sie sind wie Bänder

durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eseln und Mauleseln tauchen auf und verschwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man die Tiere sieht und nachdem sie den Gesichtskreis verlassen haben. Am Himmel zeigen sich streifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden.

Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in diesem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Priestergemeinschaft nahe den Göttern; aber diese, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieses anspruchslose Stückchen Natur so von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixstern — einer vor tausend Jahren erloschenen Sonne gleich — noch mit seinem vollen, ruhmstrahlenden Lichte in uns ist?

Diese bescheidenen Wiesen und Anhöhen lockten ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menschen, die von hier einen Platz unter den Sternen suchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympischen Zweiges, von einem schlichten Ölbaum dieser Flur gebrochen, Auserwählten Unsterblichkeit zu gewähren.

Ich ersteige den Kronoshügel. Es riecht nach Kiefernharz. Einige Vögel singen in den Zweigen schön und anhaltend. Im Schatten der Nadelwipfel gedeiht eine zarte Ilexart. Die gewundenen Stämme der Kiefern mit tiefeingerissener Borke haben etwas Wildkräftiges. Ich pflücke eine blutrote, anemonenartige Blume, überschreite das Band einer Wanderraupe, fünfzehn bis zwanzig Fuß lang. Die Windungen des Alpheios erscheinen: des Gottes, der gen Ortygia hinstrebt, jenseits des Meeres, wo Arethusa, die Nymphe, wohnt, die Geliebte.

Die Fundamente und Trümmer des Tempelbezirks

liegen unter mir. Dort, wo der goldelfenbeinerne Zeus gestanden hat, auf den Platten der Cella des Zeus-tempels, spielt ein Knabe. Es ist mein Sohn. Etwas vollkommen Ahnungsloses, mit leichten, glücklichen Füßen die Stelle umhüpfend, die das Bildnis des Gottes trug, jenes Weltwunder der Kunst, von dem unter den Alten die Rede ging, daß, wer es gesehen habe, ganz unglücklich niemals werden könne.

Die Kiefern rauschen leise und traumhaft über mir. Herdenglocken, wie in den Hochalpen oder auf den Hochflächen des Riesengebirges, klingen von überall her. Dazu kommt das Rauschen des gelben Stroms, der in seinem breiten versandeten Bette ein Rinnsal bildet, und das Quaken der Frösche in den Tümpeln stehender Wässer seiner Ufer.

Immer noch hüpfet der Knabe um den Standort des Götterbildes, das, hervorgegangen aus den Händen des Pheidias, den Wolkenversammler, den Vater der Götter und Menschen darstellte; und ich denke daran, wie, der Sage nach, der Gott mit seinem Blitz in die Cella schlug und auf diese Art dem Meister seine Zufriedenheit ausdrückte. Was war das für ein Meister und ein Geschlecht, das Blitzschlag für Zustimmung nahm! Und was war das für eine Kunst, die Götter zu Kritikern hatte!

Die Hügel jenseits des Alpheios bilden eine Art Halbkreis, und ich empfinde sie fast, unwillkürlich forschend hinüberblickend, als einen amphitheatralischen Rundbau für göttliche Zuschauer. Rangen doch auf dem schlichten Festplatz unter mir Götter und Menschen um den Preis.

Meinen Sinn zu den Himmlischen wendend, steige ich langsam wieder in das Vergessenheit und Verlassenheit atmende Wiesental: das Tal des Zeus, das Tal des Dionysos und der Chariten, das Tal des idäischen Herakles, das Tal der sechzehn Frauen der Hera, wo auf

dem Altar des Pan Tag und Nacht Opfer brannten, das Tal der Sieger, das Tal des Ehrgeizes, des Ruhmes, der Anbetung und Verherrlichung, das Tal der Wettkämpfe, wo es dem Herakles nicht erspart blieb, mit den Fliegen zu kämpfen, die er aber nur mit Hilfe des Zeus besiegte und dort hinüber, hinter das jenseitige Ufer des Alpheios, trieb.

Und wieder schreite ich zwischen den grauen Trümmern hin, die eine schöne Wiese bedecken. Überall saftiges Grün und gelbe Maiblumen. Das Elsternpaar von gestern fliegt vor mir her. Die Säulen des Zeustempels liegen, wie sie gefallen sind: die riesigen Porostrommeln schräg voneinander gerutscht. Überall duftet es nach Blumen und Thymian um die Steinmassen, die sich im wohltätigen Scheine der Morgensonne warm anfühlen. Von einem jungen Ölbäumchen, nahe dem Zeustempel, breche ich mir, in unüberwindlicher Lüsterheit, seltensamerweise zugleich fast scheu wie ein Dieb, den geheiligten Zweig.

Abschiednehmend trete ich heute das zweitemal vor die Giebelfiguren des Zeustempels, in dem kleinen Museum zu Olympia, und dann vor den Hermes des Praxiteles. Ich lasse dahingestellt, was offenkundig diese Bildwerke unterscheidet, und sehe in Hermes weniger das Werk des Künstlers als den Gott. Es ist hier möglich, den Gott zu sehen, in der Stille des kleinen Raums, an den die Äcker und Wiesen dicht herantreten. Und so gewiß man in den Museen der großen Städte Kunstwerke sehen kann, vermag man hier in die lebendige Seele des Marmors besser zu dringen und fühlt heraus, was an solchen Gebilden mehr als Kunstwerk ist. Die griechischen Götter sind nicht von Ewigkeit. Sie sind gezeugt und geboren worden.

Dieser Gott ist besonders bedauernswert in seiner Verstümmelung, da ihm eine überaus zärtliche Schön-

heit, ein weicher und lieblicher Adel eigen ist. Ambrosische Sohlen sind immer zwischen ihm und der Erde gewesen. Man hat ein Bedauern mit seiner Vereinigung, weil die unverletzliche, unverletzte olympisch-weltferne Ruhe und Heiterkeit noch auf seinem Antlitz zu lesen ist, während draußen Altäre und Tempel, fast dem Erdboden gleichgemacht, in Trümmern liegen.

Seltsam ist die hingebende Liebe und Schwärmerei, die dem Bildner den Meißel geführt hat, als er den Rinderdieb, den Schalk, den Täuscher, den schlaun Lügner, den lustigen Meineidigen, den Maultier-Gott und Götterboten darstellte, der allerdings auch die Leier erfand.

Wie schwärmende Bienen am Ast eines Baumes, so hängen die Menschen am Zuge, während wir langsam in Patras einfahren. Lärm, Schmutz, Staub überall. Auch noch in das Hotelzimmer dringt der Lärm ohrenbetäubend. Geräusche, als ob Raketen platzten oder Bomben geworfen würden, unterbrechen das Gebrüll der Ausrufer. Patras ist, nächst dem Piräus, der wichtigste Hafenplatz des modernen Griechenland. Wir sehnen uns in das unmoderne.

Endlich, nachdem wir eine Nacht hier haben zubringen müssen, sitzen wir, zur Abfahrt fertig, wieder im Bahncoupé. Vor den Türen des Waggons spielt sich ein tumultuarisches Leben mit allerlei bettelhaften Humoren ab. Ein junger griechischer Bonvivant schenkt einem zerlumpten, lümmelhaft aussehenden Menschen Geld, zeigt flüchtig auf einen der jugendlichen Händler, die allerlei Waren feilbieten, und sofort stürzt sich der bezahlte tierische Halbidiot auf ebenden Händler und walkt ihn durch. Noch niemals habe ich überhaupt binnen kurzer Zeit so viele wütende Balgereien gesehen. An zwei, drei Stellen des Volksgewimmels klatschen

fast gleichzeitig die Mauschellen. Man verfolgt, bringt zu Fall, bearbeitet gegenseitig die Gesichter mit den Fäusten: alles, wie wenn es so sein müßte, in großer Harmlosigkeit.

Zu den schönsten Bahnlinien der Welt gehört diejenige, die von Patras, am Südufer des Korinthischen Golfes entlang, über den Isthmus nach Athen führt. Der Golf und seine Umgebung erinnern an die Gegenden des Gardasees. Paradiesische Farbe, Glanz, Reichtum und Fülle in einer beglückten Natur. Der Isthmus zeigt einen anderen Charakter: Weideflächen, vereinzelte Hirten und Niederlassungen. Am Nordrand durch Hügel begrenzt, die, bedeckt von den Wipfeln der Aleppokiefer, zum Wandern anlocken. Alles ist hier von einer erfrischenden, beinahe nordischen Einfachheit.

Die grünen Flächen der Landenge liegen in beträchtlicher Höhe über dem Meere. Nach den großartigen und prunkhaften Wirkungen des peloponnesischen Nordufers überrascht diese schlichte und herbe Landschaft und berührt wohlthätig. Eine Empfindung kommt über mich, als sähe ich diese Fluren nicht zum erstenmal. Das Vertraute daran ist, was überrascht. Ich kann nicht sagen, daß mich etwa je auf der italienischen Halbinsel eine Empfindung des Heimischen, so wie hier, beschlichen hätte. Dort blieb immer der Reiz: das schöne Fremdartige. Ich spüre schon jetzt: ich liebe dies Land. Schon jetzt, im Anfang, erfaßt die Erkenntnis mich wie ein Rausch, daß eben nur dieser Grund die wahre Heimat der Griechen sein konnte.

Ich spreche den Namen Theseus aus. Und nun hat sich in mir ein psychischer Vorgang vollzogen, der mich, angesichts des isthmischen ernsten Landgebiets, der griechischen Art, sich Halbgötter vorzustellen, näher bringt. Ich empfinde und sehe in Theseus den Mann

von Fleisch und Blut, der wirklich gelebt und dessen Fuß diese Landenge überschritten hat; der, zum Heros gesteigert, noch immer so viel vom Menschen besaß als vom Gott und auch so noch mit der Stätte seines Wanderns und Wirkens verbunden blieb.

Warum scheuen wir uns und erachten für trivial, unsere heimischen Gegenden, Berge, Flüsse, Täler zu besingen, ja, ihre Namen nur zu erwähnen in Gebilden der Poesie? Weil alle diese Dinge, als Natur jahrtausendlang für teuflisch erklärt, nie wahrhaft wieder geheiligt worden sind. Hier aber haben Götter und Halbgötter, mit jedem weißen Berggipfel, jedem Tal und Tälchen, jedem Baum und Bäumchen, jedem Fluß und Quell vermählt, alles geheiligt. Geheiligt war das, was über der Erde, auf ihr und in ihr ist. Und rings um sie her das Meer war geheiligt. Und so vollkommen war diese Heiligung, daß der Spätgeborene, um Jahrtausende Verspätete, daß der Barbar noch heut — und sogar in einem Bahncoupé — von ihr im tiefsten Wesen durchdrungen wird.

Man muß die Bäume dort suchen, wo sie wachsen, die Götter nicht in einem gottlosen Lande, auf einem gottlosen Boden. Hier aber sind Götter und Helden Landesprodukte. Sie sind dem Landmann gewachsen wie seine Frucht. Des Landbauers Seele war stark und naiv. Stark und naiv waren seine Götter.

Theseus, um es noch einmal zu sagen, ist also für mich kein riesenmäßiger, leerer Schemen mehr, ich empfinde ihn einerseits nah, schlicht und materialisch, als Kind der Landschaft, die mich umgibt. Andererseits erkenne ich ihn als das, wozu ihn die Seele des Griechen erhoben hat, die aber doch Gott wie Landeskind an die Heimat bannte.

Die Landschaft behält, von einer Strecke dicht über dem Meere abgesehen, fortan den ernsten Ausdruck. Der Abend beginnt zu dämmern, ja, verdüstert sich

zu einer großartigen Schwermut, von einem Zauber, der eher nordisch als südlich ist. Es fällt lauer Regen. Das graue Megara, das einen Hügel überzieht, wirkt wie eine geplünderte Stadt. Zwischen Schutthaufen, in ärmlichen Winkeln halb eingestürzter Häuser, scheinen die Menschen zu leben. Man glaubt eine Stadt zu sehen, über die ein Eroberer mit Raub, Brand und Mord seinen Weg genommen hat.

Kurz hinter Eleusis steigt der Zug nochmals bergan, durch die Vorhöhen des Parnes. Bei tieferer Dunkelheit, zunehmendem Regen und kalter Luft kommt mir die steinige Einöde, in die ich hineinstarre, fast norwegisch vor. Ich bin sehr glücklich über den Wetterumschlag, der mir die ungesunde Vorstellung eines ewiglachenden Himmels nimmt. Die Gegend ist menschenleer. Nur selten begegnet die dunkle Gestalt eines Hirten, aufrecht stehend, dicht in den wolligen Mantel gehüllt. Und während der kalte und feuchte Wind meine Stirne kühlt, Regentropfen mir ins Gesicht wirft und ich die starke, kalte Regen- und Bergluft in mich einsauge, hat sich ein neues Band geknüpft zwischen meinem Herzen und diesem Lande.

Was Wunder, wenn durch die Erregung der langen Fahrt, in Dunkelheit, in Wind und Wetter, einer höchsten Erfüllung nah, die Seele in einen luziden Zustand gerät, wo es ihr möglich wird, von allem Störenden abzusehen und deutliche Bilder längstvergangenen Lebens in die phantastische sogenannte Wirklichkeit hineinzutragen. Fast erlebe ich so den tapferen Bergmarsch eines Trupps athenischer Jünglinge, etwa zur Zeit des Perikles, und freue mich, wie sie, gesund und wetterhart, der Unbill von Regen und Wind, wie wir selbst es gewohnt sind, wenig achten. Ich lerne die ersten Griechen kennen. Ich freunde mich an mit diesem Schwarm, ich höre die jungen Leute lachen, schwatzen, rufen und atmen. Ich frage mich, ob nicht vielleicht

am Ende Alkibiades unter ihnen ist? Es ist mir, als ob ich auch ihn erkannt hätte! Und dies Erleben wird so durchaus eine Realität, daß irgend etwas so Genanntes für mich mehr Realität nicht sein könnte.

Wir rollen hinab in die attische Ebene. Die Lichter einer Stadt, die Lichter Athens, tauchen ferne auf. Das Herz will mir stocken...

Ein grenzenloses Geschrei, ein Gebrüll, das jeder Beschreibung spottet, empfängt uns am Bahnhof von Athen. Mehrere hundert Kehlen von Kutschern, Gepäckträgern und Hotelbediensteten überbieten sich. Ich habe einen solchen Schlachttumult bis zu diesem Augenblick, der meinen Fuß auf athenischen Boden stellt, nicht gehört. Die Nacht ist dunkel, es gießt in Strömen.

Eine Stadt wie das moderne Athen, das sich mit viel Geräusch zwischen Akropolis und Lykabettos einschleibt, muß erst in einem gewissen Sinn überwunden werden, bevor der Geist sich der ersehnten Vergangenheit ungestört hingeben kann. Zum drittenmal bin ich nun im Theater des Dionysos, dessen sonniger Reiz mich immer aufs neue anlockt. Es hält schwer, sich an dieser Stelle in die furchtbare Welt der Tragödie zu versetzen, hier, wo sie ihre höchste Vollendung gefunden hat. Das, was ihr vor allem zu eignen scheint, das Nachtgeborene, ist von den Sitzen, aus der Orchestra und von der Bühne durch das offene Licht der Sonne verdrängt. Weißer und blendender Dunst bedeckt den Himmel, der Wind weht schwül, und der Lärm einer großen Stadt mit Dampfpfeifen, Wagengerassel, Handwerksgeräuschen und dem Geschrei der Ausrufer überschwemmt und erstickt, von allen Seiten herandrängend, jedweden Versuch zur Feierlichkeit.

Was aber auch hier sogleich in meiner Seele sich regt und festnistet, fast jeder andren Empfindung zuvorkommend, ist die Liebe. Sie gründet sich auf den schlich-

ten und phrasenlosen Ausdruck, den hier die Kunst eines Volkes gewonnen hat. Alles berührt hier gesund und natürlich, und nichts in dieser Anlage erweckt den Eindruck zweckwidriger Üppigkeit oder Prahlerei. Irgendwie gewinnt man, lediglich aus diesen architektonischen Resten, die Empfindung von etwas Hellem, Klar-Geistigem, das mit der Göttin im Einklang steht, deren kolossalisches Standbild auf dem hinter mir liegenden Felsen der Akropolis errichtet war und deren heilig gesprochenen Vogel, die Eule, man aus den Löchern der Felswand, und zwar in den lichten Tag und bis in die Sitzreihen des Theaters hinein, rufen hört.

Ich wüßte nicht, wozu der wahrhaft europäische Geist eine stärkere Liebe fühlen sollte als zum Attischen. Bei Diodor, den ich leider nur in Übersetzung zu lesen verstehe, wird gesagt: die alten Ägypter hätten der Luft den Namen Athene gegeben, und *γλαυκῶπις* beziehe sich auf das himmlische Blau der Luft. Der Geist, der hier herrschte, blieb leicht und rein und durchsichtig wie die attische Luft, auch nachdem das Gewitter der Tragödie sie vorübergehend verfinstert, der Strahl des Zeus sie zerrissen hatte.

Als höchste menschliche Lebensform erscheint mir die Heiterkeit: die Heiterkeit eines Kindes, die im gealterten Mann oder Volk entweder erlischt oder sich zur Kraft der Komödie steigert. Tragödie und Komödie haben das gleiche Stoffgebiet: eine Behauptung, deren verwegenste Folgerungen zu ziehen der Dichter noch kommen muß. Der attische Geist erzeugt, wie die Luft eines reinen Herbsttages, in der Brust jenen wonnigen Kitzel, der zu einem beinahe nur innen spürbaren Lachen reizt. Und dieses Lachen, durch den Blick in die Weite der klaren Luft genährt, kann sich wiederum bis zu jenem steigern, das im Tempel des Zeus gehört wurde, zu Olympia, als die Sendboten des Caligula Hand anlegten, um das Bild des Gottes nach Rom zu schleppen.

Man soll nicht vergessen, daß Tragödie und Komödie volkstümlich waren. Es sollen das diejenigen nicht vergessen, die heute in toten Winkeln sitzen. Beide, Tragödie wie Komödie, haben nichts mit schwachen, überfeinerten Nerven zu tun, und ebensowenig wie sie ihre Dichter — am allerwenigsten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuschauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerschlachten ohnmächtig wurde, so blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das ist gesund und ist gut.

Die ländlichen Dionysien wurden an der Südseite der Akropolis, im Lenaion, nach beendeter Weinlese abgehalten. Was hindert mich, trotzdem, das sogenannte Schlauchspringen mir unten in der Orchestra meines Theaters vorzustellen? Man sprang auf einen geölten, mit Luft gefüllten Schlauch und suchte, einbeinig hüpfend, darauf Fuß zu fassen. Das ist der Ausdruck überschäumender Lustigkeit, ein derber überschüssiger Lebensmut. Und nicht aus dem Gegenteil, nicht aus der Schwäche und Lebensflucht, entstehen Tragödie und Komödie!

Ein deutscher Kegelklub betritt, von einem schreienden Führer belehrt, den göttlichen Raum. Man sieht es den hilflos tagblindem Augen der Herren an, daß sie vergeblich hier etwas Merkwürdiges suchen. Ich würde ihren gelangweilten Seelen gönnen, sich wenigstens an der Vorstellung aufzuheitern — dem tollen Sprung auf den öligen Schlauch —, die mich ergötzt.

Heut betrete ich, ich glaube zum viertenmal, die Akropolis. Es ist länger als fünfundzwanzig Jahre her, daß mein Geist auf dem Götterfelsen heimisch wurde. Damals entwickelte uns ein begeisterter Mann, den inzwischen ein schweres Schicksal ereilt hat, seine

Schönheiten. Es ist aber etwas anderes, von jemand belehrt zu werden, der mit eigenen Augen gesehen hat, oder selber die steilen Marmorstufen zu den Propyläen hinaufzusteigen und mit eigenen Augen zu sehn.

Ich finde, daß diese Ruinen einen spröden Charakter haben, sich nicht leicht dem Spätgeborenen aufschließen. Ich habe das dunkle Bewußtsein, als ob etwa über die Säulen des Parthenon von da ab, als man sie wieder zu achten anfing, sehr viel Beraushtes verfaßt worden wäre. Und doch glaube ich nicht, daß es viele gibt, die von den Quellen der Berausung trunken gewesen sind, die wirklich im Parthenon ihren Ursprung haben.

Wie der Parthenon jetzt ist, so heißt seine Formel: Kraft und Ernst! Davon ist die Kraft fast bis zur Drohung, der Ernst fast bis zur Härte gesteigert. Die Sprache der Formen ist so bestimmt, daß ich nicht einmal glauben kann, es sei durch die frühere bunte Bemalung ihrem Ausdruck etwas genommen worden.

Ich habe das schwächliche Griechisieren, die blutlose Liebe zu einem blutlosen Griechentum niemals leiden mögen. Deshalb schreckt es mich auch nicht ab, mir die dorischen Tempel bunt und in einer für manche Begriffe barbarischen Weise bemalt zu denken. Ja, mit einer gewissen Schadenfreude gönne ich das den Zärtlingen. Ich nehme an, es gab dem architektonischen Eindruck eine wilde Beimischung. Möglicherweise drückte das Grelle des farbigen Überzugs den naiven Stand der Beziehungen zwischen Göttern und Menschen aus, indem er fast marktschreierisch zu festlichen Freuden und damit zu tiefer Verehrung einfiel.

Jeder echte Tempel ist volkstümlich. Trotz unserer europäischen Kirchen und Kathedralen glaube ich, gibt es bei uns keine echten Tempel in diesem Betrachte mehr. Vielleicht aus dem Grunde, weil sich bei uns die Lebensfreude von der Kirche geschieden hat, die nur noch gleichsam den Tod und die Gruft verherrlicht. Die

Kirchen bei uns sind Mausoleen: wobei ich nur an die katholischen denke. Einen protestantischen Tempel gibt es nicht. Da nun aber das Leben lebt und lebendig ist, so erzeugt sich auch immer unfehlbar wieder der Trieb zur Freude. Und er ist es, der heute das Theater, den gefährlichsten Konkurrenten der Kirche, geschaffen hat. Ich behaupte, was heut die Menschen zur Kirche treibt, ist entweder die Todesangst oder Suggestion. Das Theater bedarf solcher Mittel nicht, um Menschen in seine Räume zu bringen. Dorthin drängen sie sich vielmehr wie Spatzen, von einem fruchtbeladenen Kirschbaume angelockt.

Wenn heut bei uns eine Gauklergesellschaft auf dem Dorfplan Zelte errichtet, herrscht sogleich unter der Mehrzahl der Dörfler, vor allem aber unter den Kindern, festliche Aufregung. Kunstreiter oder Bänkelsänger mit der neuesten Moritat, sie genießen, obgleich in Acht und Bann seit Jahrtausenden, immer die gleiche, natürliche Zuneigung. Der Karren des Thespis war nicht in Acht und Bann getan; ja, Thespis erhielt im Theater, im heiligen Bezirk des Dionysos, seine Statue, und doch scheint er auch nur mit der Moritat von Ikarios umhergezogen zu sein. Kurz, was heute in Theater und Kirche zerfallen ist, war damals ganz und eins; und weit entfernt, ein Memento mori zu sein, lockte der Tempel ins höhere, festliche Leben, er lockte dazu wie ein buntes, göttliches Gauklerzelt.

Während unsre Kirchen eigentlich nur den Unterirdischen geweiht zu sein scheinen, galten die griechischen Tempel als Wohnung der Himmlischen. Deshalb senkten sie lichte Schauer ins Herz, statt der dunklen, und die Pilger ergriff zugleich, in der olympischen Nähe, Furcht, Seligkeit, Sehnsucht und Neid.

Starker Wind. Gesundes, sonniges Wetter. In der Luft wohnt deutscher Frühling. Der Parthenon: stark,

machtvoll, ohne südländisches Pathos, rauscht im Winde laut, wie eine Harfe oder das Meer. Ein deutscher Grasgarten ist um ihn herum. Frühlingsblumen beben im Luftzug. Um alle die heiligen Trümmer auf dem grünen Plateau der Akropolis weht Kamillenarom. Es ist ein unsäglich entzückender Zustand, zwischen den schwankenden Gräsern auf irgendeinem Stück Marmor zu sitzen, die Augen schweifen zu lassen, über die blendend helle attische Landschaft hin. Hymettos zur Linken, Pentelikon, als Begrenzung der Ebene. Der Parnes, bei leichter Rückwärtswendung des Kopfes sichtbar. Silbergraue Gebirgswälle, im weiten Kreisbogen um Athen und den Götterfelsen gelagert, der mit dem Parthenon auf dem Scheitel alles beherrscht. Hier stand Athene, aufrecht, mit der vergoldeten Speerspitze. Vom Parnes grüßte der Zeus Parnethios, vom Hymettos grüßte der Zeus Hymettios, vom Pentelikon ein zweites Bild der Athene. Attika war von Göttern bewohnt, von Göttern auf allen umliegenden Höhen bewacht, die einander mit göttlichen Brauen zuwinkten. Geradeaus, unter mir, liegt tiefblau, in die herrliche Bucht geschmiegt, das Meer. Ägina und Salamis grüßen herüber... Ich atme tief!

Ich sitze auf einem Priestersessel im Theater des Dionysos. Hähne krähen; es ist, als ob Athen und die Demen nur von Hähnen bewohnt wären. Der städtische Lärm tritt heut ein wenig zurück, und das Geschrei der Ausrufer ist durch das oft wiederholte Geschrei von weidenden Eseln abgelöst. Brütende Sonne erwärmt die gelblichen Marmorsessel und Marmorstufen.

Etwa dreißigtausend Zuschauer wurden auf diesen Stufen untergebracht, von denen nicht allzuviele Reihen erhalten sind; und hinter und über der letzten, obersten Reihe thronten die Götter: denn dort überragt das ganze Theater die rötliche Felswand der Akropolis,

gewiß noch heut der seltsamste, rätselvollste und zugleich lehrreichste Fels der Welt.

Noch heute, jenseits von allem Aberglauben jener Art, wie er im Altertum im Volke lebt und dichtet, empfinde ich doch die Kraft, die schaffende Kraft dieses Glaubens tief, und wenn mein Wille allein es meistens ist, der die ausgestorbene Götterwelt zu beleben sucht, hier, angesichts dieses ragenden Felsens, erzeugt sich augenblicksweise fast unwillkürlich ein Rausch der Göttergegenwart. Zweifellos war es ein Grad der Ekstase, der jene Dreißigtausend hier, auf dem geheiligten Grund des Eleutherischen Dionysos, im Angesichte der heiligen Handlung des Schauspiels befahl, den zu entwickeln dem glaubensarmen Geschlecht von heut das Mittel abhanden gekommen ist. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß alle Tragiker, bis Euripides, so sehr sie sich von der derb naiven Gläubigkeit der Menge gesondert haben mögen, von Gottesfurcht oder Götterfurcht und vom Glauben an ihre Wirklichkeit, besonders hier, am Fuße und im Bereich des Gespensterfelsens, durchdrungen gewesen sind.

Die Akropolis ist ein Gespensterfelsen. In diesem Theater des Dionysos gingen Gespenster um. In zahllosen Löchern des rotvioletten Gesteins wohnten die Götter wie Mauerschwalben. Es ist eine enggedrängte, überfüllte göttliche Ansiedelung; hatten doch, nach Pausanias, die Athener für das Göttliche einen weit größeren Eifer als die übrigen Griechen. Die Art, wie sie allen möglichen Göttern Asyle und wieder Asyle gründeten, deutet auf Angst. Während ich solchen Gedanken nachhänge, höre ich hinter mir wiederum den Vogel der Pallas aus einem Felsloch klägliche Laute in den Tag hineinwimmern und stelle mir vor, wie wohl die atemlos lauschenden Tausende ein Schauer bei diesem Ruf überrieselt hat.

Die Seelenverfassung der großen Tragiker wurde

unter anderem auch von dem Umstand bedingt, daß sie Götter als Zuschauer hatten. Daß es so war, ist für mich eine Wirklichkeit. Die Woge des Glaubens, die ihnen aus dreißigtausend Seelen entgegenschlug, verstärkt durch die Nähe göttlicher Troglodyten und Tempelbewohner des Felsens, war allein schon wie eine ungeheure Sturzwelle, und jede Skepsis wurde hinwegespült.

„An der sogenannten südlichen Mauer der Burg, dem Theater zugekehrt, ist ein vergoldetes Haupt, der Gorgone Medusa geweiht, und um dasselbe ist die Aigis angebracht. Am Giebel des Theaters ist im Felsen unter der Burg eine Grotte; auch über dieser steht ein Dreifuß; in ihr sind Apollon und Artemis, wie sie die Kinder der Niobe töten“, schreibt Pausanias. Ein Heiligtum der Artemis Brauronia ist auf der Burg. Der große Tempel der Pallas Athene, ein Heiligtum des Erechtheus, des Poseidon, Altäre des Zeus, zahllose Statuen von Halbgöttern, Göttern und Heroen sind da, Asklepios hat im Felsen sein Heiligtum, Pan seine Grotte, sogar Serapis hat seinen Tempel. Zwei Grotten standen Apollon zu, dem „Apoll unter der Höhe“. Ein tiefer Felsspalt ist der Ort, wo der Gott Kreusa, die Tochter des Erechtheus, überraschte und den Stammvater aller Ionier mit ihr zeugte. Hephaistos besaß seinen Altar, und so fort.

Alle diese Gottheiten lebten nicht nur auf der Burg. Sie durchwanderten bei Nacht und sogar am Tage die Straßen der Stadt. Der Mann aus dem Volke, das Weib aus dem Volke waren nicht imstande, die Gebilde des nächtlichen Traums von denen des täglichen Traums zu sondern. Beide waren ihnen, so gut wie das, was sie sonst mit Augen wahrnahmen, Wirklichkeit.

Die Tragiker hatten Götter als Zuschauer, und dadurch wurde nicht nur die Grundverfassung ihrer Seele mit bedingt, sondern die Art des Dramas, das sie hervorbrachten. Auch in diesem Drama traten Götter und

Menschen im Verkehr miteinander auf, und es ward damit, in einem gewissen Sinne, das geheiligte Spiegelbild der ins Erhabene gesteigerten Volksseele. Was wäre ein Dichter, dessen Wesen nicht der gesteigerte Ausdruck der Volksseele ist!

Es ist der Vormittag des 20. April. Ich habe den Felsen des Areopag erstiegen. Zwei Soldaten schlafen in einer versteckten Mulde. Esel schreien; Hähne krähen. Der Ort ist verunreinigt. An einem Teile des Felsens werden Vermessungen vorgenommen. Wieder liegt das weiße, blendende Licht über der Landschaft.

Auf diesem Hügel des Ares, heißt es, ist über den Kriegsgott Gericht gehalten worden, in Urzeiten, irgendeines vereinzelt Mordes wegen, den er begangen hatte. Hier, sagt man, wurde Orestes gerichtet und losgesprochen, trotzdem er die Mutter ermordet hatte. In nächster Nähe soll hier ein Heiligtum der Erinnyen gewesen sein, der zürnenden Gottheiten, die von den Athenern die Ehrwürdigen, oder ähnlich, genannt wurden. Ihre Bildnisse sollen nicht schreckenerregend gewesen sein, und erst Aischylos hat ihnen Schlangen ins Haar geflochten.

Es fällt wiederum auf, wie überladen mit Götterasylen der nahe Burgfelsen ist: mit Nestern, Gottesgenisten könnte man sagen! Jeder Spalt, jede Höhle, jeder Fußbreit Stein war für die oberirdischen, unterirdischen oder auch für solche Gottheiten, die im Wasser leben, ausgenützt. Es ist erstaunlich, daß sie hier untereinander Frieden hielten. Vielleicht geschah es, weil Pallas Athene, als Höchstverehrte, über den andern stand.

Man ist hier auf dem Areopag erhaben über der Stadt. Man übersieht einen Teil von ihr und den Theseustempel. Man sieht gegenüber, durch ein Tal getrennt, die Felsplatten der Pnyx. Man hört die zahllosen Schwalben des nahen Burgfelsens zwitschern. Dies Zwitschern

wird zu einer sonderbaren Musik, wenn man sich an den ersten Gesang der Odyssee und an die folgenden Verse erinnert:

Also redete Zeus' blauäugigte Tochter, und eilend
flog wie ein Vogel sie durch den Kamin.....

und an die Neigung der Himmlischen überhaupt, sich in allerlei Tiere, besonders in Vögel, umzuwandeln.

Ich lasse mich nieder, lausche und betrachte den zwitschernden Götterfelsen, die Akropolis. Ich schließe die Augen und finde mich durch das Zwitschern tief und seltsam aufgeregt. Es kommt mir vor, indem ich leise immer wieder vor mich hinspreche: der zwitschernde Fels! die zwitschernden Götter! der zwitschernde Götterfels!, als hätte ich etwas aus der Seele eines naiven Griechen jener Zeit, da man die Götter noch ehrte, herausempfunden. Vielleicht, sage ich mir, ist, wenn man eine abgestorbene Empfindung wieder beleben kann, damit auch eine kleine reale Entdeckung gemacht.

Und plötzlich erinnere ich mich der „Vögel“ des Aristophanes, und es überkommt mich zugleich in gesteigertem Maße Entdeckerfreude. Ich bilde mir ein, daß mit dieser Empfindung: „der zwitschernde Fels, die zwitschernden Götter“, im Anblick der Burg der Keim jenes göttlichen Werkes in der Seele des freiesten unter den Griechen zuerst ins Leben getreten ist. Ich bilde mir ein, vielleicht den reinsten und glücklichsten Augenblick, einen Schöpfungsakt seines wahrhaft dionysischen Daseins, neu zu durchleben, und will es jemand bezweifeln, so raubt er mir doch die heitere, überzeugte Kraft der Stunde nicht.

... Tioto, tioto, tiotix!
widerhallte der ganze Olympos.

Frische, nordische Luft. Nordwind. Eine ungeheure Rauch- und Staubwolke wird von Norden nach Süden über das ferne Athen hingejagt. Gegen den Hymettos zieht der bräunliche Dunst, Akropolis und Lykabettos in Schleier hüllend. Ich verfolge, vom Rande der Phalerischen Bucht, ein beinahe ausgetrocknetes Flußbett, in der Richtung gegen den Parnes. Schwalben flattern über den spärlichen Wasserpfüten in lebhafter Erwerbstätigkeit. Ich habe zur Linken die letzten Häuser und Gärten der Ansiedelung von Neu-Phaleron, hinter einem Feld grüner Gerste, die in Ähren steht. Zur Rechten, jenseit des Flußlaufs, gegen das ferne Athen hin, sind ebenfalls ausgedehnte Flächen mit Gerste bebaut. Die Finger erstarren mir fast, wie ich diese Bemerkung in mein Buch setze. Die Landschaft ist fast ganz nordisch. Vereinzelte Kaktuspflanzen an den Feldrainen machen den unwahrscheinlichsten Eindruck. Ich beschreite einen Feldweg. Um mich, zu beiden Seiten, wogt tiefgrün die Gerste. Man muß die Alten und das Getreide zusammendenken, um ganz in ihre sinnliche Nähe zu gelangen, mit ihnen vertraut, bei ihnen heimisch zu sein.

Die Akropolis, mit dem Parthenon, erhebt sich unmittelbar aus der weiten Prärie, aus der wogenden See grüner Halme, empor.

Ich kreuze die Landstraße, die von Athen in grader Linie nach dem Piräus hinunter führt, und stoße auf eine niederländische Schenke, unter mächtigen, alten Eschen, die an Ostade oder Breughel erinnert. Ich erblicke, mich gegen Athen wendend, über dem Ausgangspunkt der Straße wiederum die Akropolis mit dem Parthenon. Der Verkehr, mit Mäulern und Pferden an hochrädigen Karren, bewegt sich in zwei fast ununterbrochenen Reihen von Athen zum Piräus hinunter und umgekehrt. Es wird sehr viel Holz nach Athen geschafft. Unter vielen Mühen, in beinahe undurchdring-

lichen Staubwolken, arbeite ich mich gegen eisigen Wind. Hund und Hühner bevölkern die Landstraße. Im Graben, im Grase, das eine dicke Staubschicht überzieht, liegt, grau wie der Staub, ein todmüder Esel und hebt seinen mageren Kopf mir zu. Kantine an Kantine begleitet die Straße rechts und links in arger Verwahrlosung. Ich bin beglückt, als ich einen tüchtigen Landmann, mit zwei guten Pferden, die Hand am Pflug, seinen Acker bestellen sehe, ein Anblick, der in all diesem jämmerlich verstaubten Elend erquickend ist.

Ich weiche dem Staub, verlasse die Straße und bewege mich weiter, dem Parnes zu, in die Felder hinein. Nun sehe ich die Akropolis wiederum, und zwar in einem bleichen, kreidigen Licht, zunächst über blühenden Obstgärten auftauchen. Der Parthenongiebel steht, klein wie ein Spielzeug, kreidig-bleich. In langen Linien schießen die Schwalben dicht über das Gras der Auen und über die Ähren der Gerstenfelder hin. Ich muß an den Flug der Götter denken, an den schemenhaft die ganze Landschaft beherrschenden, zwitschernden Götterfels, und wie von Athene gesagt ist:

Plötzlich entschwand sie den Blicken, und gleich der
Schwalbe von Ansehn
flog sie empor.....

Wie muß dem frommen Landbewohner mitunter der Flug und der Ruf der Schwalbe erschienen sein! Wie wird er seinen verehrenden Blick zuzeiten bald gegen das Bild des Zeus auf dem nahen Parnes, bald gegen die ferne, überall sichtbare, immer leuchtende Burg der Götter gerichtet haben! Von dorthin strichen die Schwalben, dorthin verschwanden sie in geschwindem Flug. Und ähnlich, nicht allzuviel schneller, kamen und gingen die Götter, die keineswegs, wie unser Gott, allgegenwärtig gewesen sind.

Auf dem heiligen Wege, von Athen nach Eleusis hinüber, liegt an der Paßhöhe, zwischen Bergen, das kleine griechische Kloster Daphni. Ich weiß nicht, welches rätselhafte Glück mich auf der Fahrt hierher überkommen hat. Vielleicht war es zunächst die Freude, mit jedem Augenblick tiefer in ein Gebiet des Pan und der Hirten einzudringen.

Überall duftet der Thymian. Er schmückt, straucharartig, die grauen Steinhalden, auch dort, wo die wundervolle Aleppokiefer, der Baum des Pan, nicht zu wurzeln vermag. Aber Kiefer und Thymian vermischen überall ihre Düfte und füllen die reine Luft des schönen Bergtals mit Wohlgeruch.

Der Hof des Klosters, in den wir treten, ist ebenfalls von weihrauchartigen und von grunelnden Düften erfüllt. Am Grunde schmücken ihn zahllose, weiße und gelbe Frühlingsblumen, die ihre Köpfchen den warmen Strahlen des griechischen Frühlingsmorgens darbieten. An einem gestutzten Baum ist die Glocke des Klosters aufgehängt, sommers und winters den atmosphärischen Einflüssen preisgegeben und darum bedeckt mit einer schönen bläulichen Patina. Ein Hündchen, im Winkel des Hofes, vor seiner Hütte, wedelt uns an. Trotzdem es nach Bienen und Fliegen schnappen kann, deren wohlighelbiges Gesumm allenthalben vernehmlich ist, scheint es sich doch in dieser entzückenden, gleichsam verwunschenen Stille zu langweilen.

Antike Säulenreste, Trommeln und Kapitäle, liegen umher, auf denen sich Sperlinge, pickend und lärmend, umhertreiben. Sie besuchen den Brunnen, an dem eine alte, hohe Zypresse steht, türkischer Sitte gemäß, als Wahrzeichen.

Das Innere der Klosterkirche bietet ein Bild der Verwahrlosung. Die Mosaiken der Kuppel sind fast vernichtet, die Ziegelwände von Stuck entblößt. Aber der

häusliche Laut der immerfort piepsenden Sperlinge, und warme Sonne, dringt vom Hofe herein, dazu der Ruf des Kuckucks herab aus den Bergen, und der kleine Altar, von gläubigen Händen zärtlich geschmückt, verbreitet mit seinem braunen Holzwerk, mit seinen Bildchen und brennenden Kerzen einen treuherzig-freundlichen Geist der Einfachheit.

Unsern Weg durch die Hügel abwärts fortsetzend, haben wir eine Stelle zu beachten, wo vor Zeiten ein Tempel der Aphrodite stand. Nicht weit davon bemerken wir, unter einer Kiefer, in statuarischer Ruhe aufgerichtet, die Gestalt eines Hirten, dessen langohrige Schafe, im Schatten des Baumes zusammengedrängt, um ihn her lagern und wie ein einziges Vlies den Boden bedecken.

Was mich auf dieser heiligen Straße besonders erregt, ist das Hallende. Überall zwischen den Bergen schläft der Hall. Die Laute der Stimmen, die Rufe der Vögel wecken ihn in den schlafenden Gründen. Ich stelle mir vor, daß jemand, den eine unbezwingliche Sehnsucht treibt, sich in die untergegangene Welt der Hellenen wie in etwas noch Lebendiges einzudrängen, auf ein besseres Mittel schmerzhaft-seliger Täuschung nicht verfallen könnte, als durch das verwaiste Griechenland nur immer geliebte Namen zu rufen, wie Herakles einst den Hylas rief. Gleichwie nun die Stimme des Hylas, des Gestorbenen, im Echo gespenstisch, wie eines Lebenden Stimme, antwortete, so, meine ich, käme dem Rufe des wahren Pilgers jedweder heilige Name aus dem alten, ewigen Herzen der Berge fremd, lebendig und mit Gegenwartsschauern zurück.

Wir sind nun an den Rand der Eleusinischen Bucht gelangt, die, durch die Höhenzüge der Insel Salamis gegen das Meer hin geschützt, einem friedlichen Landsee ähnlich ist. Ich habe niemals das Galiläische Meer gesehen, und doch finde ich mich an Jesus und jene

Fischer gemahnt, die er zu Menschenfischern zu machen unternahm. Das biblische Vorgefühl findet auf der weißen Landstraße längs des Seeufers unerwartet eine Bestätigung, als das klassische Bild der Flucht nach Ägypten lebendig an uns vorüberzieht: eine junge griechische Bäuerin auf dem Rücken des Maultiers, den Säugling im Arm, von ihrem bärtigen, dunkelhaarigen Joseph begleitet.

Die Bucht liegt in einem weißlichen Perlmutter-schimmer still und glatt und die Augen blendend unter den schönkonturierten Spitzen von Salamis. Die Landschaft, im Gegensatz zu dem Tale, aus dem wir kommen, ist offen und weit und scheint einem anderen Lande anzugehören. Dort wo ein seichter Fluß, aus den Bergen kommend, sein Wasser mit dem der Bucht vermischt, knien eskimoartig vermummte Wäscherinnen, obgleich weder Haus noch Hütte im weiten Umkreis zu sehen ist.

Wie sich etwa die Sinnesart eines Menschen erschließt durch die Scholle, die er bebaut, durch die Heimat, die er für sein Wirken erwählt hat, oder durch jene, die ihn hervorbrachte und festhielt, so erschließt sich zum Teil das Wesen der Demeter im Wesen des eleusini-schen Bezirks. Denn dies ist den griechischen Göttern eigen, daß sie mit innigen Banden des Gemüts weniger an den Olymp als an die griechische Muttererde gebunden sind. Kein Gott, der den Griechen weniger liebte als der Grieche den Gott — oder weniger die griechische Heimat liebte und in ihr heimisch wäre als er!

Jesus, der Heiland und Gottessohn, Jesus der Gott, ist uns durch sein irdisch-menschliches Schmerzensschicksal nahegebracht: ebenso den Griechen Demeter. Man stelle sich vor, wie der Grieche etwa auf diesem heiligen Boden empfand, der wirklich Demeters irdischen Wandel gesehen hatte, wo ich, der moderne, skeptische Mensch, sogleich von besonderer Weihe durchdrungen

ward, als sich das Bild der Landschaft in mir mit jener anderen Legende vermählt hatte, die mit einer Kraft ohnegleichen heute Zweifler wie Fromme beherrscht.

Der heilige Bezirk, mit dem Weihetempel der Demeter, liegt, nur wenig erhaben über die Spiegelhöhe, am Rande der Bucht. Es sei ferne von mir, dieses wärmste und tiefste Mysterium, nämlich das Eleusinsche, ergründen zu wollen: genug, daß es für mich von Sichern und schweren Garben rauscht und daß ich darin das Feuer Apolls mit des Aidoneus eisiger Nacht sich vermählen fühle. Übrigens ist ein wahres Mysterium, das, durch Mysten gepflegt und lebendig erhalten, nicht in Erstarrung verfallen kann, ein ewiger Quell der Offenbarung, woraus erhellt, daß eben das Unergründliche ganz sein Wesen ist.

Während ich auf den Steinfliesen der ehemaligen Vorhalle des Philon, als wäre ich selbst ein Myster, nachdenklich auf und ab schreite, formt sich mir aus der hellen, heißen, zitternden Luft, in Riesenmaßen, das Bild einer mütterlichen Frau. Ihr Haarschwall, der die Schultern bedeckt und herab bis zur Ferse reicht, ist von der Farbe des reifen Getreides. Sie wandelt, mehr schwebend als schreitend, aus der Tiefe der fruchtbaren eleusinischen Ebene gegen die Bucht heran und ist von sumsenden Schwärmen häuslicher Bienen, ihren Priesterinnen, begleitet.

Die wahren Olympier leiden nicht; Demeter ist eine irdisch-leidende Göttin, deren mütterliches Schmerzensschicksal selbst durch den Richtspruch des Zeus nur gemildert, nicht aufgehoben ist. Auf ihren Zügen liegt, unverwischbar, die Erinnerung ausgestandener Qual, und es kann eine größere Qual nicht geben als die einer Mutter, die ihr verlorenes Kind in grauenhafter Angst und Verzweiflung der Seele sucht. Sie hat Persephoneia wieder gefunden, und hier zu Eleusis der Weihetempel,

auf dessen Boden ich stehe, ist der Ort, von dem aus sie die Rückkunft der Tochter und ihre Befreiung aus den Fesseln des Tartaros erzwang und wo Mutter und Tochter das selige Wiedersehen feierten. Aber sie genießt auch seither, wie gesagt, nicht das reine, ungetrübte olympische Glück. Nach leidender Menschen Art ist ihr Dasein Genuß und Entbehren, Weh der Trennung und Freude der Wiedervereinigung. Es ist unlöslich, für immer, gleichwie das Dasein der Menschen, aus bitteren Schmerzen und Freuden gemengt.

Das ist es, was sie dem Menschengeschlecht und auch dem Spätgeborenen nahebringt und was sie mehr als irgendeinen Olympier heimisch gemacht hat auf der Erde.

Es kommt hinzu, daß während eines Teiles des Jahres Aidoneus die Tochter ins Innere der Erde fordert und dort gefangen hält, wodurch denn die seligen Höhen des Olympos, die dem Kerker der Tochter ferne liegen, den Füßen der Mutter, mit den eleusinischen Ufern verglichen, unseliger Boden sind. Man ist überzeugt, daß Schicksalsschluß die Göttin in das Erkenntnisbereich der Menschen verwiesen hat — in ein beginnendes neues, höheres zwischen Menschen und Göttern und zwar mit einem Ereignis, das, unvergeßlich, das Herz ihres Herzens gleichsam an seinen Schauplatz verhaftet hält.

Die „weihrauchduftende“ Stadt Eleusis, die Stadt des Keleos, der Königin Metaneira sowie ihrer leichtgeschürzten Töchter Kallidike, Kleisidike, Demo und Kallithoa, der „safranblumengelockten“, ist heut nicht mehr, aber der Thymianstrauch, der überall um die Ruinen wuchert, verbreitet auch heute um die Trümmer warme Gewölke von würzigem Duft. Und die Göttin, die fruchtbare, mütterliche, umwandelt noch heut in alter, heiliger Schmerzenshoheit die Tempeltrümmer, die Ebene und die Ufer der Bucht. Ich spüre

die göttliche Erntemutter, die göttliche Hausfrau, die göttliche Kinderbewahrerin, die Gottesgebärerin überall, die ewige Trägerin des schmerzhaft süßen Verwandlungswunders.

Was mag es gewesen sein, was die offenen Keller gewölbe unter mir an Tagen der großen Feste gesehen haben? Man verehrte hier neben Demeter auch den Dionysos. Nimmt man hinzu, daß der Mohn, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die heilige Blume der Demeter war, so bedeutet das, in zwiefacher Hinsicht, ekstatische Schmerzens- und Glücksraserei. Es bleibt ein seltsamer Umstand, daß Brot, Wein und Blut, dazu das Martyrium eines Gottes, sein Tod und seine Auferstehung noch heut den Inhalt eines Mysteriums bilden, das einen großen Teil des Erdballs beherrscht.

Ich liege unweit von Kloster Daphni, unter Kiefern, auf einem Bergabhange hingestreckt. Der Boden ist mit braunen Kiefernadeln bedeckt. Zwischen diesen Nadeln haben sich sehr feine, sehr zarte Gräser ans Licht gedrängt. Aber ich bin hierher gekommen, verlockt von zarten Teppichen weißer Maßliebchen. Sie zogen mich an, wie etwa ein Schwarm lieblicher Kinder anzieht, die man aus nächster Nähe sehen, mit denen man spielen will. Nun liege ich hier, und um mich, am Grunde, nicken die zahllosen kleinen, weißen Schwestern mit ihren Köpfchen. Es ist kein Wald. Es sind ganz winzige Hungerblümchen, unter denen ich ein Ungeheuer, ein wahres Gebirge bin. Und doch strömen sie eine Beseligung aus, die ich seit den Tagen meiner Kindheit nicht mehr gefühlt habe.

Und auch damals, in meiner Kindheit, schwebte eine Empfindung dieser ähnlich, nur feiertäglich, durch meine Seele. Ich erinnere mich eines Traumes, den ich zuweilen in meiner Jugend gehabt habe und der mir jedesmal eine Schwermut in der Seele ließ, da er mir



etwas wie eine unwiederbringliche arkadische Wonne schattenhaft vorgaukelte. Ich sah dann stets einen sonnigen, von alten Buchen bestandenen Hang, auf dem ich mit anderen kleinen Kindern bläuliche Leberblümchen abpflückte, die sich durch trockenes goldbraunes Laub zum Lichte hervogedrängt hatten. Mehr war es nicht. Ich nehme an, daß dieser Traum nichts weiter als die Erinnerung eines besonders schönen, wirklich durchlebten Frühlingsmorgens war, aber es scheint, daß ein erstes Genießen der goldenen Lust, zu der sich die Sinne des Kindes erschlossen, das unvergeßliche Glück dieser kurzen Stunde gewesen ist.

Ich liege auf olympischer Erde ausgestreckt. Ich bin, wie ich fühle, zum Ursprung meines Kindertraumes zurückgekehrt. Ja, es ward mir noch Höheres vorbehalten! Mit reifem Geist, mit bewußten, viel umfassenden Sinnen, im vollen Besitz aller schönen Kräfte einer entwickelten Seele ward ich auf dieses feste Erdreich so vieler ahnungsvoll-grundloser Träume gestellt, in eine Erfüllung ohnegleichen hinein.

Und ich strecke die Arme weit von mir aus und drücke mein Gesicht antaioszärtlich zwischen die Blumen in diese geliebte Erde hinein. Um mich beben die zarten Grashalme. Über mir atmen die niedrigen Wipfel der Kiefern weich und geheimnisvoll. Ich habe in mancher Wiese bei Sonnenschein auf dem Gesicht oder Rücken gelegen, aber niemals ging von dem Grunde eine ähnliche Kraft, ein ähnlicher Zauber aus, noch drang aus hartem Geröll, das meine Glieder kantig zu spüren hatten, wie hier ein so heißes Glück in mich auf.

Ich bin auf der Rückfahrt von Eleusis nach Athen wieder in diese lieblichen Berge gelangt. Die heilige Straße liegt unter mir, die Athen mit Eleusis verbindet. Herden von Schafen und Ziegen, die in dem grauen Gestein der Talabhänge umhersteigen, grüßen von da und dort mit ihrem Geläut, das, melodisch glucksend,

an die Geräusche eines plaudernden Bächleins erinnert.

In der Nähe beginnt ein Kuckuck zu rufen, zunächst allein: und heiter gefragt, schenkt er mir drei Jahrzehnte als Antwort. Es ist mir genug! Nun tönt aus den Kiefern-hainen von jenseits des heiligen Weges ein zweiter Prophet: und beide Propheten beginnen und fahren lange Minuten unermüdet fort, sich trotzig und wild, über die ganze Weite des Bergpasses hin, wahrscheinlich widersprechende Prophezeiungen zuzurufen.

Und wieder spüre ich um mich das Hallende. Die Rufe der streitenden Vögel wecken einen gespenstisch verborgenen Schwarm ihresgleichen zu einem Durcheinander von kämpfenden Stimmen auf, und mit einer nur geringen Kraft der Einbildung höre ich den Lärm des heiligen Fackelzuges, von Athen gen Eleusis, aus den Bergen zurückschlagen.

Emporgestiegen zu den Gipfeln, habe ich ringsumher graues Geröll eines Bergrückens, Krüppelkiefern und Thymian, Mittagshitze und Mittagslicht. Unter mir liegen eingeschlossene Steintäler, verlassen und großartig pastoral. Hohe peloponnesische Schneeberge, Hymettos, Lykabettos und Pentelikon schließen rings den Gesichtskreis ein. Der Saronische Golf und die Eleusinische Bucht leuchten herauf mit blauen Gluten. In heißen, zitternden Wolken zieht überall würzig-bitterer Kräuterduft. Überall summen die Bienen der Demeter.

Wir betreten heute, gegen zehn Uhr abends, im Lichte des Vollmonds die Akropolis. Meine Erwartung, nun gleichsam alle Gespenster der Burg lebendig zu sehen, erfüllt sich nicht: es müßte denn sein, daß sie alle in dem heiligen Äther aufgelöst seien, der den ganzen Tempelbezirk entmaterialisiert.

Mehr als am Tage empfinde ich heut, und schon auf den Stufen der Propyläen, das Heiligtum, das Bereich

der Götter. Ich zögere, weiterzuschreiten. Ich lasse mich im tiefen Schlagschatten einer Säule nieder und blicke über die Stufen zurück, die ich mir in die magisch-klare Tiefe fortgesetzt denke. Zum erstenmal verbindet sich mir das Ganze mit dem höheren Geistesleben, besonders des perikleischen Zeitalters, dem der Burgfelsen seine letzte und höchste Weihe verdankt. Das Wirkliche wird im Lichte des Mondes schemenhaft unwirklich, und diesem Unwirklich-Wirklichen können sich historische Träume leichter angleichen.

Als vermöchte der Mond Wärme auszuströmen, so warm ist die Luft und dazu klar und still: das Zwitschern der Fledermäuse kommt aus dem Lichtäther unter uns. Man fühlt, wie in solchem göttlichen Äther, atmend und heimisch in diesem heiligen Bezirk, erlauchte Menschen mit Göttern gelebt haben. Hier, über den magischen Abgrund hinausgehoben, in einen unsäglich zarten, farbigen Glanz, war der Denker, der Staatsmann, der Priester, der Dichter, in Nächten wie diesen, mit den Göttern auf gleichen Fuß gestellt und atmete, in naher Vertraulichkeit, mit ihnen die gleiche elysische Luft.

Man müßte von einem nächtlichen Blühen dieses am Tage so schroffen und harten, arg mitgenommenen Olympos reden, von einem Blühen, das unerwartet und außerirdisch die alte vergessene Götterglorie um seine Felskanten wiederherstellt.

Der Parthenon, von der Hymettosseite gesehen, ist in dieser Nacht nicht mehr das Gebilde menschlicher Bauleute. Diese scheinen vielmehr nur einem göttlichen Plane dienstbar gewesen zu sein, das Irdische gewollt, das Himmlische aber vollbracht zu haben. In diesem Tempel ist jetzt nichts Drohendes, nichts Düsteres, nichts Gigantisches mehr, und seine Steinmasse, seine irdische Schwere scheint verflüchtigt. Er ist nur ein Gebilde der Luft, von den Göttern selbst in einen göttlichen Äther hineingedacht und hervorgerufen. Er ist

nicht aus totem Marmor zusammengefügt, er lebt! Von innen heraus warm und farbig leuchtend, führt er das selige Dasein der Götter. Alles an ihm wird getragen, nichts trägt. Oder aber, es kommt ein Gefühl über dich, daß, wenn du, mit deinem profanen Finger, eine der Säulen zu berühren nicht unterlassen könntest, diese sogleich zu Staub zerspringen würde vor Sprödigkeit.

In dieser Stunde kommt uns die Ahnung von jenem Sein, das die Götter in ihrer Verklärung führen, von irdischen Obliegenheiten befreit. Auch Götter hatten Erdengeschäfte. Wir ahnen, von welchem Boden Platon zu seiner Erkenntnis der reinen Idee sich aufschwang. Welche Bereiche erschlossen sich in solchen schönheits-trunkenen Nächten, die warm und kristallklar zu ein und demselben Element mit den Seelen wurden... welche Bereiche erschlossen sich den Künstlern und Philosophen hier, als den Gästen und nahen Freunden der Himmlischen!

Und damals, wie heute, drang, wie aus den Zelten eines Lustlagers, Gesang und Geschrei herauf aus der Stadt. Man braucht die Augen nicht zu schließen, um zu vergessen, daß jenes dumpfe Gebrause aus der Tiefe der Lärm des Athens von heute ist; vielmehr hat man Mühe, das festzuhalten. In dieser Stunde, im Glanze des unendlichen Zaubers der Gottesburg, pocht und bebt und rauscht für den echten Pilger in allem der alte Puls. Und seltsam eindringlich wird es mir, wie das Griechentum zwar begraben, doch nicht gestorben ist. Es ist sehr tief, aber nur in den Seelen lebendiger Menschen begraben, und wenn man erst alle die Schichten von Mergel und Schlacke, unter denen die Griechenseele begraben liegt, kennen wird, wie man die Schichten kennt über den mykenischen, trojanischen oder olympischen Fundstellen alter Kulturreste aus Stein und Erz, so kommt auch vielleicht für das lebendige Griechenerbe die große Stunde der Ausgrabung.

Wir stehen auf dem hohen Achterdeck eines griechischen Dampfers und harren der Abfahrt. Der Lärm des Piräus ist um uns und unter uns. Wir wollen gen Delphi, zum Heiligtum des Apoll und Dionysos.

Mehr gegen den Ausgang des Hafens liegt ein weiß angestrichenes Schiff, ein Amerikafahrer; rings um ihn her auf der Wasserfläche, über die er emporragt, steht, wie auf Dielen, nämlich in kleinen Booten, eng gedrängt, eine Menschenmenge. Es sind griechische Auswanderer, Leute, die das verwunschene Land der Griechenseele nicht ernähren mag.

Dem Hafengebiet entronnen, genießen wir den frischen Luftzug der Fahrt. Unsere Herzen beleben sich. Wir passieren das kahle Inselchen, hinter dem die Schlacht bei Salamis ihren Verlauf genommen hat, den niedrigen Küstenzug, wo Xerxes seinen gemächlichen Thron errichten und vorzeitig abbrechen ließ. Der ganze bescheidene Schauplatz deutet auf enge maritime Verhältnisse.

Die bergige Salamis öffnet in die fruchtbare Fülle des Innern ein weites Tal. Liebliche Berglehnen, Haine und Wohnstätten werden dem Seefahrer verlockend dargeboten: alles zum Greifen nahe! Und es ist wie ein Abschied, wenn er vorübermuß.

Man weist uns Megara. Wir hätten es von der See aus nicht wiedererkannt: Megara, jetzt nur gespenstisch und bleich von seinen Hügeln winkend, die Stadt, die Konstantinopel gegründet hat. Wir werden den Weg der megarischen Schiffe in einigen Wochen ebenfalls einschlagen.

Wenn wir nicht, wie bisher, über Steuerbord unseres Dampfers hinausblicken, sondern über seine Spitze, so haben wir in der Ferne alpine Schneegipfel des Peloponnes vor uns, darunter, vereinzelt, den drohenden Felsen der Burg von Korinth.

Wir suchen durch den zitternden Luftraum dieser

augenblendenden Buchten den Standort des äginetischen Tempels auf, und meine Seele saugt sich fest an die lieblichen Inselfluren von Ägina. Warum sollten wir uns in der vollen Muße der Seefahrt, zwischen diesen geheiligten Küsten, der Träume enthalten und nicht der lieblichen Jägerin Britomartis nachschleichen, einer der vielen Töchter des Zeus, von der die Ägineten behaupteten, daß sie alljährlich von Kreta herüberkäme, sie zu besuchen.

Gibt es wohl etwas, was wundervoller anmutete als die nüchterne Realität einer Mitteilung des Pausanias, etwa Britomartis angehend, wo niemals die Existenz eines Mitglieds der Götterfamilie, höchstens hie und da ein lokaler Anspruch der Menschen mit Vorsicht in Zweifel gezogen ist.

Nicht nur die Vasenmalereien beweisen es, daß der Grieche sich in allen Formen des niederen Eros auslebte; aber der schaffende Geist, der solche Gestalten wie Britomartis entstehen ließ und ihnen ewige Dauer beilegte, mußte das Element der Reinheit, in Betrachtung des Weibes, notwendig in sich bergen, aus dem sie besteht: keusch, frisch, unbewußt-jungfräulich, ist Britomartis im Stande glückseliger Unschuld bewahrt worden. Sie hat mit Amazonen und Nonnen nichts gemein. Es ist in ihr weder Männerhaß noch Entsagung, sondern sie stellt, mit dem freien, behenden Gang, dem lachenden Sperberauge, der Freude an Wald, Feld und Jagd, die gesunde Blüte frischen und herben Magdums verewigt dar.

Überall auf der Fahrt sind Inseln und Küstenbereiche von lieblicher Intimität, und es ist etwas Ungeheueres, sich vorzustellen, wie hier die Phantasie eines Volkes, in dem die ungebrochene Weltanschauung des Kindes neben exakter und reifer Weisheit des Greisenalters fortbestand, jede Krümmung der Küste, jeden Pfad, jeden nahen Abhang, jeden fernen und ferneren Felsen

und Schneegipfel mit einer zweiten Welt göttlich phantastischen Lebens bedeckt und bevölkert hat. Es ist ein Gewirr von Inseln, durch das wir hingleiten, uns jener Stätte mit jeder Minute nähernd, wo, gleichsam aus einem dunklen Quell, diese zweite Welt mit Rätselworten zurück ins reale Leben wirkte und damit zugleich die Atmosphäre des Heimatlandes mit neuem, phantastischem Stoff belud. Es gibt bei uns keine Entwicklung des spezifisch Kindlichen, das stets bewegt, stets gläubig und sprudelnd von Bildern ist, zum Weinen bereit und gleich schnell zum Jauchzen, zum tiefsten Abgrund hinabgestürzt und gleich darauf in den siebenten Himmel hinaufgeschneilt, glücklich im Spiel, wo nichts das vorstellt, was es eigentlich ist, sondern etwas anderes, Erwünschtes, wodurch das Kind es sich, seinem Wesen, seinem Herzen zu eigen macht.

Der große Schöpfungsakt des Homer hat dem kosmischen Nebel der Griechenseele den reichsten Bestand an Gestalten geschenkt, und die Zärtlichkeit, die der spätere Grieche ihnen entgegnet, zeigt sich besonders in mancher Mythe, die wieder lebendig zu machen unternimmt, was der blinde Homer vor den Schauern des Hades nicht zu retten vermochte. Ich weiß nicht, ob hierherum irgendwo Leuke ist, aber ich wüßte keine Sage zu nennen, die tiefer in das Herz des Griechen hineinleuchtete als jene, die Helena dem Achill zur Gattin gibt und beide in Wäldern und Tempelhainen der abgeschiedenen kleinen Insel Leuke ein ewig seliges Dasein führen läßt.

Unser Dampfer ist vor dem Eingang zum isthmischen Durchstich angelangt und einige Augenblicke stillgelegt. Mein Wunsch ist, wiederzukehren und besonders auch auf dem herrlichen Isthmus umherzustreifen, dieser gesunden und frischen Hochfläche, die würdig wäre,

von starken, heiteren, freien und göttlichen Menschen bewohnt zu sein, die noch nicht sind. Das Auge erquickt sich an weitgedehnten, hainartig lockeren Kieferbeständen, deren tiefes und samtene Grün, auf grauen, silbererzartigen Klippen, hoch an die blaue Woge des Meeres tritt. Auf diesen bewaldeten Höhen zur Linken hat man den Platz der Isthmischen Spiele zu suchen. Man sollte meinen, daß keiner der zahllosen Spielbezirke freier und in Betrachtung des ganzen Griechenlandes günstiger lag, und ferner: daß nirgend so belebt und im frischen Zuge der Seeluft überschäumend die heilige Spiellust des Griechen sich habe auswirken können wie hier.

Die Einfahrt in den Durchstich erregt uns seltsamerweise feierliche Empfindungen. Die Passagiere werden still, im plötzlichen Schatten der gelben Wände. Wir blicken schweigend zwischen den ungeheuren, braungelben Schnittflächen über uns und suchen den Streifen Himmelsblau, der schmal und farbig in unseren gelben Abgrund herableuchtet.

Kleine, taumelnde, braun-graue Raubvögel scheinen in den Sandlöchern dieser Wände heimisch, ja, der Farbe nach, von ihnen geboren zu sein. Eine Krähe, wahrscheinlich von unserm Dampfer aufgestört, strebt, ängstlich gegen die Wände schlagend, an die Oberfläche der Erde hinauf. Nun bin ich nicht mehr der späte Pilger durch Griechenland, sondern eher Sindbad der Seefahrer, und einige Türken, vorn an der Spitze des rauschenden Schiffes, jeder mit seinem roten Fes längs der gelblichen Ockerschichten gegen den Lichtstreif des Ausgangs hingeführt, befestigen diese Illusion.

Der Golf von Korinth tut sich auf. Aber während wir noch zwischen nahen und flachen Ufern hingleiten — denn wir haben die weite Fläche des Golfes noch nicht erreicht —, werden wir an einem kleinen Zigeunerlager vorübergeführt und sehen, auf einer Art Landungssteg,

zerlumppte Kinder der, wie es scheint, auf ein Fährboot wartenden Bande mit wilden Sprüngen das Schiff begrüßen.

Nach einiger Zeit, während wir immer zur Linken das neue Korinth, die weite, mit Gerstenfeldern bestandene Fläche des einstigen alten, das von dem gewaltigen Felsen Akrokorinth drohend beschattet wurde, und die bergigen Küsten des Peloponnes vor Augen hatten, eröffnet sich zur Rechten eine Bucht mit den schneebedeckten Gipfeln des Helikon. Eine Stunde und länger bleibt er nun, immer ein wenig rechts von der Fahrtrichtung, sichtbar, hinter niedrigen, nackten Bergen, die vorgelagert sind. Die Luft war bis hierher schwül und still; nun aber fällt ein kühler Wind von den Höhen des heiligen Berges herab und in einige Segel, die leicht und hurtig vor ihm her über das blaue Wasser des Golfes vorüberschweben.

Aller Schönheit geht Heiligung voraus. Nur das Geheiligte in der Menschennatur konnte göttlich werden, und die Vergötterung der Natur ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit ist. Wir haben heut eine Wissenschaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umschlossen ist. Immerhin ist sie, und Wissenschaft überhaupt, eine gemeinsame Sache der Nation, ja der Menschheit geworden. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist schließlich und endlich ein gemeinsames Werk. Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantasie heute ungenützt und profaniert, statt daß sie am großen sausenden Webstuhl der Zeit gemeinsam der Gottheit lebendiges Kleid wie einstmals wirkten.

Und deshalb, weil die Kräfte der Phantasie heut einzelt und zersplittert sind und keine gemäße Umwelt (das heißt: keinen Mythos) vorfinden, außer jenem, wie ihn eben das kurze Einzelleben der Einzelkraft hervorbringen kann, so ist für den Spätgeborenen der Eintritt

in diese unendliche, wohlgegründete Mythenwelt zugleich so beflügelnd, befreiend und wahrhaft wohltätig.

Sollte man nicht einer gewissen, nur persönlichen Erkenntnis ohne Verantwortung nachhängen dürfen, die den gleichen Vorgang, der jemals etwas wie eine Tragödie oder Komödie schuf, als Ursprung des ganzen Götterolymps, als Ursprung des gesamten, jenem angenäherten Kreises von Heroen und Helden sieht? Wo sollte man jemals zu dergleichen den Mut gewinnen, wenn nicht auf einem Schiffe im Golf von Korinth, im Angesichte des Helikon? Warum hätte sonst Pan getanzt, als Pindar geboren worden war? Und welche Freude muß unter den Göttern des Olymps, von Zeus bis zu Hephaistos und Aidoneus hinunter, ausgebrochen sein, als Homer und mit ihm die Götterwelt aufs neue geboren wurde!

Die ersten Gestalten des ersten Dramas, das je im Haupte des Menschen gespielt wurde, waren „ich“ und „du“. Je differenzierter das Menschenhirn, um so differenzierter wurde das Drama! Um so reicher auch an Gestalten wurde es und auch um so mannigfaltiger, besonders deshalb, weil im Drama eine Gestalt nur durch das, was sie von den übrigen unterscheidend absetzt, bestehen kann. Das Drama ist Kampf und ist Harmonie zugleich, und mit der Menge seiner Gestalten wächst auch der Reichtum seiner Bewegungen: und also, in steter Bewegung Gestalten erschaffend, in Tanz und Kampf miteinander treibend, wuchs auch das große Götterdrama im Menschenhirn zu einer Selbstständigkeit, zu einer glänzenden Schönheit und Kraft empor, die jahrtausendlang ihren Ursprung verleugnete.

Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahllosen Formen der Gottheit zu tun und jenseit der Welt mit der göttlichen Einheit. Diese eine, ungeteilte Gottheit ist

nur noch ahnungsweise wahrnehmbar. Sie bleibt ohne jede Vorstellbarkeit. Vorstellbarkeit ist aber das wesentliche Glück menschlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entspricht. Wir leben in einer Welt der Vorstellungen, oder wir leben nicht mehr in unserer Welt. Kurz: wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wissen. Wir wollen sehen, fühlen, schmecken und riechen, disharmonisch-harmonisch, das ganze Drama der Demiurgen, mit seinen olympischen und plutonischen Darstellern. Im Christentum macht der Sohn Gottes einen verunglückten Besuch in dieser Welt, bevor er sie aufgibt und also zertrümmert. Wir aber wollen sie nicht aufgeben, unsere Mutter, der wir verdanken, was wir sind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menschen-nahen; freilich vergessen wir auch den menschenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.

Ein kalter Gebirgswind empfängt uns bei der Einfahrt in die Bucht von Galaxidhi, den alten Krisäischen Meerbusen, und überraschenderweise scheint es mir, als liefe unser Schiff in einen Fjord und wir befänden uns in Norwegen statt in Griechenland. Beim Anblick der Nadelwälder, von denen die steile Flanke der Kiona bedeckt ist, erfüllt mich das ganze starke und gesunde Bergglück, das mir eingeboren ist. Es zieht mich nach den Gipfeln der waldreichen Kiona hinauf, wohin ich die angestregten Blicke meiner Augen aussende, als vermöchte ich dort noch heut einen gottselig begeisterten Schwarm rasender Bacchen zwischen den Stämmen aufzustöbern. Es liegt in mir eine Kraft der Zeitlosigkeit, die es mir, besonders in solchen Augenblicken, möglich macht, das Leben als eine große Gegenwart zu empfinden: und deshalb starre ich immer noch for-

schend hinauf, als ob nicht Tausende von Jahren seit dem letzten Auszug bacchischer Schwärme vergangen wären, und es klingt in mir ununterbrochen:

Dahin leite mich, Bromios, der die bacchischen
Chöre führt!

Da sind Chariten, Liebe da,
da dürfen frei die Bacchen Feste feiern.

Wer hält es sich immer gegenwärtig, daß die Griechen ein Bergvolk gewesen sind? Während wir uns Itea nähern, tiefer und tiefer in einen ernsten Gebirgskessel eingleitend, erlebe ich diese Tatsache innerlich mit besonderer Deutlichkeit. Die Luft gewinnt an erfrischender Stärke. Die Formen der Gipfel stehen im tiefen und kalten Blau des Himmels kalt und klar, und jetzt erstrahlt uns zur Rechten, hoch erhaben über der in abendlichen Schatten dämmernden Bucht, hinter gewaltig vorgelagerten, dunkel zerklüfteten, kahlen Felsmassen, ein schneebedecktes parnassisches Gipfelbereich.

Nun, wo die Sonne hinter der Kiona versunken ist und chthonische Nebel langsam aus den tiefen Flächen der Felsentäler, Terrassen und Risse verdüsternd aufsteigen, steht der Höhenstreif des heiligen Berges Parnas noch in einem unwandelbar makellosen und göttlichen Licht. Mehr und mehr, indes das Schiff bereits seinen Lauf verlangsamt hat, erdrückt mich eine fast übergewaltige Feierlichkeit.

Man fühlt zugleich, daß man hier nicht mehr im Oberflächenbereich der griechischen Seele ist, sondern den Ursprüngen nahe kommt, nahe kommt in dem Maße, als man sich dem Kern der griechischen Landschaft annähert.

Man findet sich hier einer großen Natur gegenübergestellt, die nordische Rauheit und nordischen Ernst mit der Weichheit und Süße des Südens vereinigt, die

hier und dort ringsumher beschneite Berggipfel in den nahen Höhenäther gehoben hat, deren Flanken bis zur Fläche des südlichen Golfes herabreichen, bis an die krisäische Talsohle, die in gleicher Ebene, einen einzigen, weitgedehnten Ölbald tragend, den Grund des Tales von Krisa erfüllt. Man fühlt, man nähert sich hier den Urmächten, die sich den erschlossenen Sinnen eines Bergvolks nicht anders als das Wasser der Felsenquellen, die Frucht des Ölbaums oder des Weinstocks darboten, so daß der Mensch, gleichwie zwischen Bergen und Bäumen, zwischen Abgründen und Felswänden, zwischen Schafen und Ziegen seiner Herden oder im Kampf mit Raubtieren, auch allüberall unter Göttern, über Göttern und zwischen göttlichen Mächten stand.

Wir steigen, angelangt in Itea, in einen Wagen, vor den drei Pferde gespannt sind. Die Fahrt beginnt, und wir werden durch Felder grüner Gerste in das Tal von Krisa hineingeführt. Im Getreide tauchen hie und da Ölbäume auf, und mehr und mehr, bis sie zu Hainen zusammentreten und wir zu beiden Seiten der staubigen Straße von Olivenwäldern begleitet sind. Im Halblight unter den Wipfeln liegen quadratisch begrenzte Wasserflächen. Nicht selten steigt ein gewaltiger Baum daraus empor, scheinbar mit seinem Stamme in einem glattpolierten Spiegel aus dunklem Silber wurzelnd, einem Spiegel, der einen zweiten Olivenbaum, einen rötlichen Abendhimmel und einen anderen, nicht minder strahlenden parnassischen Gipfel zeigt.

Bauern, die aus den Feldern heimwärts nach den Wohnungen im Gebirge streben, werden von uns im Dämmer der Waldstraße überholt. Es scheint ein in mancher Beziehung veredelter deutscher Schlag zu sein, so überaus vertraut in Haltung, Gang und Humor, in den Proportionen des Körpers sowie des Angesichts, mit dem blonden Haar und dem blauen Blick, wirken

auf mich die Trupps der Landleute. Wir lassen zur Linken ein eilig wanderndes und mit einer dunklen Genossin plauderndes blondes Mädchen zurück. Sie ist frisch und derb und germanisch kernhaft. Die Art ihres übermütigen Grußes ist zugleich wild, verwegen, ungezogen und treuherzig. Sie würde sich von der jungen und schönen deutschen Bauernmagd, wie ich sie auf den Gütern meiner Heimat gesehen habe, nicht unterscheiden, wenn sie nicht doch ein wenig geschmeidiger und wenn sie nicht eine Tochter aus Hellas wäre.

Und ich gedenke der Pythia.

Religiöses Empfinden hat seine tiefsten Wurzeln in der Natur; und sofern Kultur nicht dazu führt, mit diesem Wurzelsystem stärker, tiefer und weiter verzweigt in die Natur zu dringen, ist sie Feindin der Religion. In diesem großen und zugleich urgesunden Bereich des nahen, großen Mysteriums denkt man nicht an die Götterbilder der Blütezeit, sondern höchstens an primitive Holzbilder, jene Symbole, die, durch Alter geheiligt, der Gottheit menschliche Proportionen nicht aufzwingen. Man gedenkt einer Zeit, wo der Mensch mit allen starken, unverbildeten Sinnen noch gleichsam voll ins Geheimnis hineingeboren war: in das Geheimnis, von dem er sich zeit seines Lebens durchaus umgeben fand und das zu enthüllen er niemals wünschte.

Nicht der Weltweise war der Ersehnte oder Willkommene unter den Menschen jener Zeit, außer wenn er sich gleich dem Jäger oder dem Hirten — der wahre Hirt ist Jäger zugleich! — zur, ach! so wenig naiven Verehrung eines Idoles, einer beliebigen Rätselerscheinung, der nur im Rätsel belebten Natur, verstand, sondern ersehnt und willkommen war immer wieder nur das Leben, das tiefere Leben, das den Rausch erzeugende Rätsel.

Immer jedoch ist der Mensch dem Menschen Träger und Verkünder der tiefsten Rätsel zugleich gewesen,

und so ward das Rätsel stets am höchsten verehrt, wenn es sich durch den Menschen verkündigte, die Gottheit, die durch den Menschen spricht. Und um so höher ward es unter jenen Menschen verehrt, ward die Gottheit verehrt, je mehr sie den schlichten Mann, das gewöhnliche Weib aus dem Hirten- und Jägervolke gewaltsam vor aller Augen umbildete, so daß es, von Grund auf verändert, von einem Gott oder Dämon beherrscht, als Rätsel erschien.

Ein so verändertes Wesen war vor urdenklichen Zeiten die erste bäurische Pythia, und sie erschien in den Händen des bogenführenden Jägers und Rinderherden besitzenden Hirten, in den Händen des Jäger- und Hirten-gottes Apollon willenlos. Den Willen des Menschen zerbrach der Gott, wie man ein Schloß zerbrechen muß, das die Tür eines fremden Hauses verschließt, will man als Herrscher und Herr in dieses eintreten; und nicht der menschliche Wille, sondern gleichsam die Knechtschaft im göttlichen, nicht Vernunft, sondern Wahnsinn besaß vor den Menschen damals allein die Staunen und Schauer verbreitende Autorität.

Die Pferde beginnen bergan zu klimmen. Mehr und mehr, während wir aus den dunklen Olivenwäldern emportauchen, verdichtet sich um uns die Dämmerung. Die Luft ist warm und bewegungslos. Es ist eine Art tierischer Wärme in der Luft, die aus dem Erdboden, aus den Steinblöcken um uns her, ja überallher zu dunsten scheint. Überall klettern Ziegenherden. Ziegenherden kreuzen den Weg oder trollen ihn mit Geläut zu Tal. Ich fühle auf einmal, wie hier das Hirten- und Jägerleben nicht mehr nur als Idyll zu begreifen ist. In dieser brütenden Atmosphäre, wie sie über den schwarzen Olivenwäldern der Tiefe, in dem weiten, gewaltig zerklüfteten Abgrund zwischen den Wällen schroffer Gebirge steht, wird mein Blut überdies zu

einem seltsamen Fieber erregt, und es ist mir, als könne aus dieser buhlerisch warmen, stehenden Luft die Frucht des Lebens unmittelbar hervorgehen. Das Geheimnis ist ringsum nahe um mich. Fast bang empfinde ich seine Berührungen. Es ist, als trennte — sagen wir von den „Müttern“! — nur eine dünne Wand oder als läge das ganze Geheimnis, in dem wir schlummern, in einem zurückgehaltenen göttlichen Atemzug, dessen leisestes Flüstern uns eine Erkenntnis eröffnen könnte, die über die Kraft des Menschen geht.

Ich habe in diesem Augenblick mehr als je zu bedauern, daß mir der musikalische Ausdruck verschlossen ist, denn alles um mich wird mehr und mehr zu einer einzigen, großen, stummen Musik. Das am tiefsten Stumme ist es, was der erhabensten Sprache bedarf, um sich auszudrücken. Allmählich verbreitet sich jenes magische Leuchten in der Natur, das alles vor Eintritt völliger Dunkelheit noch einmal in traumhafter Weise verklärt. Aber Worte besagen nichts, und ich würde, mit der wahrhaft dionysischen Kunst begabt, nach Worten nicht ringen müssen.

Ich empfinde inmitten dieser grenzenlos spielenden Schönheit, die von einem grunderhabenen düsteren Glanze gesättigt ist, immer eine fast schmerzhaft Spannung, als ob ich mich einem redenden Brunnen, einem Urbrunnen aller chthonischen Weisheit gleichsam annäherte, der, wiederum einem Urmunde gleich, unmittelbar aus der Seele der Erde geöffnet sein würde.

Niemals, außer in Träumen, habe ich Farben gesehen so wie hier auf dem Marktplatze von Chryso, in dessen Nähe das alte Krisa zu denken ist. In diesem Bergstädtchen werden unsere Zugtiere getränkt. In Eimern holt man das Wasser aus dem nahen städtischen Brunnen, der im vollen magischen Licht des Abends sich, aus dem Felsen rauschend, in sein steinernes Becken stürzt. Hier drängen sich griechische Mädchen, Männer

und Maultiere, während im Schatten des Hauses gegenüber würdige Bauern und Hirten beim Weine von den Lasten des Tages ausruhen. Alles dieses wirkt feierlich schattenhaft. Es ist, als bestünde in dem Menschengedränge des kleinen Platzes die geheiligte Übereinkunft, die innere Sammlung der delphischen Pilger nicht durch laute Worte zu stören.

Unter den schweigsam Trinkenden, die uns mit Würde beobachten und ganz ohne Zudringlichkeit, fällt manche edle Erscheinung auf. Von einem Weißbart vermag ich mein Auge lange nicht abzuwenden. Er ist der geborene Edelmann. Die Haltung des schlanken Greises, der seine eigene Schönheit durchaus zu schätzen weiß, ist durchdrungen von einem Anstand, der eingeboren ist. Aus seinem Antlitz sprechen Güte und Menschlichkeit: ich sehe in ihm das Gegenbild aller Barbarei. An diesem Hirten legt jede Wendung des Hauptes, jede gelassene Bewegung des Armes von edler Herkunft Zeugnis ab: von einer Jahrtausende alten, verfeinerten Hirtenwürde! Denn wo wäre die Freiheit der Haltung, die stolze Gewohnheit des Selbstgenügens, die Würde des Menschen vor dem Tier weniger gestört als im Hirtenberuf!

Es ist, nachdem wir die Stadt verlassen haben und weiter die steilen Kehren aufwärtsdringen, als senkte sich von allen Seiten, dichter und dichter, Finsternis über das Geheimnis, dem wir entgegenziehen, schützend herein. Es ist wie eine Art Unschlüssigkeit in der Natur, als deren bevorzugtes Kind sich der gläubige Grieche fühlen muß, die sich mir aber dahin umdeutet, als sollte erst durch die volle Erkenntnis einengender Finsternis der volle Durst zum Orakelbrunnen erzeugt werden.

Noch immer ist die stehende Wärme auch in der fast völligen Dunkelheit verbreitet um mich. Der Himmel hat rötlich zuckende Sterne enthüllt, aber der Blick

ist von nun an beengt und eingeschlossen. Die große Empfindung der Götternähe weicht einer gewissen heimlich schleichenden Spukhaftigkeit, und so will ich nun auch eine Vorstellung dieser spukhaften Art aus dem Erlebnis der unvergleichlichen Stunden festhalten.

Mehrmals und immer wieder kam es mir vor, als stiege der Schatten eines einzelnen Mannes mit uns nach dem gleichen Ziele hinan, und zwar auf einem Fußsteige immer die Kehren der großen Straße abschneidend. Kamen wir bis an die Kreuzungsstelle heran, so schien es, als sei er schon vorüber, oder er war zurückgeblieben und stieg weit unten schattenhaft über die Böschung der tieferen Straßenschlinge herauf. Auch jetzt unterliege ich wieder dem Zwang dieser Vorstellung.

Es ist unumgänglich, daß ein bis ins tiefste religiös erregter, christlich erzogener Mensch, auch wenn er das innere Auge abwendet, gleichsam mittels des peripherischen Sehens doch immer auf die Gestalt des Heilands treffen muß: und dies war mir und ist mir noch jetzt jener Schatten. Etwas wie Unruhe, etwas wie Hast und Besorgnis scheint ihn den gleichen Weg zu treiben, und etwas wie der gleiche, immer noch ungestillte Durst.

Und ist nicht auch er wiederum ein Hirt? Sah er sich selbst nicht am liebsten unter dem Bilde des Hirten? Sehen ihn nicht die Völker als Hirten? Und verehren ihn nicht die prunkhaften Hohenpriester von heut, mit dem Symbole des Hirtenstabes in der Hand, als göttlichen Hirten, als Hirtengott?

Heut, am frühen Morgen aus meiner Herberge tretend, befinde ich mich auf der sonnigen Dorfstraße eines alpinen Dörfchens. Wenn ich die Straße nach rechts entlangblicke, wo sie, nach mäßiger Steigung, in einiger Ferne abbricht oder in den weißlichen, heißen und wolkenlosen Himmel auszulaufen scheint, so bemerke

ich die Spitze eines entfernteren Schneeberges, der sie überragt.

Die Straße läuft meist dicht am Abhang hin. Von ihrem Rande ermesse ich die gewaltige Tiefe eines schluchtartigen Tales, mit steilen Felswänden gegenüber. Die grauen Steinmassen sind durch Thymiansträucher dunkel gefleckt.

Der Grund der Schlucht scheint ein Bachbett zu sein, und wie sich Wasser von seiner hochgelegenen Quelle herniederwindet, bis es am Ende der verbreiterten Schlucht in den weiten See eines größeren Tales tritt, ergießen sich hier, gleichsam wie Wogen aus dunklem Silber, Olivenwäldchen in die Tiefe, wo sie die Fülle des ölreichen Tales von Krisa aufnimmt.

Es ist eine durchaus nur schlichte und ganz gesunde alpine Wonne, die mich erfüllt, jener Zustand des bergluftseligen Müßigganges, in dem man so gern das Morgenidyll dörflchen Lebens beobachtet.

Hähne und Tauben machen das übliche Morgenkonzert. Es wird in der Nähe ein Pferd gestriegelt. Beladene Maultiere trappen vorüber. Alles ist von jener erfrischenden Nüchternheit, die wiederum die gesunde Poesie des Morgens ist.

Kastri heißt das Dorf, in dem wir sind und genächtigt haben. Einige Schritte auf der mit grellestem Lichte blendenden Landstraße um einen Felsenvorsprung herum, und der heilige Tempelbezirk von Delphi soll sich enthüllen.

In diesem Felsenvorsprung, den wir nun erreichen, sind die offenen Höhlen ehemaliger Felsgräber. Nahe dabei haben Wäscherinnen ihren Kessel über ein aromatisches Thymianfeuer gestellt, das uns mit Schwaden erquickenden Weihrauchs umquillt. Schwalben schrillen an uns vorüber, Fliegen summen, irgendwoher dringt das Hungergeschrei junger Nestvögel, und die Sonne scheint, triumphierend gleichsam, bis in die letzten Winkel der leeren Gräber hinein.

Eine zahlreiche Herde schöner Schafe begegnet uns, und minutenlang umgibt uns das freudige Älplergeräusch ihrer Glocken. Ich beobachte eine dicke Glockenform mit tiefem Klang, von der man sagt, daß sie antikem Vorbild entspreche. Inmitten der Herde bewegt sich der dienende Hirt und ein herrenhaft-heiter wandelnder Mann in der knappen, vorwiegend blauen Tracht der Landleute.

Dieser Mann erscheint zugleich jung und alt: insofern jung, als er schlank und elastisch ist; insofern alt, als ein breiter, vollkommen weißer Bart sein Gesicht umrahmt. Doch es ist die Jugend, die in diesem Manne triumphiert: das beweist sein schalkhaft blitzendes Auge, beweist der freie, übermütige Anstand der ganzen Persönlichkeit, eine Art behaglich fröhlichen Stolzes, der weiß, daß er unwiderstehlich fasziniert.

Als Staub und Geläut uns am stärksten umgeben, bemerken wir, wie dieser schöne und glückliche Mann, der übrigens seine Jagdbüchse über der Schulter trägt, den langen Stab aus der Hand seines Hirten nimmt. Gleich darauf tritt er uns entgegen und bietet uns, wirklich aus heiterem Himmel, eben denselben Stab als Gastgeschenk.

Die Wendung des Weges ist erreicht. Die Straße zieht sich in einem weiten Bogen eng unter mächtigen roten Felswänden hin, und der erste Blick in dieses schluchtartige delphische Tal sucht vergeblich nach einer geeigneten Stätte für menschliche Ansiedelung. Von den roten, senkrecht starrenden Riesenmauern der Phaidriaden ist ein Böschungsgebiet abgebröckelt, das steil und scheinbar unzugänglich über uns liegt. Überall in den Alpen trifft man ähnliche Schutt- und Geröllhalden, auf denen man, ebenso wie hier, höchstens weidende Ziegen klettern sieht. Selten bemerkt man dort, etwa in Gestalt einer besonders ärmlichen Hütte,

Spuren menschlicher Ansiedelung, während hier der unwahrscheinliche Baugrund für ein Gewirr von Tempeln, tempelartigen Schatzhäusern, von Priesterwohnungen, von Theater und Stadion sowie von zahllosen Bildern aus Stein und Erz zu denken ist.

Wir schreiten die weiße Straße langsam fort. Wir scheuchen eine anderthalb Fuß lange grüne Eidechse, die den Weg, ein Wölkchen Staub vor uns aufregend, überquert. Ein Esel, klein, mit einem Berge von Ginster bepackt, begegnet uns: es heißt, daß die Bauern aus Ginster Körbe zur Aufbewahrung für Käse flechten. Ein Maultier schleppt eine Last von bunten Decken gegen Kastri heran, begleitet von einer Handelsfrau, die während des Gehens nicht unterläßt, von dem Wocken aus Ziegenhaar fleißig denselben Faden zu spinnen, aus dem jene Decken gewoben sind.

Immer die steile Böschung des delphischen Tempelbezirks vor Augen, drängt sich mir der Gedanke auf, daß alle die einstigen Priester des Apoll sowohl als die des Dionysos, alle diese Tempel, Theater und Schatzhäuser von ehemals, alle diese zahllosen Säulen und Statuen den Ziegen und einer gewissen Ziegenhirtin gefolgt und nachgeklettert sind.

Das Hirtenleben ist in den meisten Fällen ein Leben der Einsamkeit. Es begünstigt also alle Kräfte visionärer Träumerei. Ruhe der äußeren Sinne und Müßiggang erzeugen die Welt der Einbildung, und es würde auch heut nicht schwer halten, etwa in den Irrenhäusern der Schweiz ländliche Mädchen zu finden, die, befangen in einem religiösen Wahn, von ähnlichen Dingen überzeugt sind, von ähnlichen Dingen „mit rasendem Munde“ sprechen, wie die erste Seherin, die Sibylle oder ihre Nachfolgerin zu Delphi taten. Diese hielten sich etwa für die angetraute Gattin Apolls oder für seine Schwester oder erklärten sich für Töchter von ihm.

Wir klettern die steile Straße innerhalb des Tempel-

bezirkes empor. Überall zwischen den Fundamenten ehemaliger Tempel, Schatzhäuser, Altäre und Statuen blüht die Kamille in großen Büscheln, ebenso wie in Eleusis und auf der Akropolis. Die Steine der alten und steilen Straße sind glatt, und mit Mühe nur dringen wir, ohne rückwärts zu gleiten, hinan.

Nicht weit von dem Felsenvorsprung, den man den Stein der Sibylle nennt, ruhe ich aus. In heiß duftenden Büscheln der Kamille, zwischen die ich mich niedergelassen habe, tönt ununterbrochen Bienengesumm. Wer möchte an dieser Stelle mit Fug behaupten wollen, daß ihm die ungeheure Vergangenheit dieser steilen Felslehne in allem Besonderen gegenwärtig sei! Der chthonische Quell, jene verwirrende Dämpfe ausströmende Felsspalte, die Koretas entdeckte, quillt, wie es heißt, nicht mehr, und schon zur Zeit des großen Periegeten hatten die Dämonen das Orakel verlassen. Werden sie jemals wiederkehren? Und wird, wie es heißt, wenn sie wiederkehren, das Orakel gleich einem lange ungenutzten Instrument göttlichen Ausdrucks aufs neue erschallen?

Die architektonischen Trümmer umher erregen mir einstweilen nur geringe Aufmerksamkeit. Die Kunst inmitten dieser gewaltigen Felsmassen hatte wohl immer, nur im Vergleich mit ihnen, Pygmäencharakter. Durchaus überragend in wilder, unbeirrbarer Majestät bleibt hier die Natur, und wenn sie auch mit Langmut oder auf Göttergebot die Siedelungen der menschlichen Ameise duldet, die sich, nicht ohne Verwegenheit, hier einnistete, so bleibt die Gewalt ihrer Ruhe, die Gewalt ihrer Sprache, die überragende Macht ihres Daseins das unter allem, hinter allem, über und in allem Gegenwärtige.

Man denkt an Apoll, man denkt an Dionysos, aber an ihre Bilder aus Stein und Erz denkt man in dieser Umgebung nicht; eher wiederum an gewisse Idole, die

uralten Holzbilder, deren keines leider auf uns gekommen ist. Man sieht die Götter da und dort, leuchtend, unmaterialisch, visionär; hauptsächlich aber empfindet man sie in der Kraft ihrer Wirkungen. Hier bleiben die Götter das, was unsichtbar gegenwärtig ist: und so bevölkern sie, bevölkern unsichtbare Dämonen die Natur.

Ist wirklich der chthonische Quell versiegt? Haben die Dämonen wirklich die Orakel verlassen? Sind gar die meisten von ihnen tot, wie es heißt, daß der große Pan gestorben ist? Und ist wirklich der große Pan gestorben?

Ich glaube, daß eher jeder andere Quell des vorchristlichen Lebensalters verschüttet ist als der pythische, und glaube, daß der große Pan nicht gestorben ist: nicht aus Schwäche des Alters und ebensowenig unter den jahrtausendelangen Verfluchungen einer christlichen Klerisei. Und hier, zwischen diesen sonnebeschiedenen Trümmern, ist mir das ganze totgeglaubte Mysterium, sind mir Dämonen und Götter samt dem totgesagten Pan gegenwärtig.

Noch heut sind unter den „vielen Strömen, die unsere Erde nach oben sendet“, viele, die in den Seelen der Menschen eine Verwirrung und Begeisterung hervorrufen, wie in dem Hirten Koretas jener, der in Delphi zutage trat, auch wenn wir dieser Begeisterung wenig achten und die tiefen Weihen nicht mehr allgemein machen wollen, die mit dem heiligen Rausch verbunden sind.

Dieser Parnaß und diese seine roten Schluchten sind Quellgebiet: Quellgebiet natürlicher Wasserströme und Quellgebiet jenes unversiegbaren, silbernen Stromes der Griechenseele, wie er durch die Jahrtausende fließt. Es ist ein anderer Reiz und Geist, der die Quellen, ein anderer, der den Lasten und Wimpel tragenden Strom umgibt. Seltsam, wie der Ursprung des Stromes und seine Wiege dem urewigen Alten am nächsten ist: das

ewig Alte der ewigen Jugend. Man kann solche Quellgebiete nicht einmal mit Fug allein griechisch nennen; denn sie sind meist, im Gegensatz zu den Strömen, die sie nähren, namenlos.

Gegenüber, jenseit des Taleinschnitts, tönen von der Felswand, dem Ruf des Hornes von Uri nicht unähnlich, gewaltige Laute eines Dudelsacks, hervorgerufen von Hirten, die unerkennbar mit ihren Ziegen in den Felsen umhersteigen. Diese gesegneten Quellgebiete waren und sind noch heute von Hirten umwohnt. Platon nennt die Seele einen Baum, dessen Wurzeln im Haupte des Menschen sind und der von dort aus mit Stamm, Ästen und Blättern sich in das Bereich des Himmels ausdehnt. Ich betrachte die Welt der Sinne als einen Teil der Seele und zugleich ihr Wurzelgebiet und verlege in das menschliche Hirn einen metaphysischen Keim, aus dem dann der Baum des Himmels mit Stamm, Ästen, Blättern, Blüten und Früchten empordringt.

Nun scheint es mir, daß die Sinne des Jägers, die Sinne des Hirten, die Sinne des Jägerhirten, sagen wir, die feinsten und edelsten Wurzeln sind und daß ein Hirten- und Jägerleben auf Berghöhen der reichste Boden für solche Wurzeln und also die beste Ernährung für den metaphysischen Keim im Menschen ist.

Zwischen den Trümmern des steilen Tempelbezirks von Delphi umherzusteigen, erfordert einige Mühe und Anstrengung. Am höchsten von allen Baulichkeiten lag wohl das Stadion; ein wenig tiefer, doch mit seinen obersten Sitzen an die unzugängliche Felswand stoßend, ist das Theater dem Felsgrunde abgetrotzt.

Der Eindruck der natürlichen Szenerie, die es umgibt, ist drohend und großartig. Ich empfinde eine Art beengender Bangigkeit in dieser übergewaltigen Nähe der Natur, dieser geharnischten, roten Felsbastionen, die

den furchtbarsten Ernst blutiger Schauspiele von den Menschen zu fordern scheinen.

In das Innere dieser Felsmassen scheint übrigens ein dämonisches Leben hineingebannt. Sie wiederholen, in die tiefe Stille über den rötlichen Sitzreihen, die Stimmen unsichtbarer Kinder weit unten im Tal, sie lassen gespenstige Herdenglocken, wie in einem hallenden Saale, durch sich hin läuten und geben die klangvolle Stimme des fernen Hirten aus der Nähe und geläutert zurück. Aus ihrem Innern dringt Hundegebell, und ein fernes und schwaches Dröhnen, aus dem Tale von Krisa her, erregt in ihnen einen klangvoll breiten, feierlich musikalischen Widerhall.

Das ununterbrochene, mitten im heißen Lichte des Mittags gleichsam nächtliche Rauschen der kastalischen Wasser dringt aus der Schlucht der Phaidriaden herauf.

Die Götter waren grausame Zuschauer. Unter den Schauspielen, die man zu ihrer Ehre darstellte — man spielte für Götter und vor Göttern, und die griechischen Zuschauer auf den Sitzreihen trieben, mit schaudernder Seele gegenwärtig, Gottesdienst! —, unter den Schauspielen, sage ich, waren die, die von Blute triefen, den Göttern vor allen anderen heilig und angenehm. Wenn zu Beginn der großen Opferhandlung, die das Schauspiel der Griechen ist, das schwarze Blut des Bocks in die Opfergefäße schoß, so wurde dadurch das spätere höhere, wenn auch nur scheinbare Menschenopfer nur vorbereitet: das Menschenopfer, das die blutige Wurzel der Tragödie ist.

Blutdunst stieg von der Bühne, von der Orchestra in den brausenden Krater der schaudernden Menge und über sie in die olympischen Reihen blutlüsterner Götterschemen hinauf.

Anders als im Theater von Athen, tiefer und grausamer und mit größerer Macht, offenbart sich hier, in der felsichten Pytho, unter der Glut des Tagesgestirns,

das Tragische, und zwar als die schauernde Anerkennung unabirrbarer Blutbeschlüsse der Schicksalsmächte: keine wahre Tragödie ohne den Mord, der zugleich wieder jene Schuld des Lebens ist, ohne die sich das Leben nicht fortsetzt, ja, der zugleich immer Schuld und Sühne ist.

Gleich einem zweiten Koretas brechen mir überall in dem großen parnassischen Seelengebiet — und so auch in der Tiefe des roten Steinkraters, darin ich mich eben befinde — neue chthonische Quellen auf. Es sind jene Urbrunnen, deren Zuflüsse unerschöpflich sind und die noch heute die Seelen der Menschen mit Leben speisen; derjenige aber unter ihnen, der dem inneren Auge der Seele und gleicherweise dem leiblichen Auge vor allen anderen sichtbar und mystisch ist, bleibt immer der springende Brunnen des Bluts.

Ich fühle sehr wohl, welche Gefahren auf den Pilger in solchen parnassischen Brunnengebieten lauern, und vergesse nicht, daß die Dünste aller chthonischen Quellen von einem furchtbaren Wahnsinn schwanger sind. Oft treten sie über dünnen Schichten mürben Grundes ans Tageslicht, unter denen glühende Abgründe lauern. Der Tanz der Musen auf den parnassischen Gipfeln geschah, da sie Göttinnen waren, mit leichten, die Erde nicht belastenden Füßen: das ihnen Verbürgte nimmt uns die Schwere des Körpers, die Schwere des Menschenschicksals nicht.

Auch aus der Tiefe des Blutbrunnens unter mir stieg dumpfer, betäubender Wahnsinn auf. Indem man die grausame Forderung des sonst wohlthätigen Gottes im Bockopfer sinnbildlich darstellte, und im darauffolgenden, höheren Sinnbild gotterfüllter dramatischer Kunst, gaben die Felsen den furchtbaren Schrei des Menschenopfers unter der Hand des Rächers, den dumpfen Fall der rächenden Axt, die Chorklänge der Angst, der Drohung, der schrecklichen Bangigkeit, der

wilden Verzweiflung und des jubelnden Bluttriumphes zurück.

Es kann nicht geleugnet werden, Tragödie heißt: Feindschaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angst, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Tücke, Verbrechen, Niedertracht, heißt Mord, Blutgier, Blutschande, Schlächtere — wobei die Blutschande nur gewaltsam in das Bereich des Grausens gesteigert ist. Eine wahre Tragödie sehen, hieß, beinahe zu Stein erstarrt, das Angesicht der Medusa erblicken, es hieß, das Entsetzen vorwegnehmen, wie es das Leben heimlich immer, selbst für den Günstling des Glücks, in Bereitschaft hat. Der Schrecken herrschte in diesem offenen Theaterraum, und wenn ich bedenke, wie Musik das Wesen einfacher Worte, irgendeines Liedes, erregend erschließt, so fühle ich bei dem Gedanken an die begleitenden Tänze und Klänge der Chöre zu dieser Mordhandlung eisige Schauer im Gebein. Ich stelle mir vor, daß aus dem vieltausendköpfigen Griechengewimmel dieses Halbtrichters zuweilen ein einziger, furchtbarer Hilfeschrei der Furcht, der Angst, des Entsetzens gräßlich betäubend zum Himmel der Götter aufsteigen mußte, damit der grausamste Druck, die grausamste Spannung sich nicht in unrettbaren Wahnsinn überschlug.

Man muß es sich eingestehen: das ganze Bereich eines Tempelbezirks, und so auch diese delphische Böschung, ist blutgetränkt. An vielen Altären vollzog sich vor dem versammelten Volk die heilige Schlächterei. Die Priester waren vollkommene Schlächter, und das Röcheln sterbender Opfertiere war ihnen die gewöhnlichste und ganz vertraute Musik. Die Jammertöne der Schlachtopfer machten die Luft erzittern und weckten das Echo zwischen den Tempeln und um die Statuen her: sie drangen bis ins Innere der Schatzhäuser und in die Gespräche der Philosophen hinein.

Der Qualm der Altäre, auf denen die Ziege, das Schaf mit der Wolle verbrannt wurde, wirbelte quellend an den roten Felsen hinauf, und ich stelle mir vor, daß dieser Qualm, sich zerteilend, das Tal überdeckte und so die Sonne verfinsterte. Der Opferpriester, mit Blut besudelt, der einem Kyklopen gleich das geschlachtete Tier zerstückte und ihm das Herz aus dem Leibe riß, war dem Volk ein gewöhnlicher Anblick. Er umgoß den ganzen Altar mit Blut. Diese ganze Schlachthausromantik in solchen heiligen Bezirken ist schrecklich und widerlich, und doch ist es immer vor allem der süßliche Dampf des Bluts, der die Fliegen, die Götter des Himmels, die Menge der Menschen, ja sogar die Schatten des Hades anzieht.

In alledem verrät sich mir wiederum der Hirtenursprung der Götter, ihrer Priester und ihres Gottesdienstes; denn das Blutmysterium mußte sich dem Jägerhirten zuerst aufschließen und dem Hirten mehr als dem Jäger in ihm, wenn er, friedlich, friedlich von ihm gehütete, zahme Tiere abschlachtete, zuerst das Grausen und hernach den festlichen Schmaus genoß.

Wir sind den steilen Abhang des delphischen Tempelbezirks bis an den obersten Rand emporgeklommen. Ich bin erstaunt, hier, wo aus dem scheinbar Unzugänglichen die rote unzugängliche Felswand sich erhebt, auf eine schöne, eingeschlossene Fläche zu stoßen, hier oben, gleichsam in der Gegend der Adlernester, zwischen Felsenklippen, auf ein Stadion.

Es ist still. Es ist vollkommen still und einsam hier. Das schöne Oblong der Rennbahn, eingeschlossen von den roten Steinen der Sitzreihen, ist mit zarten Gräsern bedeckt. Inmitten dieser verlassenen Wiese hat sich eine Regenlache gebildet, darin man die roten Umfassungsmauern des Felsendomes mit vielen gelben Blumenbüscheln widerspiegelt sieht.

Ist nicht das Stadion dann am schönsten, wenn der Lärm der Ringer und Renner, wenn die Menge der Zuschauer es verlassen hat? Ich glaube, daß der göttliche Priester Apolls, Plutarch, oft, wie ich jetzt, im leeren Stadion der einzige Zuschauer war und den Gesichtern und Stimmen der Stille lauschte.

Es sind Gesichte von Jugend und Glanz, Gesichte der Kraft, Kühnheit und Ehrbegier, es sind Stimmen gottbegeisterter Sänger, die unter sich wetteifernd den Sieger oder den Gott preisen. Es ist der herrlichste Teil der griechischen Phantasmagorie, die hier für den nicht erloschen ist, der gekommen ist, Gesichte zu sehen und Stimmen zu hören.

Die schrecklichen Dünste des Blutbrunnens drangen nicht bis in diesen Bereich, ebensowenig das Todesröcheln der Menschen- und Tieropfer. Hier herrschte das Lachen, hier herrschte die freie, von Erdschwere befreite, kraftvolle Heiterkeit.

Nur im Stadion, und ganz besonders in dem zu Delphi, das über allen Tempeln und allen Altären des Götterbezirks erhaben ist, atmet man jene leichte, reine und himmlische Luft, die unseren Heroen die Brust mit Begeisterung füllte. Der Schrei und Ruf, der von hier aus über die Welt erscholl, war weder der Ruf des Hirten, der seine Herde lockt, noch war es der wilde Jagdruf des Jägers: es war weder ein Racheschrei noch ein Todeschrei, sondern es war der wild glückselige Schrei und Begeisterungsruf des Lebens.

Mit diesem göttlichen Siegesruf der lebendigen Menschenbrust begrüßte der Grieche den Griechen über die Fjorde und Fjelle seines herrlichen Berglands hinweg; dieses Jauchzen erscholl von Spielplatz zu Spielplatz: von Delphi hinüber nach Korinth, von Korinth nach Argos, von Argos bis Sparta, von Sparta hinüber nach Olympia, von dort gen Athen und umgekehrt.

Ich glaube, nur vom Stadion aus erschließt sich die

Griechenseele in alledem, was ihr edelster Ruhm und Reichtum ist; von hier aus gesehen, entwickelt sie ihre reinsten Tugenden. Was wäre die Welt des Griechen ohne friedlichen Wettkampf und Stadion? Was ohne olympischen Ölzweig und Siegerbinde? Ebendas gleiche erdgebundene Chaos brütender, ringender und quellender Mächte, wie es auch andere Völker darstellen.

Es wird mir nicht leicht, diesen schwebenden und versteckten Spielplatz zwischen parnassischen Klippen zu verlassen, der so wundervoll einsam und wie für Meditationen geschaffen ist. Hier findet sich der sinnende Geist gleichsam in einen nährenden Glanz versenkt, und der Reichtum dessen, was in ihn strömt, kann in seiner Überfülle kaum bewahrt und behalten sein.

Man müßte vom Spiel reden. Man müßte das eigene Denken der Kinder- und Jünglingsjahre heraufrufen und jener Wegeswendung sich erinnern, wo man in eine mißmutige und freudlose Welt einzubiegen gezwungen war, die das Spiel, die höchste Gabe der Götter, verpönt. Man könnte hervorheben, daß bei uns mehr Kinder gemordet werden, als jemals in irgendeinem Bethlehem von irgendeinem Herodes gemordet worden sind: denn man läßt nie das Kind bei uns groß werden, man tötet das Kind im Kinde schon, geschweige, daß man es im Jüngling und Manne leben ließe.

Nackt wurde der Sieger, der Athlet oder Läufer dargestellt, und ehe Praxiteles, ehe Skopas seine Statuen bildete, entstanden ihre Urbilder hier im Stadion. Hier ist für die Schönheit und den Adel der griechischen Seele, für Schönheit und Adel des Körpers der Muttergrund. Hier wurde das schon Geschaffene umgeschaffen, das Umgeschaffene zum ewigen Beispiel und auch als Ansporn für höhere Artung in Erz oder Marmor dargestellt. Hier hatte die Bildung ihre Bildstätte, wenn anders Bildung das Werk eines Bildners ist.

Wer je sein Ohr an die Wände jener Werkstatt gelegt hat, deren Meister den Namen Goethe trug, der wird erkennen, daß nicht nur Wagner, der Famulus, den Menschen mit Göttersinn und Menschenhand zu bilden und hervorzurufen versuchte: alles Sinnen, Grübeln, Wirken, Dichten und Trachten des Meisters war ebendenselben Endzweck rastlos untertan. Und wer nicht in jedweder Bildung seines Geistes und seiner Hände das glühende Ringen nach Inkarnation des neuen und höheren Menschen spürt, der hat den Magier nicht verstanden.

Es ist bekannt, wie gewissen griechischen Weisen, und so dem Lykurg, Bildung ein Bilden im lebendigen Fleische, nicht animalisch unbewußt, sondern bewußt „mit Göttersinn und Menschenhand“ bedeutete. Was wäre ein Arzt, der seine Kranken bekleidet sieht, und was ein Erzieher, dem jener Leib samt dem Geiste, dem er höhere Bildung zu geben beabsichtigt, nicht nackt vor der Seele stünde? Aus dem Grunde der Stadien sproßten, nackt, die athletischen Stämme einer göttlichen Saat des Geistes hervor. Und hier, auf dem Boden des delphischen Stadions, gebrauche ich nun zum ersten Male in diesen Aufzeichnungen das Wort Kultur: nämlich als eine fleischliche Bildung zu kraftvoll gefestigter, heiterer, heldenhaft freier Menschlichkeit.

Zwei Vögel, unsern Zeisigen ähnlich, stürzen sich plötzlich aus irgendeinem Schlupfloch der Felsen quirlend herab und löschen den Durst aus dem Spiegel der Lache vor mir im Stadion. Ihr piepsendes Spiel weckt Widerhall, und das winzige Leben, der sorglose, dünne Lärm der kleinen Geschöpfe, die niemand stört, offenbaren erst gleichsam das Schicksal dieser Stätte in seiner ganzen Verwunschenheit.

Während ich auf die grüne Erde hinstarre und der Füße jener zahllosen Läufer und Kämpfer gedenke, aller

jener göttergleichen, jugendlich kraftvoll schönen Helenen, die sie erdröhnen machten, vernehme ich wiederum aus den Felsen den gewaltigen Widerhall von Geräuschen, die mir verborgen sind. Aus irgendeinem Grunde erhebe ich mich, rufe laut und erhalte ein sechsfaches mächtiges Echo: sechsfach schallt der Name des delphischen Gottes, des Pythonbesiegers, aus dem Innern der Berge zurück.

Ich bin allein. Die dämonische Antwort der alten parnassischen Wände hat bewirkt, daß mich die Kraft der Vergangenheit mit ihren triumphierenden Gegenwartsschauern durchdringt und erfaßt und daß ich etwas wie ein Bad von Glanz und Feuer empfinde. Beinahe zitternd horche ich in die neu hereingesunkene, fast noch tiefere Stille hier oben hinein.

Der Morgen ist frisch. Wir schrieben den ersten Mai ins Fremdenbuch. Vor der Türe des Gasthauses warten schäbige Esel und Maultiere, die uns nach Hosios Lukas bringen sollen. Ins Freie tretend, beginne ich mit letzten Blicken Abschied zu nehmen. Ich begrüße die Kiona, den weißen Gipfel des Koraxgebirges, dort, wo die Dorfstraße, wie es scheint, in den Luftraum verläuft. Ich begrüße drei kleine Mädchen, die, trödelnd, ebenso viele Schäfchen vor sich her treiben, begrüße sie mit einer ihnen unverständlichen Herzlichkeit. Eines der hübschen Kinder küßt mir zum Dank für ein kleines, unerbetenes Geschenk die Hand.

Wir lassen die Mäuler voranklingeln. Wieder schreiten wir an den Felsen vorüber, mit den Höhlungen leerer Gräber darin, und wieder erschließt sich dem Auge die steinichte Böschung des delphischen Tempelbezirks. Wer alles dieses tiefer begreifen wollte, müßte mehr als ein flüchtiger Wanderer sein. Immerhin sind mir auch hier die Steine nicht stumm gewesen.

Wir haben den Grund von Delphi, der Stadt, die

unterhalb unseres Weges lag, über allerlei Mauern und Treppchen kletternd, durchstreift, und während wir jetzt unsere Reise fortsetzen, zieht uns das Leuchten der Tempeltrümmer, zwischen tausendjährigen Ölbäumen, zieht uns der weiße Marmor umgestürzter Säulen an. An den kastalischen Wassern nehmen wir wiederum einen kleinen Aufenthalt. Ich habe mich auf einen großen Felsblock niedergelassen, in der wundervoll hallenden und rauschenden Kluft, den Felsenbassins jenes alten Brunnen- und Baderaums gegenüber, wo die delphischen Pilger von einst sich reinigten.

Ein Tempelchen, mit Nischen der Nymphen, war grottenartig in die Felswand gestellt.

Heut sind die Bachläufe arg verunreinigt, die Wasserbecken mit Schlamm gefüllt. Oben durch die feuchte und kalte Klamm fliegen lange Turmschwalben und jagen einander mit raubvogelartigem, zwitscherndem Pfiff.

Wir wiegen uns nun bereits eine gute Weile auf unseren Maultieren. Der Weinstock, das Gewächs des Dionysos, begleitet uns in wohlgepflegten, wohlgeordneten Feldern die parnassischen Höhen hinan. Immer wieder begegnen uns wollige Herden mit ihren Hirten. Ich bemerke plötzlich den mir von gestern bekannten stattlichen Weißbart auf dem Bauche im Grase liegend am Straßenrand und empfinde mit ihm, was sein leise ironisches, überlegen lachendes Antlitz zum Ausdruck bringt. Hinter dem Patriarchen steigen seine Herden zwischen Rainen, Steinen und saftigen Gräsern umher und füllen die Luft mit der Glockenmusik seines reichen Besitzes. Die Sonne strahlt, der Tag wird heiß.

Schon im Altertum wurden solche Wege wie diese auf Mäulern zurückgelegt. So wird auch das Um und An einer Bergreise, an Rufen, Geräuschen und Empfindungen, nicht anders gewesen sein, als es heute ist.

Maultiere haben die Eigentümlichkeit, am liebsten nicht in der Mitte des Weges, sondern immer womöglich an steilen Rändern zu schreiten: was dem ungewohnten Reiter zuweilen natürlich Schwindel erregt. Allmählich gewinne ich im Vertrauen auf das sich mehr und mehr entfaltende Klettertalent meines Reittieres eine gewisse schwindelfreie Sorglosigkeit. Immer wilder und einsamer wird die Berggegend, bis hinter Arachowa die Einöde, das heißt die parnassische Höhenzone beginnt. Von der gesamten südlichen Flora ist nichts übriggeblieben. Der letzte Weinstock, der letzte Feigenbaum, die letzte Olive liegt hinter uns. Nun aber tut sich ein weiter und grüner Gebirgssattel vor uns auf, von jener gesunden alpinen Schönheit, die ebenso heimatlich wie über alles erquickend ist.

Der weite Paß, mit flach geschweifter, beinahe ebener Grundfläche, ist Weideland: das heißt, ein saftiger Wiesenplan, auf dem der Huf des schreitenden Maultiers lautlos wird und der Pfad sich verliert. Das helle, ruhige Grün dieser schönen Alm ist eine tiefe Wohltat für Auge und Herz, und der starke, düster-trotzige Föhrenstand, der die steile Flanke einer nahen Bergwand hinaufklettert, fordert heraus, ihm nachzutun. Ich weiß nicht, was in dieser Landschaft so fremdartig sein sollte, daß man es nicht in den deutschen Alpengebirgen, um diese oder jene Sennhütte her, ebenso antreffen könnte, und doch würde der gesunde Jodler des einsamen Sennen hier einen Zauber vernichten, der unaussprechlich ist.

Das hurtige Glöckchen des Maultieres klingelt am Rand einer teichartig weit verbreiteten Wasserlache dahin, die, in den hellen Smaragd der Bergwiese eingefügt, den blauen Abgrund des griechischen Himmels, die ernste Wand der wetterharten Apolloföhren und das hastende, kleine Vögelchen in einem ruhigen Spiegel widergibt.

Über die Art, wie für den, der sich einmal in das Innere des Mythos hineinbegeben hat, jeder neue sinnliche Eindruck wiederum ganz unlöslich mit diesem Mythos verbunden wird und ihn zu einer fast überzeugenden Wahrheit und Gegenwart steigert, möchte manches zu sagen sein. Es beträfe nicht nur den Prozeß eines gläubigen Wiedererweckens, sondern jenen, durch den die menschliche Schöpfung der Welt überhaupt entstanden ist, es beträfe das Wesen jener zeugenden Kraft, die im dichtenden Genius eines Volkes lebendig ist und darin sich die Seele des Volkes verklärt.

Plötzlich taucht in der panisch beinahe beängstigenden, nordischen Vision von Bergeinsamkeit die wilde Gestalt eines bärtigen Hirten auf, der uns in schneller Gangart, fünf schwarze Böcke vor sich hertreibend, von jenseit, über die grüne Matte entgegenkommt. Die schönen Tiere, die von gleicher Größe und, wie gesagt, schwarz wie Teufel sind, machen den überraschendsten Eindruck. Noch niemals sah ich ein so unwahrscheinliches Fünfgespann. Wer wollte da, wenn eine auserlesene Koppel solcher Böcke, wie zum Opfer geführt, ihm entgegenkommt, und zwar über einen parnassischen Weidegrund, die Nähe des Gottes ableugnen, der einst durch Zeus in die Gestalt eines Bockes verwandelt ward, um ihn vor Heres Rache zu schützen, und dem diese Höhen geheiligt sind.

Wie diese Tiere einhertrotten, unwillig, durch den rauhen Treiber mehr gestört als in Angst versetzt, mit dem böse funkelnden Blick beobachtend, jeder mit seinem zottligen Bart, jeder unter der Last und gewundenen Krönung eines gewaltigen Hörnerpaares, scheinen sie selber inkarnierte Dämonen zu sein, und in wessen Seele nur etwas von dem alten Urväter-Hirten-Drama noch rumort, der fühlt in diesem klassischen Tier einen wahrhaft dämonischen Ausdruck zeugender Kräfte, dem es leider auch seinen Blocksbergverruf in der ver-

derbten Weltanschauung der christlichen Zeit zu verdanken hat.

Wir besteigen nach kurzer Rast unsere Maultiere, die wiederum mager, schäbig und scheinbar kraftlos wie zu Anfang der Reise dastehen. Das unscheinbare Äußere dieser Tiere täuscht uns nicht mehr über den Grad ihrer Zähigkeit.

Zur Linken haben wir nun eine rötlich-graue, senkrechte Wand parnassischer Felsmassen, deren Rand einen Gießbach aus großer Höhe herabschüttet. Es ist ein lautloser Wasserfall, der, ehe er noch den Talgrund erreicht, in Schleiern verweht.

Die Maultiere müssen neben dem Lauf eines ausgetrockneten Felsenflußbettes abwärts klettern und erweisen, mehr und mehr erstaunlich für uns, ihre wundervolle Geschicklichkeit. Man würde vielleicht von diesen Felstälern sagen können, daß sie Einöden sind, wenn ihre zitternde, leuchtende und balsamische Luft nicht überall von den wasserartig glucksenden Lauten zahlloser Herdengeläute erfüllt wäre.

Der parisartige Knabe, der vorhin, während wir Rast hielten, mit zwitschernden Lauten unsere Aufmerksamkeit beanspruchte, war ein Hirt. Hoch auf der Spitze eines vereinzelt Felskegels, der an der Kreuzungsstelle einiger Hochtäler sich erhebt, steht, gegen den Himmel scharf abgegrenzt, wiederum ein romantisch drapierter Ziegenhirt, mit dem landesüblichen Hirtenstabe. Sofern uns ein Mensch begegnet, ist es ein Hirt; sofern unser Auge in der felsichten Wildnis Menschengestalt zu unterscheiden vermag, unterscheidet es auch ringsum sogleich ein Gewimmel von Schafen oder Thymian rupfenden Ziegen.

In einem Engpaß, durch den wir müssen, hat sich ein Strom von dicker, wandelnder Wolle gestaut, der sich, wohl oder übel, vor den Hufen des langsam

schreitenden Maultiers teilen muß. Der Reiter streift mit den Sohlen über die braunen Vliese hin, nachdem die Leitböcke ihre gewaltigen, tiefgetönten Glocken antiker Form, feurig glotzend, ungnädig prustend, vorübergetragen haben.

Diese steinichten Hochtäler, zwischen Parnaß und Helikon, erklingen — nicht von Kirchengeläut! Aber sie sind beständig und überall durchzittert vom Klange der Herdenglocken. Sie sind von einer Musik erfüllt, die das überall glucksende, rinnende, plätschernde Element einer echten parnassischen Quelle ist. Ob nicht vielleicht die Glocke unter dem Halse des weidenden Tieres die Mutter der Glocke im Turme der Kirche ist, die ja, ins Geistige übertragen, den Parallelismus zum Hirtenleben nirgend verleugnen will? Dann wäre es von besonderem Reiz, den apollinischen Klang zu empfinden, den alten parnassischen Weideklang, der in dem Gedröhne städtischer Sonntagsglocken enthalten sein müßte.

Im Klangelement dieser parnassischen Quelle, dieses Jungbrunnens, bade ich. Es beschleicht mich eine Bezauberung. Ich fühle Apollon unter den Hirten, und zwar in schlichter Menschengestalt, als Schäferknecht, wie wir sagen würden, so, wie er die Herden des Laomedon und Admetos hütete. Ich sehe ihn, wie er in dieser Gestalt jede gewöhnliche Arbeit des Hirten verrichten muß, dabei gelegentlich Mäuse vertilgt und den Eidechsen nachstellt. Ich sehe ihn weiter, wie er, ähnlich mir, in der lieblich monotonen Musik dieser Täler gleichsam aufgelöst und versunken ist und wie es ihm endlich, besser als mir, gelingt, die Chariten auf seine Hand zu nehmen. Chariten, musische Instrumente tragend, auf der Hand, war er zu Delphi dargestellt.

Vorsichtig schreitet mein Reittier über eine große Schildkröte, die von den Treibern nicht beachtet wird; ich lasse sie aufheben, und die lachenden Agogiaten

reichen mir das zwischen gewaltigen Schildpattschalen lebhaft protestierende Tier. Ich sehe an den Mienen der Leute, daß die Schildkröte unter ihnen sich der Popularität eines allbeliebten Komikers zu erfreuen hat, eines lustigen Rats, über den man lacht, sobald er erscheint und bevor er den Mund öffnet. In das Vergnügen der Leute mischt sich dabei eine leise Verlegenheit, wie sie den ernsten Landmann unverkennbar überschleicht, der auf den Holzbänken einer Jahrmarktsbude sein Entzücken über die albernen Späße des Hanswurst nicht zu verbergen vermag. Auch fühlt man heraus, wie das schöne Tier nicht minder geringgeschätzt, ja verachtet ist als beliebt: eine Verachtung, eine Gering-schätzung, die in seinem friedlichen Wesen und seiner Hilflosigkeit gegenüber den Menschen, trotz seines doppelten Panzers, ihren Ursprung hat.

Als er sie sah, da lacht' er alsbald und sagte die Worte:
Du glückbringendes Zeichen, ich schmähe dich nicht, sei
willkommen.

Freudegeberin heil! Gesellin des Tanzes und Schmauses.

„Als er sie sah, da lacht' er alsbald!“, nämlich Hermes, der Gott, vor Zeiten. Ganz so ergreift unsere kleine Reisegesellschaft beim Anblick des klassischen Tieres unwiderstehliche Heiterkeit.

Wir ziehen weiter, nachdem wir das alte homerische Lachen, das Lachen des Gottes, zu Ende gelacht haben. Aber wir töten nicht, wie Hermes, das Tier, sondern nehmen es lebend unter unseren Gepäckstücken mit. Ich denke darüber nach, wie wohl die Leier ausgesehen und wie sie wohl geklungen hat, die Hermes aus dem Panzer der Schildkröte und aus Schafsdärmen bildete und die in den Händen Apolls ihren Himmel und Erde durchhallenden Ruhm gewann.

Aber wir sind nun in sengenden Gluten des Mittagslichts zu einem wirklichen, reichlich Wasser spendenden parnassischen Brunnen gelangt, aus dem die Tiere und Treiber gierig trinken. Dicke Strahlen köstlichen Wassers stürzen aus ihrer gemauerten Fassung hervor und rauschend und brausend in das steinerne Becken hinein. Es ist wie ein Reichtum, der sich hier ausschüttet, der nirgends so wie in einem heißen und wasserarmen Lande empfunden wird.

Wir ruhen aus in dem wohligen Lärm und dem kühlen Gestäube des lebenspendenden Elementes.

Das Kloster Hosios Lukas bietet uns Quartier für die Nacht. Vom behägigen Prior empfangen, geleitet von dienstfertigen Mönchen, treten wir, durch ein kleines Vorgärtchen, ohne Treppen zu steigen, ins Haus. Gleich linker Hand ist ein Zimmer, das uns überwiesen wird. Auf den gebrechlichen Holzaltan des Zimmerchens tretend, blicken wir in den tiefen Klosterhof und zugleich über die Dächer der Mönchskasernen in das vollkommen einsame, wilde Hochtal hinaus.

Eng und nur wenig Hofraum lassend, sind die Klostergebäude in, wie es scheint, geschlossenem Kreis um eine alte byzantinische Kirche gestellt, die sie zugleich beschützen und liebevoll einschließen. Das Hauptportal der Kirche liegt schräg in der Tiefe unter uns. Wir können mit den nahen Wipfeln alter Zypressen Zwiesprache halten, die seit Jahrhunderten Wächter vor diesem Eingang sind.

Der Prior wünscht uns die Kirche zu zeigen, die innen ein trauriges Bild der Verarmung ist. Reste von Mosaiken machen wenig Eindruck auf mich, desto mehr ein Geldschrank, der, an sich befremdlich in diesem geweihten Raum, zugleich ein wunderlicher Kontrast zu seinem kahlen, ausgepowerten Zustand ist.

Dem Prior geht ein jugendlich schöner Mönch mit

weiblicher Haartracht an die Hand. Er öffnet Truhen und Krypten mit rostigen Schlüsseln. Das Auge des jungen Mönchs verfolgt uns unablässig mit bohrendem Blick. Als wir jetzt wiederum auf dem Balkon unseres Zimmers sind, taucht er auf einem nahen Altane neugierig auf.

Während über den Dächern und in der Wildnis draußen noch Helle des sinkenden Tages verbreitet ist, liegt der Hof unter uns bereits in nächtlicher Dämmerung. Ich horche minutenlang in die wundervolle Stille hinunter, die durch das Geplätscher eines lebendigen Brunnens nur noch tiefer und friedlicher wird. Mit einem Male ist es, als sei die Seele dieser alten winkligen Gottesburg aus tausendjährigem Schlummer erwacht. Arme werden hereingelassen, und es wird von den Brüdern unterm Klosterportale ziemlich geräuschvoll Brot verteilt.

Nach einigem Rufen, Treppengehen und Türenschließen tritt wieder die alte verwunschene Stille ein, mit den einsamen Lauten des Röhrenbrunnens. Dann klappert die dicke Bernsteinkette des freundlichen Priors unten im Hof. Man hört genau, wie er sein Spielwerk gewohnheitsmäßig bearbeitet, das heißt die Bernsteinkugeln ununterbrochen durch die Finger gleiten läßt und gegeneinander schiebt.

Ich gehe zur Ruhe, im Ohre feierlich summenden Meßgesang, der schwach aus dem Innern der Kirche dringt.

Der Aufbruch von Hosios Lukas geschieht unter vielen freundlichen Worten und Blicken der Mönche, die um uns versammelt sind. Ich komme eben von einer schönen Terrasse des Klosters zurück, die, inmitten der steinichten Ödenei, von alten, vollbelaubten Platanen beschattet ist. Terrassen für den Gemüsebau setzen sich in die Tiefe fort, und hie und da sind dem

Felsenschutt des verlassenen Tales Wiesen und Ackerstreifen abgerungen. Ich sah die kleinen „Mädchen für alles“ der älteren Brüder und Patres mit Besen und Wassereimern in lebhafter Tätigkeit, die Patres selber, wie sie rotkarierte Betten auf ihren morschen Balkonen ausbreiteten. Die kleinen „Mädchen für alles“ sind junge Lehrlinge, deren schönes, langes Haar, wie das von Mädchen, im Nacken zu einem Knoten aufgenommen ist. Es ist ein wolkenlos heiterer Morgen mit einer frühlingshaften Wonne der Luft, die göttlich ist und die in jedem Auge widerleuchtet. Noch klingt mir der Gruß des Bruders Küper, sein frisches *καλημερα* im Ohr, womit er mich grüßte, als ich unten am Brunnen vorüberging, wo er trällernd ein Weinhaß reinigte. Es war ein Gruß, der ebenfalls von dem frischen Glück dieses Morgens widerklang.

Kaum hat unsere kleinere Karawane sich nur ein wenig, zwischen Gebüsch von Steineichen hintrottend, aus dem Bereich des Klosteridylls entfernt, und schon umgibt uns wieder das alte ewige Hirtenidyll. Ich unterscheide mit einem Blick vier einzelne Schafherden, deren Geläute herüberdringt, und plötzlich erscheinen, Wölfen gleich, gewaltige Schäferhunde über uns an der Wegböschung. Man scheucht sie mit großen Steinen zurück.

Wir biegen nach einem längeren Ritt in ein abwärtsführendes, enges Tal, das, wie es scheint, recht eigentlich das dionysische ist. Wir müssen zunächst durch eine gedrängte Herde schwarzer Ziegen förmlich hindurchschwimmen, unter denen sich prächtige Böcke auszeichnen, jenen ähnlich, die ich auf der Höhe des Passes sah. Und wie ich die Blicke über die steinichten Talwände forschend ausschicke, sehe ich sie mit schwarzen Ziegen wie mit überall hängenden, kletternden, kleinen schwarzen Dämonen bedeckt.

Der Eingang des schwärzlich wimmelnden Tales wird von dem vollen Glanz des Parnasses beherrscht, der aber endlich dem Auge entschwindet, je weiter wir in das Tal hinabdringen: das Tal der Dämonen, das Tal des Dionysos und des Pan, das immer mehr und mehr von gleichmäßig schwarzen Ziegen wimmelt. Wohl eine Viertelstunde lang und länger ziehen wir mitten durch die Herden dahin, die zu beiden Seiten unseres gestrüppreichen Pfades schnauben, Steineichenblätter abrupfen und hie und da leise meckern dazu. Überall raschelt, reißt, stampft und prustet es zwischen den Felsen, in den Gebüschchen: da und dort wird ein Glöckchen geschlenkert. Mitunter kommen wir in ein ganzes Glockenkonzert hinein, dessen Lärm das gesprochene Wort verschlingt.

Ich habe, auf meinem Maultier hängend, Augenblicke, wo mir dies alles nicht mehr wirklich ist. Ein alter Knecht und Geschichtenerzähler fällt mir ein, der mir an ländlichen Winterabenden ähnliche Bilder als Visionen geschildert hat. Er war ein Trinker und als solcher ja auch verknüpft mit Dionysos. In seinen Delirien sah er die Welt, je nachdem, von schwarzen Ziegen oder Katzen erfüllt, wobei er von alpdruckartiger Angst gepeinigt wurde.

Der Schritt des Maultiers, die Glocke des Maultiers, allüberall das Eindringen dieser fremden Welt, dazu die ungewöhnliche Lichtfülle, die Existenz in freier Luft, Ermüdung des Körpers durch ungewöhnliche Reises Strapazen jagen auch mir einen Anflug von Angst ins Blut. Ich habe vielleicht eine Vision, und es ist mir manchmal, als müsse ich diese zahllosen schwarzen Ziegen vor meinen Augen wegwischen, denen mein Blick nicht entgehen kann.

Ein weites Quertal nimmt uns auf, und wie ein Spuk liegt nun die Vision der schwarzglänzenden Ziegen hinter mir. Wir überholen einen reisenden Kaufmann,

dessen Maultier von einem kleinen Jungen getrieben wird. So schön und vollständig wie nie zuvor steht der Parnaß, von dem wir bereits Abschied genommen hatten, vor uns aufgerichtet: ein breiter silberner Wall mit weißen Gipfeln. Ich gewinne den Eindruck, der apollinisch strahlende Glanz ströme in das Tal, das der Berg beherrscht.

Wir reisen nun schon seit einiger Zeit durch die Ebene hin. Neben flacheren Felsgebieten und einem verzweigten Flußbett, das mit Gebüsch bewachsen ist, breiten sich Flächen grüner Saat, über denen klangreich die Lerche zittert.

Es ist faszinierend, zu sehen, wie der Parnaß nun wiederum diese Ebene überragt. Auf breitester Basis ruhend, baut sich der göttliche Berg aus eitel Glanz in majestätischer Schönheit auf. Hier wird es deutlich, wie die bezwingende Gegenwart solcher Höhen göttlichen Ruhm vor den Menschen, die sie umwohnen, durchsetzen und behaupten muß. Ich empfinde nicht anders, als stammte der trillernde Rausch des Lerchengeschmetters, das leuchtende Grün der Saaten, der zitternde Glanz der Luft von diesem geheiligten Berge ab und nähre sich nur von seinem Glanze.

Oftmals wende ich mich auf meinem Maultier nach der verlassenen Felsenwelt der Hirten und Herden zurück, während sich über mir Parnaß und Helikon mit dem Glanz ihrer silbernen Helme über die weite Ebene grüßen. Flössen doch alle Quellen dieser heiligsten Berge wieder reichlich voll und frisch in die abgestorbenen Gebiete der europäischen Seele hinein! Möchte das starre Leuchten dieser olympischen Vision wiederum in sie hineinwachsen und den übelriechenden Dunst verzehren, mit dem sie, wie ein schlecht gelüftetes Zimmer, beladen ist!

Nun sitze ich, von der glühenden Sonne nicht ganz

geschützt, unterm Vordach einer Weinschenke. Parnassische Hirten und Hirtenhunde umgeben mich, unter den wettergebräunten Männern sind blonde Köpfe, deren antiker Schnitt unverkennbar ist. Der kühne Blick verrät dionysisches Feuer im Blut. Der Bartwuchs, ohne gepflegt zu sein, ähnelt in Form, Dichte und Kräuselung durchaus gewissen antiken Plastiken, die Helden oder Halbgötter darstellen.

Ich teile die Reste meiner Mahlzeit mit einem weißen gewaltigen Schäferhund. Und nachdem wir einen Blick auf den schmerzvoll grinsenden Löwen von Chaironeia geworfen, ist der parnassische Hirtentraum zu Ende geträumt. Doch nein, an der kleinen Haltestelle der Eisenbahn, die wir erreicht haben und die von einem Sumpfe voll quakender Frösche umgeben ist, finden wir ein gefesseltes schwarzes Lamm. Es hat, mit dem Rücken nach unten, am Sattel eines Maultieres hängend, eine Reise von zehn Stunden, durch die Hochtäler des Parnaß, von Delphi her, im Sonnenbrande zurückgelegt. Es trägt den Ausdruck hoffnungsloser Fügung im Angesicht. Sein Eigentümer ist jener Kaufmann, den wir überholten und dessen Maultier ein Knabe trieb. Er wird um sein Osterlamm beneidet, und Bahnbeamte treten hinzu, fühlen es ab nach Preis und Gewicht und Fettgehalt. Schließlich legt man das arme, unsäglich leidende, schwarze parnassische Lamm mit zusammengebundenen Füßen dicht an die Geleise, damit es leicht zu verladen ist. Ich sehe noch, wie es an seinen Fesseln reißt und verzweifelt emporzuspringen versucht, als die Maschine herandonnert und gewaltig an ihm vorüberdröhnt.

Wir haben Athen verlassen, um über Korinth, Mykene, Argos und andere klassische Plätze schließlich nach Sparta zu gelangen. Am Nachmittag ist Korinth erreicht, nach längerer Bahnfahrt, die uns nun schon bekannte

Bilder wiederum vor die Augen geführt hat, darunter flüchtige und doch warme Eindrücke von Eleusis, Megara, dem schönen Isthmus und der Äginetischen Bucht.

Ein Wagen führt uns, unweit vom Rande des Golfes, dem Fuße von Akrokorinth entgegen, einer drohenden Felsmasse, die von den Resten roher Befestigungen verunziert ist.

Über den Golf herüber weht eine frische, fast nördliche Luft, aus der Gegend des Helikon, dessen leuchtender Gipfel schemenhaft sichtbar bleibt. Der Wagen rollt auf schlechten Feldwegen zwischen grünen Saaten dahin.

Der korinthische Knabe hatte für Körper und Geist einen weiten, unsäglich mannigfaltigen Tummelplatz. Den furchtbarsten Burgfelsen über sich, schwamm er im Lärm und Getriebe einer Hafenstadt, die im weiten Kreise von grünen oder nackten Hügeln umgeben war. Überall erlangte sein Blick die geheiligten Höhen der Götter- und Hirtenwelt, die wiederum bis in das Herz der Stadt hineinreichte. Für Wanderungen oder Fahrten taten sich Peloponnes und Isthmus auf, und auf diesem herrlichen Erdenfleck genoß er die gleichsam geborgene Schönheit eines südlichen Alpensees und auch die grenzenlose Wonne des freieren Meeres.

Wir besteigen Pferde, und diese erklettern nun mühsam den Felsen von Akrokorinth, der mehr und mehr, je weiter wir an ihm hinaufkriechen, wie eine verdammte Stätte erscheint: ein düsteres Tor, durch einen Ring von Befestigungsmauern, führt in ein ödes Felsenbereich.

Wir sind — die Pferde haben wir vor dem ersten Tore zurückgelassen — einer zweiten Ringmauer gegenübergestellt, die abermals ein Tor durchbricht. Eilig klimmen wir weiter aufwärts: eine weißliche Sonne hat sich schon nahe bis an den Horizont herabgesenkt. Kalter Berg-

wind fegt durch ein zweites ungeheures Trümmerbereich, und wir finden uns vor dem engsten jener Mauerringe, die den Gipfel des Festungsberges einschließen. Diesen Gipfel erklettern wir nun durch ein drittes Tor. Es ist eine Wüstenei, ein Steinchaos. Fremd und schon halb und halb in Schatten gesunken, liegt die gewaltige Bergwelt des Peloponnes unter uns. Wir eilen, aus dieser entsetzlichen Zwingburg durch die Trümmerhöfe wieder hinabzukommen. Wirkliches Grauen, wirkliche Angst tritt uns an.

Nach den geheiligten Hügeln und Bergen, deren Bereich ich in den letzten Wochen betrat oder wenigstens mit dem Blick erreichte, ist dies der erste, der unter einem unabwendbaren Fluch verödet scheint.

Seltsam, wie das bange Gefühl, das der nahende Abend einflößt, mit dem kleinen Kreis sonderbar banger Phantasiegestalten in Einstimmung ist, die für mich, seitdem ich ein bewußteres Leben führe, mit dem Namen Korinth verbunden sind. Schon vor etwa achtundzwanzig Jahren, während einer kurzen akademischen Studienzeit, drängten sich mir die rätselvollen Gestalten des Periander, seiner Gattin Melissa und des Lykophon, seines Sohnes, auf. Ich darf wohl sagen, daß die Tragödie dieser drei Menschen in ihrer unsäglich bittersüßen Schwermut all die Jahre meine Seele beschäftigt hat.

Periander! Melissa! Lykophon!

Periander, auf dem Burgfelsen hausend, Tyrann von Korinth, allmählich ähnlich wie Saul, ähnlich wie der spartanische König Pausanias, in einen finsternen Wahnsinn versinkend. Leidend an jenem unausbleiblichen Schicksal großer Herrschernaturen, die nach erreichtem Ziel von jenen Dämonen verfolgt werden, die ihnen dahin lockend voranschritten. Er hatte die Einwohner-schaft Korinths von den furchtbaren Felsen herunter terrorisiert und dezimiert. Er hatte Lyside, die Tochter

des Tyrannen Prokles, geheiratet, der zu Epidauros saß. Die Gattin, zärtlich von ihm Melissa genannt, ward später von ihm aus unbekanntem Gründen heimlich ermordet: zum wenigsten wurde ihr Tod Periandern zur Last gelegt. Prokles, Lysidens Vater, ließ eines Tages vor den beiden inzwischen herangewachsenen Enkeln, Kypselos und Lykophron, den Söhnen Melissens und Perianders, Worte fallen, die besonders dem Lykophron eine Ahnung von dem Verbrechen des Vaters aufgehen ließen, und diese Ahnung bewirkte nach und nach zwischen Sohn und Vater den tiefsten Zerfall.

Der große Brite hat die Tragödie eines Sohnes geschrieben, dessen Mutter am Morde ihres Gatten, seines Vaters, beteiligt war. Er hat die psychologischen Möglichkeiten, die in dem Vorwurf liegen, nicht bis zu jeder Tiefe erschöpft. Wie denn ein solcher Gegenstand seinem Wesen nach überhaupt unerschöpflich ist, derart zwar, daß er sich selber in immer neuen Formen, aus immer neuen Tiefen manifestieren kann. Vielleicht ist das Problem Periander-Lykophron noch rätselvoller und furchtbarer, als es das Rätsel Hamlets und seiner Mutter ist. Dabei hat dieser göttliche Jüngling Lykophron mit dem Dänenprinzen Ähnlichkeit... man könnte ihn als den korinthischen, ja den griechischen Hamlet bezeichnen.

Gleichwohl war in seiner Natur ein Zug von finsterner Entschlossenheit.

Während Periander in der wesentlichen Vereinsamung der Herrschbegier — denn der Herrschende will allein herrschen, und wenn er auch andere Herrscher dulden muß, so erreicht er doch die Trennung von allen, das Alleinsein, immer gewiß: er gräbt sich meistens jeden gemütlichen Zufluß der Seele ab, wodurch sie denn, wie ein Baum bei Dürre, qualvoll langsam zugrunde geht —, also während Periander, sagte ich, vereinsamt,

als Herrscher von Korinth, in seinem Palast auf dem öden Burgfelsen, mit den Dämonen und mit dem Schatten Melissens rang, hatte sich Lykophron nicht nur von ihm abgekehrt, sondern von Grund aus alles und jedes — außer das Leben —, was er ihm zu verdanken hatte, alles und jedes, was ihm durch Geburt an Glanz und Prunk mit dem Vater gemeinsam war, dermaßen gründlich von sich getan, daß er, obdachlos und verwahrlost, in den Hallen und Gassen des reichen Korinth umherlungernd, von irgendeinem anderen Bettler nicht mehr zu unterscheiden war.

Hier noch wurde er aber von dem allmächtigen Vater mit rücksichtsloser Strenge verfolgt, dann wieder mit leidenschaftlicher Vaterliebe; doch weder Härte noch Zärtlichkeit vermochten den qualvollen Trotz der vergifteten Liebe abzuschwächen.

Die Tat des Periander wurde mit dem Schicksale dieses Lykophron zum Doppelmord: zum Morde der Gattin und des Sohnes. Und hierin liegt die Eigenart der Tragik, die in der Brust Perianders wütete, daß er einen geliebten und bewunderten Sohn, das köstlichste Gut seines späteren Lebens, plötzlich und unerwartet durch den Fluch seiner häßlichen Tat vernichtet fand. Damit war ihm vielleicht der einzige Zustrom seines Gemütes abgeschnitten, und das Herz des alternden Mannes ward von dem Grauen der großen Leere, der großen Öde umschränkt.

Ich bin überzeugt, daß tiefe Zwiste unter nahen Verwandten unter die grauenvollsten Phänomene der menschlichen Psyche zu rechnen sind. In solchen Kämpfen kann es geschehen, daß glühende Zuneigung und glühender Haß parallel laufen — daß Liebe und Haß in jedem der Kämpfenden gleichzeitig und von gleicher Stärke sind: das bedingt die ausgesuchten Qualen und die Endlosigkeit solcher Gegensätze. Liebe verewigt sie; Haß allein würde sie schnell zum Austrag

bringen. Was könnte im übrigen furchtbarer sein, als es die Fremdheit derer, die sich kennen, ist?

Periander sandte Boten an das Totenorakel am Acheron, um irgendeine Frage, die ihn quälte, durch den Schatten Melissens beantwortet zu sehen. Melissa dagegen beklagte sich, statt Antwort zu geben, und erklärte, sie friere, denn man habe bei der Bestattung ihre Kleider nicht mit verbrannt.

Als die Boten heimkehrten, hierher nach Korinth, konnte Periander nicht daran zweifeln, daß wirklich der Schatten Melissens zu ihnen geredet hatte, denn sie brachten in rätselhaften Worten die Andeutung eines Geheimnisses, dessen einziger Hüter Periander zu sein glaubte.

Durch dieses Geheimnis wurde ein perverses Verbrechen des Gatten verdeckt, der seine Gattin nicht allein getötet, sondern noch im Leichnam mißbraucht hatte: eine finstere Tat, die das schreckliche Wesen des Tyrannen gleichsam mit einem höllischen Strahle der Liebe verklärt.

Er ließ nun in einem Anfall schwerer Gewissensangst die Weiber Korinths wie zum Fest in den Tempel der Hera berufen. Dort rissen seine Landsknechte ihnen gewaltsam Zierat und Festkleider ab, und diese wurden zu Ehren Melissens, und um ihren Schatten zu versöhnen, in später Totenfeier verbrannt.

Periander, Melissa, Lykophron. Es hat immer wieder, während beinahe dreier Jahrzehnte, Tage gegeben, wo ich diese Namen lebendig in mir, ja oft auf der Zunge trug. Sie waren es auch, die, Sehnsucht erweckend, vor mir her schwebten, als ich das erstemal den Anker gehoben hatte, um hierherzuziehen. Auch während der kleinen Schiffsreise jüngst, durch den Golf von Korinth, hat mein Mund zuweilen diese drei Namen lautlos geformt, nicht minder oft auf der Fahrt nach Akrokorinth. Und hier, im fröstelnden Schauder heftiger

Windstöße, auf dem gespenstischen Gipfel des Burgfelsens, habe ich im kraftlosen Licht einer bleichen Sonne, die unterging, die fröstelnden Schatten Perianders, Melissens und Lykophrons dicht um mich gespürt.

Unten, im Dämmer der Rückfahrt, während die Feldgeister über der in Gerstenhalmen wogenden Gräberstätte des alten Korinth sich zu regen beginnen, zuckt im Rädergeroll der nächtlichen Fahrt ein und das andere Bild der lärmenden alten Stadt vor der Seele auf. Mitunter ist alles plötzlich von einer so tosenden Gegenwart, daß ich Geschwätz und Geschrei des Marktes um mich zu hören glaubte, und alles dieses mit dem Anblick weiter abgelegener Felder verquickt, die sich rings um den übermächtig hineingelagerten, finsternen Gewalttäterfelsen wie Leichentücher weit umherbreiten.

Und ohne daß dieser tote Dämmer, dieses ewig teilnahmlose Gegenwartsbild verändert wird, sehe ich die Lohe der Totenfeier Melissens nächtlich hervorbrechen und fühle das Fieber, das die leidenschaftliche Kraft des großen Periander auf die Bewohner der geknechteten Stadt überträgt. Der Heratempel ist vom Geschrei der Weiber erfüllt, denen die Bravi die Kleider vom Leibe reißen, die Gassen vom Geschrei jener anderen, die nackt und beraubt entkommen sind. Nicht weit vom Tempel, den Blick in den rötlichen Schein der Feuersbrunst mit einem starren Lächeln gerichtet, steht Lykophron: durch Schmerz und die Wollust der Selbstkasteiung fast irrsinnig, das Antlitz durch Hunger und innere Wut verzerrt, aber in diesem Augenblick nicht nur vom Widerscheine des Feuers, sondern von einem bösen Triumphe verklärt. Rings lärmten und brüllten die Leute um ihn: es ist durch Verordnung Perianders aufs strengste verboten, ihn anzureden.

Als aber am folgenden Tage Periander selbst dies

zu tun unternimmt, erhält er von seinem Sohne nur diese Antwort: man wird dich in Strafe nehmen, weil du mit Lykophon gesprochen hast.

Gegen zwölf Uhr mittags, nachdem wir am Morgen Korinth verlassen haben, befinde ich mich in einer Herberge, von der aus man die argivische Ebene übersieht. Sie ist begrenzt von gewaltigen peloponnesischen Bergzügen und augenblicklich durchbraust von einem heißen Wind, der in der blendenden Helle des Mittags die Saatfelder wogen macht.

Der Raum, in dem die Kuriere das Frühstück auftragen, hat den gestampften Boden einer Lehmtenne. Er ist zugleich Kaufladen und Weinausschank. Es riecht nach Kattun. Blaue Kattune sind in den Wandregalen aufgestapelt. Dank den Kurieren, die in Athen eine Korporation bilden, herrscht in den Herbergen, die sie bevorzugen, eine gewisse Sauberkeit.

Ich bin vor die Tür des kleinen Wirtshauses getreten. Die von den Bergen Arkadiens eingeschlossene Ebene ist noch immer durchbraust von Sturm und steht noch immer in weißer Glut. In weißlich blendendem Dunst liegt der Himmel über uns. Die Burg von Argos, Larissa, ist in der Talferne sichtbar, der Boden des Tals ist in weite Gewände abgegrenzt, die teils von wogender Gerste bedeckt, teils unbestellt und die trockene rote Scholle zeigend daliegen.

Diese Landschaft erscheint auf den ersten Blick ein wenig kahl, ein wenig nüchtern in ihrer Weiträumigkeit. Ich bin nicht geneigt, sie als Heimat jener blutigen Schatten anzusprechen, die unter den Namen Agamemnon, Klytaimnestra, Aigisthos und Orestes ruhelos durch die Jahrtausende wandern. Ihre Heimat war im Haupte des Aischylos und des Sophokles.

Die Gestalten der großen Tragödiendichter der Alten sind von einem Element des Grauens getragen und in

ihm zu körperlosen Schatten aufgelöst. Es ist in ihnen etwas von den Qualen abgeschiedener Seelen enthalten, die durch die unwiderstehliche Macht einer Totenbeschwörung zu einer verhaßten Existenz im Lichte gezwungen sind. Auf diese Weise wecken sie die Empfindung in uns, als stünden sie unter einem Fluch, der ihnen aber, so lange sie noch als Menschen unter Menschen ihr Leben lebten, nicht anhaftete. Der schlichte Eindruck einer realen landschaftlichen Natur bei Tageslicht widerlegt jeden Fluch und zwingt der bis zum Zerreißen überspannten Seele den Segen natürlicher Maße auf.

Den Tragikern bleibt in dieser Beziehung Homer vollkommen gesondert gegenübergestellt. Seine Dichtungen sind keine Totenbeschwörungen. Über seinen Gedichten ist nirgend das Haupt der Medusa aufgehängt. Gleich das Gedicht des Tragikers einem Klagegesang — seines gleicht überall einem Lobgesang, und wenn das Kunstwerk des Tragikers von dem Element der Klage wie von seinem Lebensblute durchdrungen ist, so ist das Gedicht Homers eine einzige Vibration der Lobpreisung. Die dichtende Klage und heimliche Anklage und das dichtende Lob, wer kann mir sagen, welches von beiden göttlicher ist?

Die Tragödie ist immer eine Art Höllenzwang. Die Schatten werden mit Hilfe von Blut gelockt, gewaltsam eingefangen und brutal, als ob sie nicht Schatten wären, durch Schauspieler ins reale Leben gestellt: da müssen sie nun nichts anderes als ihre Verbrechen, ihre Niederlagen, ihre Schande und ihre Bestrafungen öffentlich darstellen. Hierin verfährt man mit ihnen erbarmungslos.

Seit Beginn meiner Reise liegt mir eine wundervolle Stelle der Odyssee im Sinn. Der Sonnengott, dem man seine geliebte Rinderherde getötet hat, klagt die Frevler, die es getan haben, die Genossen des Odysseus, im

Kreise der Götter an und droht, er werde, sofern man ihn nicht an den Tätern räche, fortan nicht mehr den Lebenden, sondern den Toten leuchten:

Büßen die Frevler mir nicht vollgültige Buße des Raubes, steig' ich hinab in Aïdes' Reich und leuchte den Toten!

Wer wollte diese erhabenste und zugleich herrlichste Drohung in ihren überwältigenden Aspekten nicht empfinden! Es ist nicht mehr und nicht weniger als der ganze Inhalt eines künftigen Weltepos, dessen Dante geboren werden wird. Aber wenn nicht mit der ganzen apollinischen Lichtgewalt, so doch mit einem Strahle davon erscheinen die Gestalten Homers beglückt und sind damit aus dem Abgrund der Toten zu neuem Leben geweckt worden, und es ist nicht einzusehen, warum der Gott nicht auch dem dramatischen Dichter einen von seinen Strahlen leihen sollte. Sind doch das Dramatische und das Epische niemals rein getrennt, ebensowenig wie die Tendenzen der Zeit und des Ortes. Und wer wüßte nicht, wie das Epos Homers zugleich auch das gewaltigste Drama und Mutter zahlloser späterer Dramen ist.

Wenn wir einen Durchbruch des apollinischen Glanzes in die Bereiche des Hades als möglich erachteten, so möchte ich die Tragödie, cum grano salis, mit einem Durchbruch der unterirdischen Mächte oder mit einem Vorstoß dieser Mächte ins Licht vergleichen. Ich meine damit die Tragödie seit Aischylos, von dem es heißt, daß er es gewesen ist, der den Erinnyen Schlangen ins Haar geflochten hat.

Nehmen wir an, die Tragödie habe dem gleichen Instinkt gedient wie das Menschenopfer. Dann trat allerdings an Stelle der blutigen Handlung der unblutige Schein. Trotzdem in Wahrheit aber Menschenblut nicht vergossen wurde, hatte die bange und schreckliche Wirkung an Macht gewonnen und sich vertieft, derart,

daß erst jetzt eine chthonische Wolke gewaltsam lastend und verdüsternd in den olympischen Äther stieg, deren grauenerregende Formen mit den homerischen Lichtgewölken olympischen Ursprungs rangen und schließlich den ganzen Olymp der Griechen verdüsterten.

Wir brechen auf, um die Trümmer von Mykene und die unterirdischen Bauten zu sehen, die man Schatzhäuser nennt. Ich bin durchaus homerisch gestimmt, wie denn mein ganzes Wesen dem Homerischen huldigt, auch wenn ich nicht des wundervollen Schatzes gedenken müßte, der im Museum zu Athen geborgen liegt und der aus den Gräbern von Mykene gehoben ist. Wo ist das Blutlicht, mit dem Aischylos und Sophokles durch die Jahrhunderte rückwärts diese Stätte beleuchteten? Es ist von der Sonne Homers getilgt. Und ich sehe in diesem Augenblick die Greuelthaten der Klytämnestra, des Aigisth und des Orest höchstens mit den Augen des Menelaos in Sparta an, als er dem jugendlichen Telemach, der gekommen ist, nach Odysseus, seinem Vater, zu forschen, davon erzählt:

Aber indessen erschlug mir meinen Bruder ein andrer heimlich mit Meuchelmord durch die List des heillosen
Weibes...

Dennoch, wie sehr ich auch traure, bewein' ich alle
nicht so sehr

als den einen.....

womit er Odysseus — nicht einmal Agamemnon! — meint, den lange Vermißten.

Wer, der die kerngesunde Königsidylle jenes Besuches liest, den Telemach in Sparta abstattet, könnte dagegen des Glaubens sein, daß der erprobte Held, Mann und Bruder sich sophokleischen Blutträumen überlassen hätte? Zumal, wenn er sagt:

Laßt uns also des Grams und unserer Tränen vergessen..

oder wenn Helena bei ihm ruhte, noch immer „die Schönste unter den Weibern“.

Das Löwentor, der mykenische Schutthügel und die Hügel ringsum sind von Sonne durchglüht und von Sturm umbraust. Überall füllt Duft von Thymian und Myrrhen die Luft. Ganz Griechenland duftet jetzt von Thymian und Majoran. In den Kalksteintrümmern der alten Stadt schreien Eulen einander zu, wach und lebhaft, trotz hellblendender Sonne. Weiß wie Schlacke liegt Trümmerstück an Trümmerstück.

Die Burg hat eine raubnestartige Anlage: in Hügeln versteckt und von höheren felsigen Bergen gedeckt, übersah sie das ganze rossenährende Argos. Zur Seite hatte sie eine wilde Kluft, die jeden Zugang verhinderte.

Es ist von eigentümlichem Reiz, sich nach den mykenischen Gräberfunden in dieser Umgebung ein Leben in Üppigkeit und Luxus vorzustellen: Männer und Frauen, die sich schnürten, und besonders Frauen, deren Toiletten an Glanz und Raffinement der Toilette einer spanischen Tänzerin, die in einem Pariser Theater tanzt, gleichgekommen sind. Aber schließlich ist es wieder Homer, der überall den Sinn für Komfort und Luxus entwickelt und nie vergißt, Bäder, duftende Betten, reinliches Linnen, hohe und hallende Säle, Schmuck und Schönheit der Weiber, ja sogar den Wohlgeschmack des Getränks und der Speisen gebührend zu würdigen.

Die unterirdischen Kuppelbauten, die Pausanias Schatzhäuser nennt, sind ihrer eigentlichen Bestimmung nach noch heute ein Rätsel. Sie waren bekannt, wie es scheint, durch das ganze griechische Altertum und wahrscheinlich, soweit sie frei lagen, wie noch heute, erfüllt von Bienengesumm. Das „Schatzhaus des Atreus“ ist vollkommen freigelegt. Die weiche, sausende

Chormusik der kleinen honigmachenden Priesterinnen der Demeter, die den unterirdischen Bau erfüllt, verbreitet mystische Feierlichkeit. Sie scheinen im Halblight der hohen Kuppel umherzutaumeln. Sie fliegen, an den unbestrittenen Besitz dieser Räume gewöhnt, gegen die Köpfe der Eintretenden. Ihr sonorer Flug bewegt sich mit Gehen und Kommen in eine niedrige Nebenkammer, die sehr wohl eine Grabkammer sein könnte. Aber die Menge der Schatzhäuser würde durch eine Bestimmung als unterirdische Tempelgräber, für Totenopfer und Totenkult, nicht erklärt. Ich stelle mir aber gern inmitten dieses sogenannten Atreusschatzhauses einen Altar vor und das Feuer darauf, das den Raum erleuchtet und lärmend belebt und dessen Rauch durch die kleine runde Öffnung der Kuppel abzieht und oben scheinbar aus der Erde selber hervordringt.

Drei Schimmel ziehen unsern Wagen im Galopp durch die Vorstädte von Tripolitza in die arkadische Landschaft hinaus. Der wolkenlose Himmel ist über weite Ackerflächen gespannt, auf denen Reihen bunter griechischer Landleute arbeiten. Der Tag wird heiß. Die Luft ist erfüllt von Froschgequak.

Nun, nach einer längeren Fahrt durch kleine Ortschaften, verlassen wir die Ebene von Tegea. Die schöne Landstraße steigt bergan, und statt der Felder haben wir rötlich-graue Massen kahlen Gesteins zur Rechten und Linken, die spärlich mit Thymiansträuchern bewachsen sind. Es beginnt damit ein Arkadien, das mehr einer Wüstenei als dem Paradiese ähnlich sieht. Nach einiger Zeit ist in der Höhe ein Dorf zu sehen, mit einigen langen, dünnbelaubten Pappeln, die das Auge hungrig begrüßt. Nur wenig lösen sich die Häuser der Ortschaft von ihrem steinichten Hintergrund, der mit schmalen Gartenstreifen rötlicher Erde durchsetzt ist.

Die Spitzen des Parnon werden zur Linken sichtbar, auf denen der Schnee zu schwinden beginnt. Ein kühler Wind setzt ein und erquickt inmitten dieser arkadischen Wüste.

Ich hatte hier einen womöglich noch größeren Reichtum an Herden zu sehen gehofft als zwischen Parnaß und Helikon: aber auf weitgedehnten, endlosen Trümmerhalden und auf der Landstraße begegnet nur selten Herde und Hirt. Die Gegend ist arm und ausgestorben, die ehemals das waldreiche Paradies der Jäger und Hirten gewesen ist.

Die Straße wendet sich auf einer freien Paßhöhe rechts und tritt in das Gebiet von Lakonika. Der Taygetos liegt nun breit und mächtig mit weißen Gipfeln vor uns da.

Aus einer ärmlichen Schenke ertönt Gesang. Und zwar ist es eine Musik, die an das Kommersbuchtreiben deutscher Studentenkneipen erinnert. Die Stimmen gehören Gymnasiallehrern aus Sparta an, die, noch im Osterferienrausch, fröhlich dorthin zurückreisen.

Es erscheinen jetzt Äcker, Gartenflächen, Wiesen und Bäume oasenartig. Die Erde zwischen Felsen und Bäumen ist rot, und hier und da stehen rötliche Wasserlachen.

Der Parnon verschwindet und taucht wieder auf. Die Gegend gewinnt, nachdem wir die Paßhöhe überschritten haben, an Großartigkeit. Einige der vielen steinichten Hochtäler, die man übersieht, zeigen Baumwuchs inselartig in ihrer Tiefe. Es ist mir, solange mein Auge durch diese uferlosen, kochenden Wüsteneien schweift, als ob ich das traurig-nackte, ausgetrocknete Griechenland mit einem Mantel grüner Nadelwälder bedecken müßte, und meine Träumereien führen Armeen tätiger Menschen hierher, die, vom sorglich gepflegten Saatkamp aus, in geduldiger Arbeit Arkadien aufforsten. Mit tiefem Respekt gedenke ich der zähen

Kraft und Tüchtigkeit jener Männer und Frauen meiner engeren Heimat, auch derer mit krummgezogenem Rücken, die den Forst ernähren, mehr wie sie der Forst ernährt, und mit Staunen vergegenwärtige ich die Schöpferkraft, die in der harten Faust der Arbeit liegt.

Wir halten Rast. Die Herberge ist an eine Krümmung der Bergstraße gestellt. Unter uns liegt ein weites Tal, das der Taygetos mit einer Kette von Schneegipfeln mächtig beherrscht. Der Himmel glüht in einer fast weißen Glut. Hügelige Abhänge in der Nähe, von Olivenhainen bestanden, erscheinen ausgebrannt.

Unsere Herberge hat etwas Japanisches. Das Schilfdach über der schwankenden Veranda, auf der wir stehen, ist durch dünne Stangen gestützt. Unten klingeln die müden Pferde mit ihren Halsglöckchen. Die trinkfrohen Lehrer aus Sparta haben uns eingeholt und sitzen lärmend unten im Gastzimmer. Wir werden in ein oberes Zimmer geführt, dessen Dielen dünn wie Oblaten sind. Durch fingerbreite Fugen zwischen den Brettern können wir zu den Lehrern hinabblicken. Der Kurier trägt ein Frühstück auf. Indessen schwelgen die Augen und ruhen zugleich im jungen Blättergrün eines Pappelbaums, der, vom heißen Winde bewegt, jenseit der Straße schwankt und rauscht.

Nachdem wir gegessen haben, ruhen wir auf der Veranda aus. Bei jedem Schritt, den wir etwa tun, schaukelt die ganze Herberge. Zwei Schwalben sitzen nahe bei mir unter dem Schilfdach auf der Geländerstange. Überall um uns ist lebhaftes Fliegengesumm.

Wir haben vor etwa einer Stunde das Chani verlassen, wo uns die Lehrer aus Sparta eingeholt hatten. Ihr Einspannerwägelchen stand, als wir abfuhren, vor der Tür und wartete auf die indessen lustig zechenden

Gäste. Sonderbar, wie in diesem heißen, stillen und menschenleeren Lande die brave Turnerfidelitas anmutete, die immer wieder in einem gewaltigen Rundgesang gipfelte!

Die Straße beginnt sich stärker zu senken. Wir fahren weite Schlingen und Bogen an tiefen Abstürzen hin, die aber jetzt den Blick in eine immer reicher ausgestaltete Tiefe ziehen. Wir nähern uns der Gegend von Sparta, dem schönen Tal des Eurotas an.

Es ist eine wundervolle Fahrt, durch immer reicher mit Wein, Feigenbäumen und Orangenhainen bestandene Abhänge. Ziegen klettern zur Linken über uns und zur Rechten unter uns. Lieblich gelegene Ansiedlungen mit weißem Gemäuer mehren sich, bis wir endlich das flache Adergeflecht des Eurotas und zugleich die weite Talsohle überblicken können.

Fast wie Vögel senken wir uns aus gewaltiger Höhe auf das moderne Sparta herab, das, mit weißen Häusern, aus Olivenhainen, Orangengärten und Laubbäumen weiß heraufleuchtet. Es ist mir dabei, als beginne das strenge und gleichsam erzene Wort Sparta sich in eine entzückende, ungeahnte südliche Vision aufzulösen. Eine augenblendende Vision von Glanz und Duft.

Ich kann nicht glauben, daß irgendein Land an landschaftlichen Reizen und in der Harmonie solcher Reize mit dem griechischen wetteifern könnte. Es zeigt den überraschendsten Wechsel an Formen und überall eine bestrickende Wohnlichkeit. Man begreift sogleich, daß auch dieses Tal von Sparta eine festgeschlossene Heimat ist, mit der die Bewohner, ähnlich wie mit einem Zimmer, einem Hause, verwachsen mußten.

Ich möchte behaupten, daß der Reichtum der griechischen Seele zum Teil eine Folge des eigenartigen Reichtums der griechischen Muttererde ist. Wobei ich von dem landschaftlichen Sinn der Alten den allerhöchsten Begriff habe. Natürlich nicht als einem landschaftlichen

Sinn in der Weise moderner Malerei, sondern als einer Art Empfindsamkeit, die eine Seele immer wieder zum unbewußten Reflex der Landschaft macht.

Zweifellos war die Phantasie im Geiste des Menschen die erste und lange Zeit alleinige Herrscherin; aber das im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten feste Relief des Heimatsbodens blieb in einem gewissen Sinne ihr Tummelplatz. Was an bewegten Gestalten von ihr mit diesem Boden verbunden wurde, das hatte dieser Boden auch miterzeugt.

Das unbewußte Wirken des Geistes, im Kinde so wie im Greise, ist immer wesentlich künstlerisch, und Bildnertrieb ist eine allgemein verbreitete Eigenschaft, auch wo er sich nie dem äußeren Auge sichtbar kundgibt. Auch der Naivste unter den Menschen wohnt in einer Welt, an deren Entstehung er den hauptsächlichsten Anteil hat und die zu ergründen ebenso reizvoll sein würde, als es die Bereisung irgendeines unentdeckten Gebietes von Tibet ist. Unter diesen Naivsten aber ist wiederum keiner, der nicht das Beste, was er geschaffen hat, mit Hilfe des kleinen Stückchens Heimat geschaffen hätte, dahinein er geboren ist.

Ich befinde mich im Garten eines kleinen Privathauses zu Sparta. Vor etwa einer Stunde sind wir hier angelangt. Ich habe mich beeilt, aus dem dürftigen Zimmerchen, das man uns angewiesen hat, wieder ins Freie zu gelangen. Es war eine sogenannte gute Stube, und es fehlte darin nicht einmal das Makartbukett.

Irgendwie, ich weiß zunächst nicht wodurch, bin ich in diesem Grasegarten an längst vergangene Tage erinnert. Eindrücke meines frühen Jünglingsalters steigen auf. Ich vergesse minutenlang, daß die verwilderte Rasenfläche unter meinen Füßen der Boden von Sparta ist. Dann kommt es mir vor, als wandelte ich in jenem kleinen Obstgarten, der an das Gutshaus meines Onkels

stieß, und etwas vom Tanze der nackten Mädchen Spartas und erster Liebe ginge mir durch den Kopf.

Es ist aber wirklich ein Garten in Sparta und nicht das Gehöft meiner guten Verwandten, wo ich jetzt bin. In der nahen Gartenzisterne quakt ein spartanischer Frosch, ich schreite an einer spartanischen Weißdornhecke hin, und spartanische Sperlinge lärmen.

Auf der Konsole des Nußbaumspiegels, dessen sich das Quartier meiner Gastfreunde rühmen kann, fand ich unter anderen Photographien auch ein Bild — das Bild eines hübschen ländlichen Mädchens —, das mir sogleich ins Auge fiel. Sie mag wohl längst gestorben sein oder ist etwa vor dreißig Jahren jung gewesen, um jene Zeit, als auch das Mädchen, an das ich mich jetzt erinnern muß, siebzehnjährig durch Garten, Hof und Haus meiner schlesischen Anverwandten schritt.

Die Bergwand des Taygetos ist zum Greifen nahe. Die Sonne versinkt soeben hinter die hohe Kammlinie, und beinahe das ganze Tal des Eurotas ist in Schatten gelegt. Die Landschaft ringsum ist zu dieser Stunde zugleich heroisch und anheimelnd.

Plötzlich finde ich mich mit lebhaftem Griechisch angedet. Ein Mann hat mich zwischen Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern entdeckt, ist herzugetreten und setzt voraus, daß ich Griechisch verstehe. Kurze Zeit bin ich hilflos gegen seine neuspartanische Zudringlichkeit, dann aber wird im Giebel unseres Häuschens — das übrigens, windschief, wie es ist, von außen betrachtet unbewohnbar scheint — ein Fenster geöffnet, und das schöne Mädchen, die schöne Spartanerin, noch ganz so jung, wie das Bild sie zeigte, lehnt sich heraus.

Der Mann von der Straße wird nun durch eine tiefe, sonore Frauenstimme zurecht-, das heißt aus dem Garten gewiesen, und ich habe, mit gebundener Zunge, Antlitz und Blick der hübschen Spartanerin über mir.

Gott grüß' euch, schönes Jungfräulein!
Wo bind' ich mein Rößlein hin? —
Nimm du dein Rößlein beim Zügel, beim Zaum,
bind's an den Feigenbaum!

Der irrationale Wunsch und Zwang, eine Stätte wie die des alten Sparta zu sehen, erklärt sich zwar nicht durch den Namen Lykurg; aber doch ist es vor allem der Genius dieses Namens, der Genius, dessen Wirken eine so unvergleichliche Folge hatte, den man in dieser Landschaft sucht. Man konnte nicht hoffen oder erwarten wollen, hier irgendein Jugendidyll, auch nur in Erinnerung, sich erneuern zu sehen: dennoch nimmt mich, statt jeder historischen Träumerei, eine solche Erinnerung jetzt in Besitz.

Nicht zweimal schwimmst du durch die gleiche Welle, sagt Heraklit, und es ist nicht dieselbe, die um mich und durch mich flutet, wie jene Frühlingswoge, durch die ich vor Jahren geschwommen bin: aber es ist doch auch wieder etwas von ewiger Wiederkehr in ihr.

Ich sage mir, daß Lykurg wiederum nichts weiter als ein großer Hirte, ein großer Schäfer gewesen ist, der den Nachwuchs seines Volkes in „Herden“ teilte. Daß seine Gedanken in der Hauptsache sehr entschlossene Züchtergedanken gewesen sind, wie sie aus den Erfahrungen eines Hirtenlebens sich ergeben, und zwar mit Notwendigkeit. Lykurg, der trotzdem mit Delphi Verbindung hatte, war überwiegend ein Mann der kalten Vernunft, gesteh' ich mir, und wußte, wie keiner außer ihm, das zeitliche Leben vom ewigen und ihre Zwecke rein zu sondern. Allein durch alle diese Erwägungen vermag ich meine Seele nicht von dem spartanischen Ebenbilde meiner ländlichen Jugendliebe abzuwenden.

Jungens, nicht anders, als Jungens sind, gucken über den Zaun, der hier allerdings von dem krebsscherenartig, stachliggrünen Gerank der Agave gebildet ist. Sie sind

neugierig, werfen Steine in blühende Obstbäume, suchen etwas für ihre Tatkraft, stören mich. Der gleiche Fall veranlaßte mich vor Jahren, an einem denkwürdigen Tage, aus begreiflichen Gründen zu vergeblicher Heftigkeit, dagegen gelang es dem deutschen Urbilde der Spartanerin, das damals neben mir durch den Grasegarten schritt, die Knaben mit wenigen gütigen Worten zu bewegen, von ihren Störungen abzulassen.

Nun ist das schöne Mädchen im Garten erschienen. Ich grüße sie und werde dann magisch in die gleiche Richtung gezogen, die sie eingeschlagen hat, und durch dasselbe Pfortchen im Heckenzaun, durch das sie verschwunden ist.

Ich stehe auf einer kleinen begrastten Halbinsel hinter dem Garten, um die der starke Bergbach eilig sein klares und rauschendes Wasser trägt. Es kommt, eisfrisch, vom Taygetos. Kaum fünf Schritt von mir entfernt haben Zigeuner ihr Zelt aufgeschlagen. Der Vater steht in gut erhaltener kretischer Tracht, mit ruhiger Würde, pfeiferauchend, am Bachesrand. Die Mutter, von zwei Kindern umspielt, hockt an der Erde und schnitzelt Gemüse für die Abendsuppe zurecht, die allbereits über einem bescheidenen Feuerchen brodeln. Zwischen den braunen, halbnackten Kindern springt ein zähnefletschendes Äffchen umher: Dies alles, besonders das kleine Äffchen, wird mit kindlicher Freude bewundert von meiner Dorfschönen.

Ich sehe nun, sie ist kräftig gebaut und jünger, als ich nach dem Bilde, nach der Erscheinung am Fenster und nach den Lauten ihrer Stimme geurteilt hatte, wahrscheinlich nicht über fünfzehn Jahre alt. Sie erinnert mich an den derben Schlag der Deutschschweizerin. Die Zigeunermutter hat, sobald sie meiner ansichtig wurde, ihrem singenden, springenden Lausetöchterchen das Tamburin zugeworfen, womit es sich augenblicklich

klirrend vor mir im Tanze zu drehen beginnt. In der Freude darüber trifft sich mein Blick mit dem der jungen Spartanerin.

Inzwischen ist alles um uns her mehr und mehr in abendliche Schatten gesunken. Die Glocke einer nahen Kirche wird angeschlagen. Gebrüll von Rindern dringt von den dämmrigen Weideflächen am Fuß des Taygetos. Das ganze Gebirge ist nur noch eine einzige, ungeheure, blauschwarze Schattenwand, die, scheinbar ganz nahe, den Bach zu meinen Füßen zu speisen scheint, dessen Wasser blauschwarz und rauschend wie flüssiger Schatten heranwandelt.

Grillen zirpen. Ein märchenhaftes Leuchten ist in der Luft. Kalte und warme Strömungen machen die Blätter der Pappeln und Weiden flüstern, die, zu ernsten, ja feierlichen Gruppen gesellt, die Ränder des breiten Baches begleiten.

Es ist ein Uhr nachts, aber in der Mondeshelle draußen herrscht trotzdem dämonischer Lärm. Hühner und Hähne piepsen und krähen laut, Hunde kläffen und heulen ununterbrochen. Mitunter klingt es wie Stimmen von Kindern, die mit lautem Geschrei lustig und doch auch gespenstisch ihr nächtliches Spiel treiben. In der Gartenzisterne quakt oder trillert immer der gleiche Frosch.

Die alten Spartaner befolgten jahrhundertlang eine Züchtungsmoral. Es hat den Anschein, als wenn die Moral des Lykurg in einem größeren Umfang noch einmal aufleben wollte. Dann würde sein kühnes und vereinzelt Experiment, mit allen seinen bisherigen Folgen, vielleicht nur der bescheidene Anfang einer gewaltigen Umgestaltung des ganzen Menschengeschlechtes sein.

Wenn etwas vorüber ist, so ist es am Ende für unsere Vorstellungskraft gleichgültig, ob es gestern geschah

oder vor mehr als zweitausend Jahren, besonders, wenn es menschlich voll begreifliche Dinge sind. Ob also die spartanischen Mädchen gestern nackt auf der Wiese getanzt haben, damit die Jünglinge ihre Zuchtwahl treffen konnten, oder vor dreitausend Jahren, ist einerlei. Ich nehme an, es sei gestern gewesen. Ich nehme an, daß man noch gestern hier die Willenskraft, den persönlichen Mut, die Disziplin, Gewandtheit, Körperstärke und jedwede Form der Abhärtung vor allem gepflegt und gewürdigt hat. Und daß meinethalben die Epheben noch heute nacht im Heiligtum des Phoibos, draußen auf den dämmrigen Wiesen, wo ich sie nicht sehe, wie unsre Zigeuner dem Monde einen Hund opfern.

Ihr Gesetzgeber war Lykurg, ihr Ideal Herakles. Die Standbilder beider Heroen standen auf beiden Brücken, die über den Wassergraben zum Spielplatz bei den Platanen führten. Leider ging es auf eine sinnlose Weise roh, mit Treten, Beißen und Augenausbohren, bei diesen Ephebenkämpfen zu.

Immer noch herrscht im Mondschein draußen derselbe dämonische Höllenlärm. Durch Ort, Stunde, Mondschein und Reiseermüdung aufgeregt, bevölkert sich meine Phantasie mit einer Menge wechselnder Vorstellungen, gleichsam einem altspartanischen Gespenster- und Kirchhofsspuk. Bald sehe ich zappelnde Säuglinge im Taygetos ausgesetzt, bald löffle ich selbst bei der gemeinsamen öffentlichen Männermahlzeit die greuliche schwarze Suppe ein, bald bin ich gleichzeitig dort, wo ein Ephebe zu Ehren der Artemis nackt im Tempel gegeißelt wird, und sehe auf dem entfernten Stadion Odysseus mit den ersten Freiern der jungfräulichen Penelope wettlaufen.

Zaudern ist, wie es scheint, schon damals eine Schwäche des edlen Weibes gewesen: ich führe auch die Mißwirtschaft der Freier, im Hause des Gatten, auf sie

zurück. Ikarios, der Vater Penelopes, wollte sie aus dem Elternhause in Sparta nicht mit Odysseus ziehen lassen und folgte dem Paare, als es nun doch nicht zurückzuhalten war, im Wagen nach. Dem Odysseus aber, der das Herz seines Weibes noch auf der Reise schwankend sah, ist, nach einem Bericht des Pausanias, die Geduld gerissen, und er hat kurzer Hand seinem Weibe an einer gewissen Stelle des Weges zur Wahl gestellt: entweder nun entschlossen mit ihm nach Ithaka oder mit ihrem Vater und einem Abschied für immer wieder nach Sparta heimzureisen.

Der Spuk der Nacht ist dem Lichte des Tages gewichen. Unten im Garten grasen Ziegen und eine Kuh. Das Zigeunermädchen sucht nach irgend etwas die Hecken ab. Man hört drei- oder viermal die Pauke der Zigeuner anschlagen. Es ist kein Tropfen Tau gefallen in der Nacht. Ich schreite trockenen Fußes durchs hohe Gras.

Der Zigeuner und seine Frau hocken auf Decken vor ihrem Zelt. Er hat den roten Schal des Kreters bereits um die Hüften und schmaucht behaglich, indes die zerlumpte Gattin Knöpfe an seiner geöffneten Weste mit Zwirn und Nadel sorgsam festmacht. Der Bergfluß rauscht um die Lagerstatt.

Herr Allan J. B. Wace, Pembroke College, Cambridge, hat die Freundlichkeit, uns im kleinen Museum von Sparta mit Erklärungen an die Hand zu gehen. Er geleitet uns durch ausgedehnte Olivenhaine, trotz brennender Sonnenglut, zur Ausgrabungsstätte am Eurotas. Zu Hunderten, ja zu Tausenden werden hier in den Fundamenten eines Athenatempels Figürchen nach Art unserer Bleisoldaten aufgefunden. Diese Figürchen, von denen viele zutage lagen, so daß die spartanischen Kinder mit ihnen spielten, verrieten das unterirdische Heiligtum.

Gegen Mittag besteigen wir Maultiere, nicht ohne Mühe, weil diese spartanischen Muli besonders tückisch sind. Die schöne Tochter unseres Gastfreundes, die uns noch gestern abend mit tremolierender Stimme etwas zur Laute sang, lehnt im Fenster der kleinen Baracke, nicht sehr weit über uns, und beobachtet die Vorbereitungen für unsere Abreise mit kalter Bequemlichkeit. Das hübsche, naive Kind von gestern, dessen Gegenwart mir die Erinnerung eines zarten Jugendidylls erneuern konnte, ist nur noch eine träge, unempfindliche Südländerin.

Ich erinnere mich — und schon ist dieses Gestern wieder Erinnerung! —, wie mir die Kleine nochmals im Garten begegnete, mir ins Gesicht sah und mich anlachte, mit einer offenen Lustigkeit, die keine Schranke mehr übrig läßt. Nun aber blickt sie über mich fort, als ob sie mich nie gesehen hätte, mit vollendeter Gleichgültigkeit.

Wir frühstücken gegen ein Uhr mittags im Hofe eines byzantinischen Klosters — einer Halbruine unter Ruinen — an den steilen Abhängen der Ruinenstätte Mistra.

Der quadratische Hof ist an drei Seiten von Säulengängen umgeben. Sie tragen eine zweite, offene Galerie. Die vierte Seite des Hofes ist nur durch eine niedrige Mauer vom Abgrund getrennt und eröffnet einen unvergleichlichen Blick in die Ferne und Tiefe des Eurostales hinab.

Den kurzen Ritt von Sparta herauf haben wir unter brennender Sonne zurückgelegt. Hier ist es kühl. Eine Zypresse, uralte, ragt jenseits der niedrigen Mauer auf. Sie hat ihre Wurzeln hart am Rande der Tiefe eingeschlagen. Ich suche den Lauf des Eurotas und erkenne ihn an seiner Begleitung hoher und frischgrüner Pappeln. Ich verfolge ihn bis zu dem Ort, wo das heutige Sparta

liegt: mit seinen weißen Häusern in Olivenwäldern, unter Laubbäumen halb versteckt.

Dieses mächtige, überaus glanzvolle südliche Tal, mit den fruchtreichen Ebenen seiner Grundfläche, widerspricht dem strengen Begriff des Spartanertums. Es ist vielmehr von einer großgearteten Lieblichkeit und scheint zu sorglosem Lebensgenusse einzuladen.

Herr Adamantios Adamantiu, Ephor der Denkmäler des Mittelalters in Mistra, stellt sich uns vor und hat die Freundlichkeit, seine Begleitung durch die Ruinen anzutragen. Seine Mutter und er bewohnen einige kleine Räume ebendesselben ausgestorbenen Klosters, in dem wir jetzt sind.

Oben, auf einer der Galerien, hat sich ein lustiger Kreis gebildet. Es sind die gleichen lebenslustigen Pädagogen, denen wir bereits auf dem Wege nach Sparta mehrmals begegnet sind. Sie befinden sich noch immer im Enthusiasmus des Weins und singen unermüdlich griechische, italienische, ja sogar deutsche Trinklieder.

Ich kann nicht sagen, daß dieser Studentenlärm nach deutschem Muster mir an dieser Stätte besonders willkommen ist, und doch muß ich lachen, als einer der fröhlichen Zecher, ein älterer Herr, im weinselig-rauhen Sologesang ausführlich darlegt, daß er weder Herzog, Kaiser noch Papst, sondern, lieber als alles, Sultan sein möchte.

Der lebenslustige Sänger, spartanischer Gymnasialprofessor, spricht mich unten im Hofe an. Er macht mir die Freude, zu erklären, ich sei ihm seit langem kein Unbekannter, was mir begreiflicher Weise hier, an dem entlegenen Abhange des Taygetos, seltsam zu hören ist.

Die Herren Lehrer haben Abschied genommen und sich entfernt. Herr Adamantios Adamantiu hat mittels eines altertümlichen Schlüssels ein unscheinbares Pfortchen geöffnet, und wir sind, durch einen Schritt, aus

dem hellen Säulengang in Dunkelheit und zugleich in ein liebliches Märchen versetzt.

Der blumige Dämmer des kleinen geheiligten Raumes, in den wir getreten sind, ist erfüllt von dem Summen vieler Bienen. Es scheint, die kleinen heidnischen Priesterinnen verwalten seit langem in dieser verlassenen Kirche Christi allein den Gottesdienst. Allmählich treten Gold und bunte Farben der Mosaiken mehr und mehr aus der Dunkelheit. Die kleine Kanzel, halbrund und graziös, erscheint mit einer bemalten Hand verziert, die eine zierliche, bunte Taube, das Symbol des Heiligen Geistes, hält.

Dieses enge byzantinische Gotteshaus ist zugleich im zartesten Sinne bezaubernd und ehrwürdig. Man findet sich nach dem derben Schmollstreiben der Herren Lehrer ganz unvermutet plötzlich in ein unterirdisches Wunder der Schehrazade versetzt, gleichsam in eine liebliche Gruft, eine blumige Kammer des Paradieses, abgeschieden von dem rauhen Treiben irdischer Wirklichkeit.

Herr Adamantios Adamantiu, der Ephor, liebt die ihm anvertrauten Ruinen mit Hingebung, und was mich betrifft, so empfinde ich schmerzlich in diesem Augenblick, daß ich mich schon im nächsten von dem reinen Vergnügen dieses Anblicks trennen muß. Reichtum und Fülle köstlichen Schmucks wird hier vollkommener Ausdruck des Traulichsten, Ausdruck der Einfalt und einer blumigen Religiosität. Das byzantinische Täubchen am Rande der Kanzel verkörpert ebensowohl einen häuslichen als den Heiligen Geist.

Es scheint, daß Herr Adamantios Adamantiu keinen heißeren Wunsch im Herzen trägt, als dauernd diese Ruinen zu hüten, und ich bin überrascht, im Laufe der Unterhaltung wahrzunehmen, wie sehr verwandt der Geist des lautereren Mannes mit jenem ist, der dieses Kirchlein schuf und erfüllt.

Mit leuchtenden Augen erklärt er mir, daß ich, glücklicher als der große Goethe, diese Stätten mit leiblichen Augen sehen kann, wo Faust und Helena sich gefunden haben.

In dieses Heiligtum gehört keine Orgel noch Bachsche Fuge hinein, sondern durchaus nur das Summen der Bienen, die von den zahllosen Blüten der bunten Mosaiken Nektar für ihre Waben zu ernten scheinen.

Sparta und Helena scheinen einander auszuschließen. Was sollte ein Gemeinwesen mit der Schönheit als Selbstzweck beginnen, wo man den Wert eines Suppenkochers höher als den eines Harfenspielers einschätzte? Was hätte Helena mit der spartanischen Strenge, Härte, Roheit, Nüchternheit und Tugendboldigkeit etwa gemein?

Ein junger Spartaner rief, als man beim Gastmahl eine Lyra herbeibrachte: solche Tändeleien treiben sei nicht lakonisch. Wer möchte nun, da Helena und die Leier Homers nicht zu trennen sind, behaupten wollen, daß Sparta Helenen eine wirkliche Heimat sein konnte?

Herr Adamantios Adamantiu geleitet uns stundenlang auf mühsamen Fußpfaden durch die fränkisch-byzantinisch-türkische Trümmerstadt, die erst im Jahre 1834 durch Ibrahim Pascha zerstört worden ist. Das alte Mistra war an die schwindelerregenden Felswände des Taygetos wie eine Ansiedelung von Paradiesvogelnestern festgeklebt. Einzelne Kirchen werden durch wenige Arbeiter unter Aufsicht des Herrn Ephoren sorgsam, Stein um Stein, wieder hergestellt: Baudenkmäler von größter Zartheit und Lieblichkeit, deren Zerstörung durch die Türken einen unendlich beklagenswerten Verlust bedeutet.

Überall von den Innenwänden der Tempel spricht uns das Zierliche, Köstliche, Höfische an, in dem sich der Farbenreichtum des Orients mit dem zarten Kultus

der Freude des deutschen Minnesanges durchdrungen zu haben scheint. Die Reste herrlicher Mosaiken, soweit sie der Brand und die Spieße der Türken übriggelassen haben, scheinen, auch wenn sie heilige Gegenstände behandeln, nur immer die Themen Ritterdienst, Frauendienst, Gottesdienst durcheinanderzuflechten.

Mittels eines nassen Schwammes bringt der Herr Ephor, auf einer Leiter stehend, eigenhändig die erblindeten Mosaiken zu einem flüchtigen Leuchten im alten Glanz.

„Ein innerer Burghof, umgeben von reichen, phantastischen Gebäuden des Mittelalters“ ist der Schauplatz, in dem Helena sich gefangen fühlt, bevor ihr Faust, im zweiten Teil des Gedichts, in ritterlicher Hoftracht des Mittelalters entgegentritt. Und mehr als einmal umgibt mich hier das Urbild jener geheiligten Szenerie, darin sich die Vermählung des unruhig suchenden deutschen Genius mit dem weiblichen Idealbild griechischer Schönheit vollzog.

Herr Adamantios Adamantiu, der etwa dreißig Jahre alt und von zarter Gesundheit ist, stellt uns auf einer der Galerien des Klosterhofes seiner würdigen Mutter vor. Diese beiden lieben Menschen und Gastfreunde wollen uns, wie es scheint, nicht mehr fortlassen. Die Mutter bietet meiner Reisegefährtin für die Nacht ihr eigenes Lager an, ihr Sohn dagegen das seine mir.

Von seinem Zimmerchen aus überblickt man die ganze Weite und Tiefe des Eurotastales, bis zu den weißen Gipfeln des Parnon, die hineinleuchten; das Zimmer selber aber ist klein, und enthält nichts weiter als ein kleines Regal für Bücher, Tisch, Stuhl und Feldbettstelle, dazu im Winkel ein ewiges Lämpchen unter einem griechisch-katholischen Gnadenbild. Natürlich, daß in einem verlassenen Kloster die Fenster undicht,

die Wände schlecht verputzt — und daß in den rohen Bretterdielen klaffende Fugen sind.

Ganz Sohnesliebe, ganz Vaterlandsliebe und ganz von seinem besonderen Beruf erfüllt: der Pflege jener vaterländischen Altertümer, bringt Herr Adamantios Adamantiu in weltentsagender Tätigkeit seine jungen Jahre zu und beklagt es, daß manche seiner Mitbürger so leicht die mütterliche Scholle aufgeben mögen, die ihrer Kinder so sehr bedarf.

Der hingebungsvolle Geist dieses jungen Griechen erweckt in meiner Seele wärmste Bewunderung, und ich rechne die Begegnung mit ihm zu den schönsten Ereignissen meiner bisherigen Reise durch Griechenland. Wie er unverdrossen und mit reinsten Geduld Werkstück um Werkstück aus dem Schutt der Verwüstung zu sammeln sucht, um in mühsamen Jahren hier und da etwas wenigens liebevoll wieder herzustellen von der ganzen, beinahe in einem Augenblicke vernichteten unersetzlichen Herrlichkeit, das legt von einem Idealismus ohnegleichen Zeugnis ab.

Wir nehmen Abschied von unsern Wirten, um noch vor Einbruch der Nacht den Ritt bis Tripi zu tun: Tripi am Eingang jener mächtigen Schlucht, die sich in die Tiefe des Taygetos fortsetzt, den wir übersteigen wollen.

Unsere Maultiere fangen wie Ziegen oder Gemsen zu klettern an: bald geht es fast lotrecht in die Höhe, bald ebenso lotrecht wieder hinab, so daß ich mitunter die Überzeugung habe, unsere Tiere hätten den eigensinnigen Vorsatz gefaßt, um jeden Preis auf dem Kopfe zu stehen. Wenn man, mit den Blicken vorausseilend, als Unerfahrener die drohenden Schwierigkeiten des Weges im Geiste zu überwinden sucht, so glaubt man mitunter verzagen zu sollen, denn es eröffnet sich scheinbar nur selten für ein Weiterkommen die Möglichkeit.

Aber das Maultier nimmt mit bewunderungswürdiger

Leichtigkeit jedes Hindernis: über Böschungen rutschen wir an steinige Bäche hinunter, und jenseits des Wassers klettern wir wieder empor. In einem Bachbett steigen wir lange Zeit von einem kantigen Block zum andern bergan, und zwar bereits von der Dunkelheit überrascht, bis wir das Wasser am Ausgang der Langada in dem steilen Tale von Tripi rauschen hören. Über eine Geröllhalde geht es alsdann in gefährlicher Eile hinab, bis wir, die Lichter von Tripi vor Augen, auf einer breiten, gesicherten Straße geborgen sind.

Gegen vier Uhr des Morgens wecken mich die Nachtigallen von Tripi. Ich glaube, daß alle Singvögel der ganzen Welt den Ausgang der Sonne mit einem kurzen Konzert begrüßen. Zweifellos ist dies Gottesdienst.

Unser Haus ist in schwindelerregender Höhe über der Talwand erbaut. Wir haben in einem Raume übernachtet, der drei Wände von Glas ohne Vorhänge hat. Büsche reichen bis zu den Fenstern. Mächtige Wipfel alter Laubbäume sind unter uns und bekleiden die steilen Wände der Schlucht.

Während das einsame Licht zunimmt, schlagen die Nachtigallen lauter aus dem Abgrund herauf. Nach einiger Zeit beginnen alle Hähne des Dorfes einen lauten Sturm, der die Nachtigallen sofort verstummen macht.

Auf einem Felsen, scheinbar unzugänglich, inmitten der Schlucht, erscheint die Kirche von Tripi im Morgenlicht. Die Pfade von Tripi, die ganze Anlage dieses Ortes sind ebenso malerisch wie halbsbrecherisch.

Die Maultiere klettern schwindelerregende Pfade. Sie halten sich meistens am Rande der Abgründe. Die Langada beginnt großartig, aber kahl und baumlos. Die Gesteinmassen des Bachbettes, auf dem Grunde der gewaltigen Schlucht, liegen bleich, verwaschen und

trocken da. Das Tal ist tot. Kein Vogellaut, kein Wasser-
rauschen!

Indem wir ein wenig höher gelangen, zeigt sich geringe
Vegetation. Einige Vögel beginnen zu piepsen. Nach
einiger Zeit fällt uns der Ruf eines Kuckucks ins Ohr.

Weiter oben erschließt sich ein Tal, auf dessen Sohle
lebendiges Wasser rauscht. Wir steigen in dieses Tal,
das eigentlich eine Schlucht ist, hinunter. Die Abhänge
sind von Ziegenherden belebt. Eng in die Felswände
eingeschlossen, schallen die Herdenglocken laut.

Bis hierher war es, trotz der Frühe, ziemlich heiß.
Nun werden wir von erquickenden Winden begrüßt.
Erfrischt von der gleichen Strömung der Luft, winken
die grünen Wedel der Steineichen von den Felsspitzen.
Plötzlich haben wir nickende Büsche überall. Efeuran-
ken klettern wohl hundert Meter und höher die Stein-
wand hinauf.

Immer wasserreicher erscheinen die Höhen, in die
wir aufdringen. Mehrmals werden reißende Bäche über-
quert. Eine erste, gewaltige Kiefer grüßt vom Abhänge.
Anemonen, blendend rote, zeigen sich. Kleine Trupps
zarter Alpenveilchen. Aus Seitenschächten stürzen klare
Wasser über den Weg und ergießen sich in das Sammel-
bett des größeren Baches.

Wir halten die erste Rast, etwa zweitausenddrei-
hundert Meter hoch im Taygetos, unter einem blühen-
den Kirschbaum vor der Herberge, genannt zur kleinen
Himmelsmutter. Der Bergstrom rauscht. Kirschblüten
fallen auf uns herunter. Wir haben herrliche Abhänge
gegenüber, die mit starken Aleppokiefern bewaldet sind.

Es ist köstlich hier, entzückend der Blick durch die
tiefgesenkten Blütenzweige in die ebenso wilde als
wonnige Bergwelt hinein.

Man fühlt hier oben das unbestrittene Reich der
göttlichen Jägerin Artemis, die in Lakonien vielfach
verehrt wurde. Hier ist für ein freies, seliges Jägerleben

noch heut der eigentlich arkadische Tummelplatz. Hier oben fanden auch Opfer statt. Und zwar jene selben Sonnenopfer, die bei den alten Germanen üblich gewesen sind und bei denen die Spartiaten, nicht anders als unsere Vorfahren, Pferde schlachteten.

Wir haben den Hochpaß überstiegen und nach einem ermüdenden Ritt, meist steil bergab, das Dörfchen Lada erreicht. Ein Bergstrom hat die steinige Straße der Ortschaft mit seinen stürzenden Wellen überschwemmt, und niemand denkt daran, ihn in sein Bett zurückzuleiten. Mit Ausnahme eines kleinen Bezirks um die Ansiedelungen Ladas ist das weite Tal eine einzige Steinwüste.

Träge, fast unwillig, öffnet auf das Klopfen unseres Führers eine derbe, blonde, noch nicht zwanzigjährige Bäuerin die Tür zur Herberge. Ein Ferkel wühlt zwischen Tisch und Bank, in einem finsternen, kellerartigen Raum, dessen Hintergrund ein Lager mit gewaltigen Fässern ausfüllt. In einer hölzernen Schlachtermulde auf dem Tische schläft ein neugeborenes Kind.

Die Jachten der Königin von England und des Königs von Griechenland liegen im Hafen zur Abfahrt bereit. Eben hat sich die „Galata“ des Norddeutschen Lloyd in Bewegung gesetzt, die uns nach Konstantinopel führen soll. Die Häuser des Piräus stehen im weißen Licht.

Athen ist das Licht, das Auge, das Herz, das Haupt, die atmende Brust, die Blüte von Griechenland: heute des neuen, wie einst des alten! Ich empfand das lebhaft, trotz aller großen Landschaftseindrücke meiner peloponnesischen Fahrt, als ich nach ununterbrochener Reise von Kalamata wieder hier anlangte. Athen ist durch seine Lage geschaffen, und Griechenland ohne

Athen wäre niemals geworden, was es war und was es uns ist. Der freie attische Götterflug hat den freien attischen Geistesflug hervorgerufen.

Indem wir, Abschied nehmend, die Küste zur Linken hingleiten, vorüber an dem kleinen Hafen Munichia, vorbei an den Siedelungen von Neu-Phaleron, steigt noch einmal das ganze attische Wunder vor uns auf.

Dieser Hymettos, dieser Pentelikon, dieser Lykabetos, dieser Fels der Akropolis sind keine Zufälligkeit. Alles dieses trägt den Adel seiner Bestimmung im Angesicht.

Wir trinken gierig den Hauch des herrlichen Götterlandes; solange er noch herüberdringt, und saugen uns mit den Blicken in seine silberne Anmut fest, bis alles unseren Augen entschwindet.

KAISER KARLS GEISEL

EIN LEGENDENSPIEL

Scivesi adunque, che il re Carlo, il quale i Francesi col cognome di Magno agguagliano a Pompeo ed ad Alessandro, nel regno suo ferventemente s'innamorò d'una giovane, la quale, per quanto agli occhi suoi pareva, ogni altra del regno di Francia di bellezza in quei tempi trapassava. Fu questo re di sì fervente amore acceso di costei, così perduto, ed ebbe l'animo così corrotto dalle sue tenere carezze e lascivie, che non curando il danno, che per tal cagione nella fama e nell'onore ricevea, ed abbandonati i pensieri del governo del regno . . .

„Le sei giornate“ des Sebastiano Erizzo
16. Jahrhundert

Begonnen im April 1906, fortgeführt zu Beginn 1907 in Agnetendorf, beendet im Herbst 1907 in Agnetendorf und Lugano. Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1908. Copyright 1935 by Gerhart Hauptmann in Agnetendorf.

DRAMATIS PERSONAE

KAISER KARL DER GROSSE
KÖNIG DER FRANKEN

GERSUIND

ERCAMBALD

ALCUIN

RORICO

BENNET

DER ERSTE KAPELLAN

DIE OBERIN

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

KLOSTERSCHWESTERN, NONNEN UND
ZÖGLINGE DER KLOSTERSCHULE

ERSTER AKT

Das Schlafzimmer Karls des Großen im Palaste zu Aachen. Es ist die Stunde vor Sonnenaufgang eines Tages im Weinmond.

Karl, noch auf seinem Bett sitzend, wird von Dienern angekleidet. Er ist, obgleich über das sechzigste Jahr hinaus, ein aufrechter und kraftvoller Mann. Graf Rorico, nicht über dreißig Jahre alt, ein schöner Mann von edler Haltung, steht in gemessener Entfernung, die Befehle Karls erwartend, da.

KARL

Ein neues Hemd! So! Herrlich! klar gebleicht!
kühl! Zög' ich einen neuen Menschen an! —
auch kühl!? — Nein! noch ein Weilchen ausgeharrt,
bevor das letzte kühle, kalte Hemd
weiß durch die Glieder niederrinnt! Gut Freund,
noch nicht! — Gut Freund: noch nicht! Laß hängen, laß
in seinem Schrank das Hemd — laß mir mein Herz
mit seinem Pferdefuß! Behalt dein Hemde
von Eis, den steifen Popanz, der den Wurm
im Sarg empfängt mit steifer Reverenz;
behalt ihn — deinen neuen Menschen — noch!
So! Binden um die Schenkel: Frankentracht!
Ich bin ein Franke! wer bestreitet's? — frei!
wer leugnet's? — ein Gefangener meiner Pflicht!
wer weiß es anders? — mächtig! soll ich's wem
beweisen? Ganz ohnmächtig! Knetet mir
mein lahmes Bein! Wo ist der Bader? hurtig! —
Und nun, Graf, ohne Umschweif die Geschäfte!

RORICO

mit Humor:

Herr, noch ist alles in den Kanzeleien
voll Aufruhr. Ercambald, der Kanzler, hat
die Zeit verschlafen, wie mir scheint; er tobt!

KARL

Verschläft er Zeit, der alte Esel, der
mit der Minute geizen sollte, was?
Will er nicht leben? steig er denn ins Grab!
Mein Otternfell!

Das Wams aus Otternfell wird ihm angezogen.

RORICO

Sein Nachttrunk wohl verschuldet's.

KARL

So geht's: er pries das Leben, pries den Wein!
die Liebe gar! — um alles zu verschlafen.
Nein, wachen! weiß ich auch nicht recht, warum?
Glotzt nicht! Bewegt euch! tut, als ob ihr irgend was
zu tun berufen wäret in der Welt,
und täuscht mir vor, ich hätte was zu tun!

RORICO

in dem Wunsche, ihn irgendwie zu beschäftigen:
Bennit, ein Sachse, Herr, mit einer Bittschrift
bedrängt seit Wochen unsern Obertürwart.
Der Unentwegte ist auch heut am Platz.

KARL

Bringt mir den Unentwegten!

*Graf Rorico beauftragt einen der Diener, einen sech-
zehnjährigen Knaben, jenen Bennit hereinzurufen. Der
Knabe pflichteifrig ab. — Karl für sich fortfahrend:*

Sachsen! Gut!

Nichts Neues! Ess' ich dreiundzwanzig Jahre doch
vom Ei zum Apfel stets das gleiche Frühstück:
warum nicht Sachsen, Sachsen, Tag für Tag?
Die Kuh der Treue striegeln, dies Geschäft
ist nutzbar, doch mich schläfert's, wie den Knecht,
der's tut, und wie die Milchmagd unterm Euter.
Wortbruch: das ist's! der Sommerblitz, der Schlag:
Wortbruch! —

*Er greift unter sein Kopfkissen und zieht sein Schreib-
täfelchen hervor.*

Mein Täfelchen! — Mal einer mir
das Wort in Wachs, mit einem Glorienschein!

*Er schreibt, alles um sich vergessend, mit sichtlicher
Mühe auf sein Wachstäfelchen.*

*Indessen tritt leise der Kanzler Ercambald ein und
zum Grafen Rorico. Der Kanzler ist nicht weit vom
achtzigsten Jahre, langgelockt wie Karl, mit bedeutenden,
aber fanatischen Gesichtszügen, die Spuren senilen
Verfalls zeigen.*

ERCAMBALD

geflüstert zu Rorico:

Wie geht's ihm?

RORICO

Sag' ich „gut“ — gelogen! — „schlimm“ —
nicht minder! Doch es ist ein Geist, auch heut,
ein fremder, unruhvoller Geist auf ihm.

KARL

im lauten Selbstgespräch:

He! Kopf! wo bist du! Kopf? Quadrivium!

Die sieben freien Künste... Trivium:

Grammatik, Dialektik... nicht Musik!

Quadrivium und Trivium: nun merke!

Zu Ercambald, als wäre dieser immer dagewesen:

Ein Rätsel: mit wem kämpfte König Karl

den schlimmsten Kampf zeit seines Lebens? nun?

ERCAMBALD

Kein Zweifel...

KARL

Nun, was?

ERCAMBALD

Mit dem Sachsenvolk.

KARL

Schlaukopf, gefehlt! Mit niemand als sich selbst.

Weiter memorierend:

Quadrivium: Musik! —

Mit einigem Ächzen sich erhebend:

Rorico, werde

nie alt!

RORICO

Gesegnet und ersehnt, o Herr,
ein Alter wie das deine.

KARL

Trivium,

Quadrivium. O Weisheit Salomonis,
die zu begreifen mir gegeben ist —
nicht euch! Zur Tafel soll der Kapellan
mir heut die Weisheit Salomonis lesen,
wie alles eitel, ganz nur eitel ist,
und wie geschieht, was schon geschah, getan wird,
was schon getan ist: säen, pflanzen, ernten!
Paläste bauen und zerstören! Länder
bevölkern und zur Wüste machen! Wunden
schlagen und heilen! Schätze finden, sie
verlieren und suchen, wiederfinden dann!
wegwerfen das Gefundene! würgen! strafen!
belohnen! küssen...

küssen, hörst du das,

Rorico, wie? — Musik! Quadrivium:

Ein Himmelston im irdischen Lärme! nicht? —
Genug! Bring mein Serapissiegel mir!

Mit übermütiger Selbstironie:

Die Welt ist Wachs, und der sie formt, bin ich!

*Bennit, ein heldenhaft aussehender sächsischer Mann,
wird von zwei Kapellanen hereingeleitet; er nimmt
eine finster abwartende Haltung an. Karl mit Bezug
auf Bennit:*

Wie ein Gespenst aus einem Totenbaum! —
Was willst du?

BENBIT

Recht!

KARL

Du bist aus jenem Volk,
das von Beginn der Welt an, wie Abt Sturm
von Fulda sagt, in Ketten der Dämonen
gebunden liegt.

BENNIT

Wo Äbte reden, Herr,
ist eines Mannes Antwort: Schweigen!

KARL

nachsprechend:

Recht...

Mein Wesen ist Gewalt für euch, nicht Recht!
Das Recht habt ihr verwirkt.

BENNIT

Führt mich zum König!

KARL

stutzt, sieht ihn an, lacht ironisch. Hierauf ernst:

Die Bittschrift! Nimm mit mir vorlieb indes!

DER ERSTE KAPELLAN

vortretend:

Hier, dieser Mann ist Bennit, Hiddis Sohn,
ein Sachse, dessen Vetter Assig jüngst —
Assig, Sohn Amalungs! — zu Aquisgranum,
hier, ohne den Trost der Kirche, starb. Er war
des Friedensbruchs, des Wortbruchs überführt
daheim, wie dieser Bennit, und erlitt
Einbuße aller Liegenschaften zwischen
Werra und Fulda: des Walds Bochonia,
ihm und Bennit als Erbe hintermacht.

KARL

Man zog die Güter ein...

DER ERSTE KAPELLAN

...und zwar mit Recht.

BENNIT

Der Pfaffe lügt! Wir standen treu zum König,

nur zu den Weihrauchwedel-Pfaffen nicht.

KARL

das Entsetzen der Umstehenden durch eine Handbewegung beschwichtigend:

Laßt ihn! Sprich weiter!

BENNIT

Herr, wer du auch bist,
hilf mir vom Meineid, hilf mir einen Schwur
erfüllen, den ich tat: eröffne mir
zum Angesichte König Karls den Weg!

Einige unter den Dienern lachen.

KARL

stutzt nochmals. Mit aufsteigender Ungeduld:
Es ist kein anderer Weg, du bist am Ziel.

BENNIT

O Assig, Vetter, deiner Worte Sinn
begreif' ich nun erst: leichter, sagtest du,
ist's durch neun Meilen Urwald sich zu schlagen —
und wär' es ohne Messer, Beil und Schwert —
als durch die Schranzen, Pfaffen, Hofbeamten
in Aachen zu dem Ohr des Franken Karl.

KARL

Hm! Hört ihr das? Der König, scheint's, wird alt! —
Mein Sohn, sprich weiter, frei! Eid gegen Eid:
du hast, hast du mein Ohr, das Ohr des Königs,
und wo du mein's nicht hast, auch seines nicht.

BENNIT

Drei Schreibern, Herr, Sold und Beschäftigung,
dies Wort allein nur immer aufzuschreiben,
sooft ich es gehört:

KARL

im aufsteigenden Unwillen gewichtig und drohend:
Eid gegen Eid,
Eid gegen Eid! Nun nütze deine Stunde!

ERCAMBALD

halblaut zu Bennit.

Mensch, welcher deiner hundert Götzen macht
dich blind, daß du den Herrscher nicht willst kennen?

*Bennit, den König erkennend, starrt ihn erbleichend
und fassungslos an.*

DER ERSTE KAPELLAN

geschäftsmäßig:

Item: des Mannes Bitte geht dahin,
daß man...

KARL

Schweig, Kapellan! *Zu Bennit:* Du aber rede!

BENNIT

sich aufraffend, mit Entschluß:

Herr, Gersuind, meines Bruders Tochter, Tochter
desselben Assig, der hier starb — hier starb,
zu Aachen, arm —, Gersuind, als Geisel ihm
entrissen, gleich wie ihm und mir das Gut
der Väter: nicht nach Recht, nach Willkür, Herr!
dies Kind, um das ein Vater sich gegrämt —
du selbst bist Vater! —, bitterer sich gegrämt
als um sein Erbe, um den schweren Bruch
des Rechts; viel bitterer! — dieses Kind erliegt
den Martern seiner Peiniger!

KARL

aufmerksam:

Gersuind? —

Wer ist Gersuind? Wo hört' ich diesen Namen? —

Nur weiter. Nach der Schnur. Ermanne dich!

Dein Bruder Assig suchte hier zu Aachen
so Recht wie Tochter, wenn ich dich verstand,
und Recht wie Tochter ward ihm vorenthalten.

Da Recht Recht bleibt, gepeinigt oder nicht,
zur Tochter also, die gepeinigt leidet:

wo lebt sie, und wer martert Assigs Tochter?

ERCAMBALD

dazwischen tretend:

Zwei Worte, Herr, bevor du weiterfragst.
 Die Tochter Assigs, Gersuind, steht in Hut
 des Klosters auf dem Plan — und wär' es wahr,
 wie es erlogen ist, daß man sie peinigt,
 so wären unseres Klosters fromme Frauen —
 Gott sei davor! — des Kindes Peiniger,
 was jedem, der die Allverehrten kennt,
 ein Unding, Ausgeburt des Unsinn's ist.
 Nein! Gersuind — und bekannt ist mir das Kind! —
 ist, wie die Klosterschwestern mir berichten...
 wie sag' ich gleich? Sie tut nicht gut! sie ist
 das, was... ja, etwan, was man so... nun ja:
 kein guter Apfel! eher was man so
 wurmstichig... Obst, das man wurmstichig nennt.

BENNIT

Herr, dieser Mann mit weißem Barte schmätzt
 Assigs und mein Geschlecht. Er darf es tun,
 weil er dein Kanzler ist und wir sind Sachsen.

*Karl bleibt unbewegt, während die Kühnheit Bennits
 bei allen übrigen Zeichen des Entsetzens hervorrufft.*

ERCAMBALD

Nein! nichts von Schmach! nichts von geschmäht! Hier wird
 geschmäht, doch nicht von mir. Was mich betrifft,
 von mir wird nicht geschmäht, doch viel beschönigt.
 Was liegst du uns im Ohre mit Gersuind
 und drängst dich vor den königlichen Stuhl
 und knirschest hier nun wieder jenen Namen!
 Wir haben mehr zu tun als mit Gersuind;
 sie ist in guter Zucht. Und nun gib Ruhe!

BENNIT

Das nennt ihr Zucht?

ERCAMBALD

Ja, gute Zucht und Sitte,
 christlich, nach Christenart, wie sich's gehört.

BENNIT

Ich bin nicht kleinlaut, schäum' ich gleich nicht auf
in Wut. Wisse, daß sich mein Blut empört!
Genug! Von Striemen red' ich, nicht von Zucht,
von Grausamkeiten, nicht von Sittel! Herr,
ich tobe nicht, sieh her, ich rase nicht!
Aus gutem Grund bin ich sanftmütig. Und
doch lief gehetzt mein Niffel mir ins Haus,
den weißen Leib bedeckt mit blutigen Schwielen:
ein Kind! nach Christen Art, nach Christen Zucht
zermartert und zerfleischt.

ERCAMBALD

Christ, sei gehorsam!

BENNIT

Wem soll ein Kind gehorsam sein? Wem?

ERCAMBALD

Gott!

BENNIT

Und Gott soll wollen, euer Gott... es ist
kein solcher Gott, der einem Kinde
den Bettelblick des Danks ins Auge legt,
sooft man Vater ihm und Mutter lästert!
Kein Frankengott und auch kein Sachsengott...

KARL

sehr ruhig:

Ihr Herrn, ich habe unsere guten Schwestern
vom Plan — mit schuldigem Respekt gesagt! —
du schüttelst zwar die Locken, Ercambald...
dennoch: ich hege leider den Verdacht,
daß sie, gewiß bei allem besten Willen,
des rechten Wegs nicht immer sicher sind.
Insonderheit...

ERCAMBALD

unwillkürlicher Zwischenruf:
Doch, Herr!

KARL

mit Betonung den Faden wieder aufnehmend:

... besonders, sag' ich,

verfehlen sie's zuweilen mit den Geiseln.
Sie rühren, scheint's, mit unbedachter Hand —
was sie nicht sollten, wie ich oft empfohlen
und einsichtsvolle Männer mit mir! — rühren
lieblosen Griffs die tiefen Wunden an,
die in den Seelen solcher schwer vernarben,
die man aus ihrem Mutterboden riß,
von ihren Eltern, Freunden und Verwandten,
vom Altar ihrer — Götzen, sagen wir,
wenn auch zu einem schöneren Sein in Gott.
Lind sei die Mahnung! leise, voll Geduld
die Führung! weniger Gebot: mehr Ruf
und Lockung, Ladung zu dem einigen Heile!
Und also...

ERCAMBALD

unfähig, an sich zu halten:

Wie der Hund an sein Gespei,
kriecht Heidenbrut zurück zum Höllentiegel
des Götzenunflats, wo nicht Stock und Rute
und Faust dawider ganze Arbeit tun.
Und also...

KARL

abermals mit gelassenem Eigensinn den Faden aufnehmend:

... also bringt die Oberin
und dann, um die er Klage führt: die Geisell!
*In diesem Augenblick erscheint, wie auf den Ruf
Karls, die alte würdige Oberin des Klosters auf dem
Plan, Gersuind an der Hand führend und begleitet von
einigen Klosterschwestern. Gersuind ist noch nicht
sechzehn Jahre alt, ihr offenes blondes Haar reicht fast
bis zur Erde.*

DIE OBERIN

ein wenig außer Atem durch vorhergegangene Eile, Bennits Klagen zuvorkommen:

Herr, wir sind hier!

KARL
verblüfft:

Ei!

DIE OBERIN

Schwester Barbara kam atemlos. Sie war berufen, war zum Dienst berufen in die Pfalz und hat gewacht beim Kämmerer... wollte sagen bei der Tochter des Herrn Kämmerers, die leider, Gott helfe ihr! im Fieber liegt. — Sie kam und gab mir Kunde, Barbara, daß Bennit, der uns bedrängt, hartnäckig, schon seit Monden — hilflose, arme Frauen, die wir sind! —, nun doch gedrungen sei an deinen Thron. Sogleich rief ich Gersuind. Sie schlief noch, hat noch jetzt den Schlaf im Auge! Wachtet, sagt der Heiland, denn des Feindes Listen sind Legion. Da sind wir, Herr! Herr, wir sind hier, um widersinnige Klagen zu entkräften.

Gersuind hat Bennit bemerkt, eilt auf ihn zu, sich gleichsam in seine Arme flüchtend, und küßt scheinbar in heftiger Wiedersehensfreude seinen bärtigen Mund.

BENNIT

Blick dorthin!

KARL

läßt seinen Blick lange und mit gelindem Staunen auf Gersuind ruhen:

Wie, du bist... sie ist Gersuind?

BENNIT

Ja, Herr.

KARL

wie vorher:

Richtig! jawohl! so war dein Name.

Zur Oberin gewendet:

Wie denn, Ehrwürdige, soll ich das verstehn?
Gersuind!

GERSUIND

Ja, Herr.

KARL

Du kennst mich doch, Gersuind.

Gersuind nickt mit dem Kopf, und Karl fährt fort:

Rorico, du mußt wissen: als ich jüngst,
nach meiner Schwachheit, eine müßige Stunde
mir zugestand, dieweil mein Schülerkopf
an der Grammatik fast zerspellen wollte,
zog ich mich aus der Schlinge, kurz gefaßt,
und machte mich, probaterweise, in
der Klosterschule auf dem Plan zum Meister.
Allwissend trat ich vor die Kleinen hin.
Doch da... vom Regen in die Traufe ist
ein böser Schritt: mein Hochmut kam zu Fall;
denn Gersuind wußte alles wie am Schnürchen,
mehr als ich heute weiß und je gewußt
und wissen werde in der Ewigkeit.
Hätte ein schöner Glanz mich nicht geblendet,
als wie von Sichel, die im Lenzmond schneiden
und blitzen — jungen Schwertern im Gefecht —,
leicht hätte Neid und Mißgunst mich verzehrt.
Und jetzt: was gibt's mit ihr? was ist geschehen?

DIE OBERIN

Sie floh! Sie tat das Unerhörte, Herr,
und floh! vergalt so Wohltat, Liebe, alle
geduldige Mühe, die Fürbitten, die
für sie zum Himmel steigen, jede Stunde
am Tage, heiß! Dies war ihr Dank: sie floh!
Herr, händeringend siehst du mich. Der Kummer,

den sie mir angetan, bricht mir das Herz.
Wie hab' ich das verdient? Des Heilands Stimme
und Lockung hört sie nicht und folgt dem Ruf,
dem ersten Ruf, der aus dem Abgrund dringt.

KARL

Ehrwürdige Frau, beruhigt Euch! Erzählt,
wenn's Euch genehm, wie und warum sie floh!

DIE OBERIN

Nicht weil wir ihren Leib mißhandelten:
denn so mißhandelt kam sie erst zurück.
Man raunt von Greueln, adamtischen
Verschwörungen — sie leugnet's, leugnet's nicht! —,
die, heißt es, ein verstecktes Dasein fristen
noch heut, trotz strenger Ahndung, in der Pfalz.
Und wie, auf welche Weise sie entkam...

*Die Oberin hat, mehr und mehr unter Tränen redend,
die Fassung verloren. Die erste Schwester, Hausverwal-
terin im Kloster, nimmt sogleich resolut an ihrer Stelle
das Wort.*

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Erlaubt! Sie stieg an einem Weinspalier
hinab in unser großes Malvenbeet,
nachts — wie bekleidet, sag' ich nicht —,
durchlief den Hof, erklimm die Mauer, rutschte
am Stamme eines Gozamaringabaums
hinab, wo sie ein Wächter sah und anrief,
doch sie, die zähnefletschend, wie er sagt,
gleich einer höllischen Fledermaus ihn anschrie,
aus Furcht nicht festhielt. Gott verzeih' es ihm!

ERCAMBALD

Seid kurz: sagt, was ich Euch gesagt! Dies ist
ein Fall... hier heißt's, behänget Euch mit Spiegeln,
so stirbt der Basilisk am eigenen Blick.
Denkt dies, so denkt Ihr recht: es war ein Weib,
die ihres Leibes Frucht vor fünfzehn Jahren
empfangen hat von Asmodei Gnaden —

empfangen und dem Vater zugelobt!
Dies Weib war ihre Mutter. — Seht sie an!
Seht sie nicht an: noch besser! Denn es ist
in ihrem Auge was, das Spiegel trübt.
Erwägt, was unser Herr und König Karl
ihr nachrühmt: Wissen! Wissen und Verstand,
unkindlich! Er erschrak, der mächtige Kaiser
und Herr der Welt. — Nun, Muhme Oberin,
auch Ihr seid nun bekehrt! Ich weiß, auch Ihr
wart unterm bösen Zauber ihres Bannes
und gabt mir Proben ihres wilden Geists!
Wie, kämpfen wir nicht mit dem Sachsenvolk
seit dreißig Jahren, wie? und wollt Ihr glauben,
daß ihre Götzen müßig sind und nicht
bei Tag und Nacht drauf sinnen, Gottes Reich
und seine heilige Kirche zu verderben?

BENNIT

Sieht sie wohl aus wie eine Teufelin
im Sonnenhau, das Wetter zu beschwören?
Herr, gebt sie frei! Sie ist ein Pirol, ist
kein Rabe, dient dem Rabengotte nicht!
Was Wunder, wenn sie mit den Flügeln schlägt,
da sie schuldlos im engen Käfig schmachtet.
Sie spürt die Buchenwipfel, spürt den Wald,
den goldnen Himmelshirsch, mit klingenden
Geweihen morgens schreitend durch den Hag.
Sie will zu mir, will heim; will ihre Brüder
und Spießgesellen wiedersehn! Will vom
Gehöft, geklammert auf der Stute Rücken,
hinbrausen durch die Niederung zur Jagd:
fliegenden Haars, in reiner Gottesluft!
Dann wieder halten wir die heiligen Tage,
und Karl und Jesu, glaubt mir, sind wir treu.
Ihr aber: zähmt ein Tier, ihr Frauen, das,
geboren in Gefangenschaft, nichts kennt
als Knechtschaft! Freigebornes zähmt sich nicht!

KARL

nachdem er fest und lange den Blick bald auf Bennit, bald auf Gersuind gerichtet hat, zu Bennit im Tone vollkommener Ruhe:

Gib hin das Kind!

BENNIT

betroffen:

Wie, Herr?

KARL

gelassen, aber mit jener Bestimmtheit des Herrschers, der gegenüber es eine Berufung nicht gibt:

Die Jungfrau bleibt in eurer Hut, ehrwürdige Frau vom Plan! doch so, daß ihr für bessere Sicherheit mir Bürgschaft leistet als bisher. Bennit verläßt die Stadt. Du hast das Weichbild, Kläger, von Aachen, eh der Tag graut, morgen entweder hinter dir oder das Schwert des Henkers über deinem Nacken. Was die Länderei'n betrifft, um die du hier bei meinen Hofgerichten prozessierst, so sei dir strenge Prüfung zugesichert und strenges Recht. Zieh heim in deinen Gau mit Frieden und erwarte die Entscheidung!

BENNIT

Leb wohl, Gersuind! Geh! geh freiwillig! sind doch sichtbar noch auf deiner zarten Haut die Griffe jener harten Häscherfäuste, die dich jüngst von mir zerrten mit Gewalt. Geh! Ich bin selber hilflos, hoffnungslos! Laß mich! trag's, wie du's kannst! ich bin am Ende.

Er macht sich von Gersuind los, die sich mit leisem Wimmern an ihn gedrängt hat, und stürzt fort. Die Schwester Hausverwalterin und die übrigen Kloster-

frauen umringen Gersuind. Ein Wink Karls veranlaßt Rorico, die Frauen mit möglichster Eile hinauszudrängen. Zugleich entfernen sich der Kapellan und die übrigen Diener.

ERCAMBALD

ein Wachstäfelchen in die Hand nehmend, das an seinem Gürtel hängt:

Nachdem nun dieser nichtige Gegenstand, Herr, abgetan ist durch den sicheren Schluß erprobter Weisheit, bleibt viel zu erinnern nach Pflicht. Viel Ungetanes ruft zur Tat. Erstlich: du wolltest jenem Unfug steuern der Römer, jener widerwärtigen Schmach, die darin gipfelt, daß man Christenleute verkauft, als Hörige, den Sarazenen. — Du wolltest auch den Brühl besichtigen. Von deinen nahen Königshöfen ist die Apfelernte eingebracht; du wolltest sie sehn, die Meier sprechen. Die Sendgrafen vom Steigerwald...

KARL

Genug! Vergiß nichts! später!

ERCAMBALD

Pippin, dein Sohn...

KARL

Später! Laß mich allein!

Ercambald, verduzt, tritt leise zurück mit einem kaum bemerkbaren Kopfschütteln und entfernt sich. Karl, in Nachdenken versunken, steht eine Weile unbeweglich am Fenster — plötzlich mit etwas verstärkter Stimme:
Rorico!

RORICO

schnell hereintretend:

Herr?

KARL

's ist gut! — Was wollt' ich doch?

Ja. so! Ruf meine Töchter! — Nein! Ich will
allein mit dir zur Jagd, dann in die Thermen.

Der Tag wird trüb.

RORICO

Nein, klar und sonnig, Herr.

KARL

versonnen:

Rein wie der Mond, das Antlitz einer Heiligen.

Sahst du dies Kind zum erstenmal?

RORICO

Herr... nein!

KARL

Wo hast du sie gesehn?

RORICO

Ich? Ich?... nun wirklich,

ich wüßte kaum genau zu sagen, wo?

Am Ende irr' ich mich und sah sie nie.

KARL

Weißt du, Rorico: wenn mein Blick, ein Blick,
der manchmal stumpf vom Sehen ist — ich sah

doch wohl zuviel mit diesen zween

alleinigen Augen, die von Jugend an

bis heute, ohne Urlaub mir gedient —,

wenn dieser Blick auf einen Scheitel trifft

wie den des Kindes, das wir eben sahn,

so tut's ihm wohl: er schmilzt, er löst sich auf,

wird jung im Schwelgen auf der blonden Weide,

taut das vereiste Herz mir in der Brust.

Verstehst du das?

RORICO

Beinahe, König Karl.

KARL

Beinah? — Laß gut sein: mir genügt's — beinahe!

Nein! Mehr, Rorico! Mann, verstehe ganz!
denn dazu hab' ich dich an meiner Seite.
Dies blonde Gras auf Kinderköpfen... wie,
sind diese Fäden feinsten Goldes, dies
Gespinst der Unschuld... ist es nicht ein Wunder?

RORICO

Gern geb' ich zu, daß sie holdselig ist,
jedoch...

KARL

schnell:

die Schellenkappe für den Narren,
der ungerührt, wie Kanzler Ercambald,
von so viel reiner Lieblichkeit und Jugend
nichts als mit breitem Maule geifern kann!
Dies war es, denk' ich, was du sagen wolltest.
Vor solchem Greisenschwachsinn schütz' uns Gott! —
Was gibt es Neues?

RORICO

Herr, die Ältesten
der Judenschaft liegen mir an: sie wollen
beginnen mit dem Bau der Synagoge,
und Ercambald verzögert den Bescheid
des Platzes wegen, der noch nicht genehmigt.

KARL

Was macht dein Mädchen?

RORICO

erschrocken:

Wer? Behüte Gott,
ich weiß von keinem Mädchen.

KARL

Nichts von wem?
Du Galgenstrick, von Judith weißt du nichts? —

RORICO

Judith? Ja wenn Ihr Judith meint...

KARL

Gewiß.

RORICO

Erfährt sie, daß die heilige Majestät
des Herrn und Kaisers huldvoll ihrer sich
erinnert, geht sie mir vor lauter Glut
in Flammen auf.

KARL

Je mehr hast du zu löschen.

Wüрд' ich noch einmal jung, Rorico, jung!!
ich gäbe all mein weißes Haar dafür! —

Ein wenig unsicher:

Hör zu, es ist an mir... mein Plan ist dieser...
rate, Rorico! Nicht mit Widukind,
auch nicht mit Grimoald, von dem es heißt,
daß er Giftpulver streut in meine Brunnen:
mein Plan betrifft...

RORICO

...die Judenschule?

KARL

Nein,

Gefehlt! Mein Plan ist dieser, sag' ich dir...
's ist wahr: ich brauche keinen stillen Kanzler,
bin Manns genug für den Geschwätzigem:
doch heute will ich ihn nicht wiederseh'n! —
Hingegen ein geheimer Auftrag! Dies:
ich habe bei mir den Beschluß gefaßt,
in dieser Jungfrau Leben einzugreifen.
Sie dauert mich, mit ihren weiten Augen,
womit sie hilflos in ihr Elend sieht.
'ne Laune meinethalb: frei soll sie sein!
Den Käfig will ich öffnen. Öffn' ich ihn,
ein Taubenhabicht stößt vielleicht herab
und schlägt sie — also dies darf nicht geschehn!
Also, ich will sie Aug' in Auge prüfen,
um zu erkennen, was ihr dienlich ist. —
Verstehst du?

RORICO
befremdet:

Ja, Herr.

KARL
Deshalb, hörst du, eile,
eh diese Morgenlaune mir verfliegt!

RORICO
Verzeih — was ist mein Auftrag?

KARL
Dieser: eile
und führe mir Gersuind hierher zurück,
allein! nur du bei ihr, sonst niemand! ohne
Geschrei: wie du's verstehst.

Dies erst vollbracht,
will ich, zwiefach erfrischt, ans Weidwerk gehn.

Diener bringen auf einem silbernen Tischchen das Frühstück Karls hereingetragen, andere bringen das Handwasser in einem silbernen Krug und das silberne Handbecken. Ein Kapellan, nicht der vorige, trägt einen Kodex, den er auf ein Lesepult legt und öffnet. Rorico entfernt sich nach einer Verbeugung. Ein etwa sechzehnjähriger Schüler der Hofschule stellt sich, das Schreibtäfelchen in der Hand, in der Nähe Karls bereit. Dieser nimmt auf einem Sessel Platz, man stellt das Tischchen vor ihn hin, man gießt ihm Wasser über die Hände, und der Kapellan räuspert sich, im Begriff, mit dem lauten Lesen zu beginnen. — Karl, dem Kapellan abwinkend:

Heut nichts von Augustini Gottesreich!

*Der Kapellan entfernt sich nach einer Verbeugung.
Karl beginnt zu speisen; während des Essens:*

Nun, Bursch, sag: — hat die Decke etwa wieder geknackt heut nacht, wie du mir gestern sagtest? — Was, bersten schon die Wände im Palast, bevor Gottfried, der Däne, ihn verwüestet? Was munkeln die Propheten? — Sind des Königs

Tage gezählt? — Sie sind gezählt wie eure
und jedes Haar auf deinem dummen Kopf! —
Geduld! Notiere: unser Kaiser Karl
ward neun-, ward zehnmal alt und wieder jung
in seinem langen Leben, und er stirbt
nicht, wenn die Decke knackt, nur wenn Gott will.

*Rorico führt Gersuind wieder herein, im Gespräch mit
ihr. Sie legt, im Gegensatz zu ihrem ersten Erscheinen,
eine kindliche Keckheit und Lustigkeit an den Tag.*

*Sobald Karls Stimme hörbar wird, nimmt sie eine
aufmerksame Haltung an. Karl, nicht ganz unbefangen:*

Ei, das ist ein gescheiter Einfall, brav!

Du kommst, und du vertraust mir nun allein —
sogar Rorico scheint mir überflüssig —,
wie deine Wünsche, deine Sorgen sind,
auf daß wir, wo es not tut, Wandel schaffen.

Auf seinen Wink hin entfernen sich alle außer Gersuind.

Mit ihr allein, fährt er fort:

Sprich nun ganz ohne jede Scheu, Gersuind!

GERSUIND

mit ernstem, ein wenig lauerndem Ausdruck:

Ich möchte frei sein!

KARL

Gut! Du willst... es zieht
dich nach der Heimat, zieht dich in den Gau,
wo an den Stämmen alter Buchen noch
Freias, der Totenmutter, Bildstock hängt
anstatt Mariens, Mutter des Lebendigen!
Du willst zu deinem ungebärdigen Oheim...

GERSUIND

O nein! Frei möcht' ich sein auch von dem Ohm!

KARL

stutzt:

Wie? und du weintest doch in seinen Armen?!



GERSUIND

achselzuckend:

Ich weinte, ja, um ihm nicht weh zu tun,
und außerdem...

KARL

Sprich weiter: außerdem...?

GERSUIND

Ja, außerdem, wenn alte Männer weinen,
schluchz' ich, aus Angst zu lachen, lieber mit.

KARL

den Tisch von sich stoßend:

Was sagst du da? —

GERSUIND

Die Wahrheit. Weiter nichts.

KARL

wiederum ruhig:

Mein Kind... doch überdenk' ich, was du sprachst
und wie du's sprachst — wend' ich mein Angesicht
so, etwa von dir weg, und sehe nicht,
wer vor mir steht, so hör' ich eine Stimme,
die wahrlich keines Kindes Stimme ist! —
Sprich nochmals, was du willst: daß ich's ergründe.

GERSUIND

mit bedeutsamem Augenaufschlag:

Ich kann auch schweigen, König Karl!

KARL

*scheint zunächst seinen Sinnen nicht zu trauen, dann
schnell und schroff:*

Nein! Rede!

Ganz ohne Scheu, wie dir's ums Herze ist.

GERSUIND

ungeniert:

Scheu? warum scheu? wo blieb' ich, kennt' ich Scheu?
Was trüg' ich fort aus diesem kurzen Leben,
das jeder mir mißgönnt und das vielleicht
mir morgen schon entgleitet, kennt' ich Scheu?

KARL

Weißt du wohl, wer es ist, der mit dir redet?

GERSUIND

Gewiß. Du bist ein alter Mann, ich weiß,
und hast ein Leben hinter dir! Doch ich —
was hab' ich hinter mir? So gut wie nichts!
Was vor mir? Nicht viel mehr vielleicht! Du bist
gesättigt, und du kannst mich nicht verstehen.

KARL

Wer sagt dir, daß ein Greis nicht hungrig ist?

GERSUIND

O ja, du hungerst auch, man sieht's dir an,
man sieht's an deinen Augen. Greisenblicke
tun weh, flehn wie getretne Hunde, sind
wie Blicke von Ertrinkenden.

KARL

mit gewaltigem Humor:

Genug!

Noch ist kein beßrer Schwimmer in der Welt
als Kaiser Karl! Noch ungeboren ist
die Hand, die weiter reicht als seine, ist
der Nacken, dem sich seiner beugt! Sein Blick
tut weh, 's ist wahr, wenn er im Zorne trifft,
doch wie ein Blitz des finstren Himmels! Höre:
sag kurz und gut, was soll ich für dich tun?!

GERSUIND

Nach meinem Wohlgefallen laß mich leben...

KARL

Wie wäre das?

GERSUIND

...mich meine Wege gehn
und keinem, der mich fragt, wohin ich gehe
und wo ich war, die Antwort schuldig sein.

KARL

Seltsamer Wunsch, bei deinen Jahren, Kind!
Du weißt nicht, was du bittest, offenbar.
Die Luft ist voll Gefahren. Fliegt ein Ding,
ein gelber Buttersvogel, so wie du,
nur einmal, zweimal über eine Pfütze —
und nun gar hier zu Aachen, in der Pfalz —,
schon hat ein Rotschwanz, Blauschwanz ihn verschluckt.
Ich mag dich nicht verderben. Nein! Ich will
dir Gutes tun, Gersuind: und das erbitte!

GERSUIND

Ich wüßte nichts zu bitten außer: das!

KARL

Nun gut! So sage niemand als nur mir:
was willst du tun in deiner Freiheit?

GERSUIND

Nichts! —

Nur immer, was zu tun mir lustig ist.

Karl erhebt sich und schlägt mit der Faust gegen eine metallene Scheibe, die zwischen Säulen hängt. Auf den Klang hin erscheint Rorico.

KARL

Rorico, dieser blonde Irrwisch, dies
sehr aberwitzige Ding, ist frei! — Sie geht
von hier, wohin sie will! Ist keine Geisel,
kein Schützling und kein Klosterzögling mehr!
Niemand erzieht sie! niemand hält sie auf,
kreuzt ihren Weg, wohin sie sich auch wendet:
und stünde sie zwei Schritt vom Abgrund, blind
und ungewarnt! Sie ist die letzte nicht,
die mit dem ganzen Himmel ihrer Jugend
den jähen, tiefen Sturz zur Hölle tut.

Er geht davon, ohne sich umzuwenden. Mit einem skurrilen Gesichtsausdruck hat Gersuind ihn beobachtet, bis er verschwunden ist. Rorico, nun mit ihr allein, tritt an sie heran, ernst, fast barsch.

RORICO

Wohin nun willst du?

GERSUIND

heiß, flüsternd:

Schöner! Nimm mich mit! —

RORICO

nach kurzem Zurückschrecken, laut:

Ja, wie ein gelbes Schlänglein in der Gabel,
so, ja, im Spalt von einem Haselzweig,
daß es nicht züngeln kann und mich nicht stechen!
Komm, Racker, Dämon, aus des Kaisers Haus!

*Er hält sie mit zwei Fingern am Saum ihres Kleides
im Nacken von sich ab und schiebt sie vor sich her
hinaus.*

ZWEITER AKT

Auf einem Landsitz Karls in der Nähe von Aachen. Eine offene Kolonnade mit Eingangstür ins Haus, vom Garten aus. Breite Stufen führen herab in den Garten, dessen alte Laubbäume herbstlich gelb sind. Den Hintergrund bildet eine besonnte Böschung, mit Weinreben bepflanzt. Es ist ein klarer Herbstmorgen, einige Tage nach jenem, an dem die Vorgänge des ersten Aktes geschehen sind. Der Kanzler Ercambald schreitet zwischen den Säulen der Halle erregt auf und ab. Graf Rorico tritt aus dem Hause.

ERCAMBALD

hastig:

Nun, Graf?

RORICO

Hochmögender, es ist vergebens.

ERCAMBALD

Er will mich nicht empfangen? wieder nicht empfangen? Jetzt, wo die Geschäfte drängen, sich zu Bergen häufen, läßt er mich nicht vor? Steh' ich nicht mehr in seiner Gnade, gut — schlimm, wollt' ich sagen —, aber nicht zu ändern! Ich habe sein Vertrauen nicht mißbraucht, und also, unbeschwert in meiner Seele, kann ich die Last auf andere Schultern tun. Doch irgend jemand muß sie tragen, Graf, wenn nicht der Weltlauf sich verwirren soll. Was gibt's? Erklär dich offen, sag die Wahrheit!

RORICO

Ich wüßte nichts zu sagen, außer daß ich nichts zu sagen weiß. Der Kaiser ist hierher geflohn beinah, will niemand sehn noch sprechen, spricht selbst nichts, spricht kaum ein
Wort,
vergräbt sich, streichelt seine Hunde, reicht

dem Damwildkälbchen junges Grün und fängt
Eidechsen. Als ich neulich zu ihm sagte:
das wilde Roß der Welt läuft ohne Zaum!
gab er zur Antwort: Laß es laufen! Niemand
hat was verloren, rennt der Gaul davon!

ERCAMBALD

Dies will mir nicht so ganz genügen, Graf,
womit du meine Unruh' abzuspeisen
für gut findest. Im geringsten nicht!
Wenn du mir wohl willst, Graf, und willst's beweisen,
tu mir dies an, tu dies: sag offen mir,
an welchem Tag ich etwa, schlecht beraten —
ich meine im Verkehr mit unserm Herrn —,
die rechte Art, den rechten Ton nicht fand!

RORICO

Vielleicht bei jenem Vorfall mit der Geisel.

ERCAMBALD

Halt! Geisel? Geisel? Geisel? — Hilf mir denn!

RORICO

Nimm es für nichts! Es ist nichts, edler Herr.
Ein Haupt, erfüllt von großen Dingen, hat
das Nichtige nicht zu achten guten Grund;
doch sag' ich dir, im Haupt des großen Karl,
im Haupt des Herrschers, wie wir's kennen, das
wohl hinter breiter Stirne Größeres trägt
als irgendwer — verzeih mir! — hierzulande:
im Haupte Karls schlug dieses Nichtige Wurzel
und nimmt, gleichwie ein Unkraut, überhand.

ERCAMBALD

Erklär mir das — du meinst...?

RORICO

Denk an Gersuind!

ERCAMBALD

Potz Füllen, dacht' ich's doch! — Dies ist, mein Graf,
der rechte Augenblick, nun klär mich auf:
Gersuind! Was ist es nun mit diesem Kinde?

RORICO

Nichts, außer daß sie ihm im Sinne liegt.

ERCAMBALD

In welchem Sinne liegt sie ihm im Sinne?

RORICO

Vielleicht, daß, wenn du einen Weiseren fragst als mich — etwa den britischen Magister —, er dir in jedem Sinne Antwort weiß.

ERCAMBALD

Du weichst mir aus, Graf. Was du jedenfalls doch wissen muß, ist dies: aus welchem Grund hieß man die sächsische Geisel, der doch kurz zuvor der König wahrhaft gnädig schien, ihr Bündel schnüren, ließ die frommen Schwestern nicht vor, die für sie bitten wollten, trieb mit Grausamkeit, von der ich fern mich weiß, das Mägdlein hilflos aus, in Nacht und Dunkel.

RORICO

Der Herr der Welt ist manchmal gut gelaunt, und wenn er sie hinausstieß, wilden Tieren zum Fraß: er tat nur, was sie selbst erbat. Vergib mir, Herr, ich höre seine Schritte.

ERCAMBALD

Der erste Mann im Reich, nächst seinem Herrn, muß, mit des Landes und des Herrschers Sorgen beladen, dem ertappten Dieb gleich fliehn.

Er eilt davon. Bald darauf tritt Karl, in ländlicher Kleidung, ein Gartenmesser in der Hand, aufrecht und hochgebietend aus den laubigen Gartenwegen hervor. Er hat etwas an sich von einem großen und edlen Wild, das sichert. Als er Rorico erkannt hat, schreitet er langsam, und ohne ihn anzusehen, näher. Rorico verharrt in abwartender Haltung.

KARL

dicht vor Rorico, ihm Kastanienblätter hinhaltend:

Liebst du den bittren Duft der gelben Blätter,
Rorico?

RORICO

Ja. Mit Vorbehalt — und nicht,
wenn gelbe Primeln in den Feldern stehn.

KARL

Gelbschnabel!

RORICO

Willst du diesen Titel mir
verleihen, König Karl?

KARL

Zu deinen Titeln,
wie Leichtfuß, Taubenstößer, Springinsfeld?

RORICO

Auch diese Titel, unverdient wie alle,
Herr, trag' ich mit Geduld; doch jener kommt mir zu
wie keiner, wenn ich deiner Majestät,
dem Herrn der Welt, ins Antlitz blicke.

KARL

Hm!

Ein wenig Ehrfurcht schadet weder dir
noch mir, mein Sohn! Nur nicht zu viel davon,
sonst schmiedet ihr an meinen Thron mich fest
und lötet diesen Kopf in eine Krone,
ja, unternimmt es, mit Gebeten mich
zu mästen, wie den Götzen in Byzanz.

Ich bin kein Gott! Gott zu verehren bin
ich da, dem letzten Hörigen gleich im Volk,
bin gleich dem Hörigen müde, hungrig, durstig
zu seiner Zeit und sündhaft ganz wie du! —

Ein Rätsel! Rate, was bedeutet das:

du schlägst die Augen auf — es ist bei dir
und nicht bei dir! du jagst es fort — es flieht
und zieht, im Fliehn, dich hinter sich! du willst
es fangen — es entschlüpft! es von dir schütteln —
es nistet sich nur immer fester ein!

du brennst es — um so wilder brennt es dich!
du willst im Eismeer es ertränken — siehe,
das Eismeer siedet! Eis von sechzig Wintern
und mehr zerbricht, zerschmilzt, verdampft in Glut! —
Es ist kein Rätsel: 's ist 'ne Krankheit, Freund!

RORICO

nach längerem Stillschweigen:

Nun, meine Pflicht, vor aller Welt, ist die,
den Medicus, sofern du unpaß dich
auch nur im mindesten fühlst, Herr, zu verständigen.
Befiehl, so ruf' ich Winter, deinen Arzt.

KARL

Muß einer krank sein, der von Krankheit spricht?
Und wär' ich krank an dieser Krankheit: Winter,
wie meines Scheitels Schnee dich lehren sollte,
ist für dies Fieber nicht der rechte Arzt.
Genug von Rätseln! — Was gibt's Neues, drüben
zu Aachen in der Pfalz?

RORICO

Es fehlt das Haupt,
und also sind die Glieder kopflos.

KARL

Laß

sie zappeln und den Kopf ein wenig ruhn!

RORICO

Gesandte warten, sagen sie, Nachrichten
vom Dänenkönig, drohende, treffen ein.
Der Kanzler drängt fast flehentlich zum Vortrag.

KARL

Laßt den großmäuligen Dänen drohn und mich,
wie er, deswegen ungeschoren.
Inzwischen schneid' ich Trauben, weil sie reif!
So drohte der Avarenfürst und schwur,
geharnischt über mich hinwegzuschreiten —
und mancher mit ihm, der mir späterhin
durch meine breitgestellten Beine kroch,

so daß ich, über ihn hinwegzukommen,
nichts brauchte, als auf eigenen Füßen stehn.
's ist schal, zu herrschen, schal, zu siegen, schal,
den Schild zu halten wider Schwächlinge
und über Schwächlinge! Du, Sorge mir,
daß niemand unsere Wachen mir durchbricht! --
Jetzt sage — dann verlaß mich, denn ich will
allein sein! —, kannst du dich erinnern, was
das Schicksal jener Geisel war — du weißt —,
die ich dich vor mich bringen hieß? Es mögen
fünf Tage her sein oder sechs! Es war
die Tochter eines widerspenstigen Sachsen...
Ist sie ins Kloster bald zurückgekehrt?

RORICO

nach kurzem Zögern:

Nein, Herr!

KARL

Nicht? —

RORICO

Nein!

KARL

Und also blieb sie aus?

RORICO

Ins Kloster ist sie nicht zurückgekehrt.

KARL

Und wie ich's ausgesonnen, so geschah's?

RORICO

Genau! Man machte ihr ein Bündel, gab
ihr Brot, Wein, Zehrung, auch in gutem Gold,
und schärft' ihr ein, des Klosters Pforten stünden
geöffnet, wartend ihrer Wiederkehr.

KARL

Sie hatte, als sie ging, Rorico — dies
scheint mir der Punkt —, Gewißheit, oder nicht,
daß sie bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde
der Umkehr hochwillkommen sei?

RORICO

Sie hatte

Gewißheit.

KARL

Und sie kam nicht wieder?

RORICO

Nein!

KARL

Fahr wohl denn, Fürwitz: Friede seiner Asche! —
Eh ich's vergesse: laß den Speer mir bringen!
Wir wollen nach der Scheibe schießen. Eng
ist mir mein Wams, zu eng für meine Brust,
darin was quillt, um Panzer zu zerdehnen.
Rorico, sieh hier meinen Arm: er ist
gedrungen und fest wie einer! — Falten, wohl,
im Antlitz: doch mein Blick ist ungetrübt.

*Auf einen Wink Roricos sind Jäger mit Speeren aus
den Büschen hervorgetreten. Karl, einem der Leute
den Spieß aus der Hand nehmend, fährt fort:*

Gib her den Spieß, und Herzwurf will ich treffen
so brav wie du; soweit ist alles gut:
nur daß, wo dich ein junges Weib besucht,
mich das Gespenst des Alters quält. Es hüstelt
an meiner Seite, kriecht mir unters Deckbett
zur Nacht, berührt mich kalt, droht nörgelnd mir,
von unten auf in Stein mich zu verwandeln.
Von unten auf, in Stein und nach und nach,
lebendigen Leibs! Rorico, hörst du das?
Doch was: Gespenst hie und hie König Karl!
Versteint ist zwar bereits sein linkes Bein,
doch nicht sein Herz, noch weniger seine Rechte.
Stirb, alte Vettel!...

er schleudert mit Macht den Speer

...soll mein Wahlspruch sein.

RORICO

an der Scheibe stehend, die inzwischen aufgestellt wurde

und in deren Zentrum die Waffe Karls steckt.

Ein Wurf der Kraft; im Kern sitzt das Geschoß
und lobt den Meister bebend. —

KARL

schnell:

Ist sie tot?

RORICO

Wer?

KARL

Ob die Heilige tot ist, will ich wissen.

RORICO

Die Heilige? Welche Heilige?

KARL

Nun, jene,

von der ich rede, die ein Dämon mir
riet — weil vernichten Wollust ist —
vernichten!

RORICO

Herr, sie lebt.

KARL

Sie lebt?

RORICO

Gewiß.

Doch leider, wahrlich, ist sie keine Heilige.

KARL

Nun komm, Rorico, komm, hier ist ein Platz,
für Knaben wie geschaffen, die, gleich uns,
der Schul' entlaufen Kurzweil sinnen. Sprich,
erzähle: lebt sie noch? wie lebt sie? wo?
gerupft? zerzaust? wie? eingeschüchtert?

RORICO

Schwerlich.

KARL

Stülp um den Ranzen, Freund, gib, was du hast!
Ich bin dein Gast, erspare mir das Bitten,
das Fragen auch! Es geht ein licht Gewölke

von Wohltat durch mein Innres hin; es regnet
den lauen Regen, der die Bäche fließen,
die Auen sprießen und in allen Büschen
die kleinen Drosseln jauchzen macht. Sie lebt!
zwar ein geringes Leben ohne Wert —
ganz andere Ernten fressen Jahr um Jahr
die Sicheln meiner Schnitter! —, doch mein Herz
lobt, eigensinnig wie es ist, den Himmel
für dieses armen Kinderherzens Schlag:
und daß er meiner Härte es entzog.

RORICO

So laß mich offen sein — denn weil ich merke,
daß unerhörte Gnade meines Herrn
auf unerhört Unwürdiges trifft, so wird
Wahrhaftigkeit zwiefache Pflicht. Gersuind,
die sächsische Geisel, die du, sagen wir,
töricht, fürwitzig, doch unschuldig nennst,
ist reich an Fürwitz, reich an Torheit, wahrlich,
doch reicher noch an Schuld! 's ist wahr: noch nie
sah ich ein Blendwerk diesem gleich, noch nie
die Glorie der Reinheit so getreu —
erlogen. Denn man meint, die Hostie,
in dieses Gnadenbildes Mund gelegt,
sie sollte blühen, so bewahrt, im Schrein
der Unschuld, unbefleckt, nach tausend Jahren!
Wie Läuterströme rinnt's von dieser Stirn,
was doch nur Gifthauch, Grau'n, Verderbnis ist.
Herr...

KARL

Wart! Eins um das andre! nach und nach!
Zu neu und zu gestrüppreich ist dein Weg.
Geh langsam! — ist sie eine Sünderin,
'ne Irmintrud, wie unser Kanzler predigt,
womit denn, rede — daß wir sie dran strafen —:
mit welchem Gliede sündigt sie zumeist?

RORICO

Mit welchem Gliede? Nimm die Tugend, die
beinahe keine ist in ihren Jahren,
und dann nimm jenes Laster — jenes, das
sich immer auf dem Grab der Keuschheit mästet,
schamlos, in Geilheit wuchernd —, und du weißt's.

KARL

Gut, Rico! Und woher hast du dein Wissen?

RORICO

Zum größten Teil aus ihrem eignen Mund.

KARL

Ei, ei, Herr Graf Rorico, um Vergebung...

RORICO

Beschämst du mich? Was hätt' ich zu vergeben?
Hinwiederum, was sonst auch König Karl
mir Jahr um Jahr in grenzenloser Huld
langmütig zu verzeihen Ursach' hat,
bin ich doch frei von Schuld in dieser Sache.
Sie lief mir nach — ich sag' es frei! —, sie hing
sich an mich, stieß ich sie gleich hart zurück.
Sie ließ nicht nach, doch, gradheraus, es kam —
so sehr ich sonst ein Mann bin! — über mich
wie Abscheu, mehr wie Abscheu noch: wie Furcht!
Fremd schien ihr Wesen mir, aus Fremdem mächtig,
so zwar, daß ich nicht nahm, was preis sich gab.

KARL

erbleichend:

Nun, sieh mich an, Rorico!

RORICO

tut es offen und furchtlos:

König Karl?

KARL

Erzähle weiter!

RORICO

Zugegeben, daß

ein Mann, der dies tut, seltsam ist, und doch...

ich wagte manchen Sturm auf mindere Reize.
Ich bin kein Unmann und nicht feig. — Allein,
trotzdem hier nichts zu schonen war, noch zu
erobern etwas außer meinem Nacken,
sooft er ihren Armen sich entzog,
blieb ich, was man nicht gern sich nennen hört
in diesem heiklen Sinn: ein Held.

KARL

Und weiter!?

RORICO

Ja, weiter trug sich dies noch zu mit ihr
erst gestern: Reif, du weißt, fiel diese Nacht
und lag noch morgens, bis die Sonn' ihn wegnahm...
kurzum, ich griff sie gestern abend auf.
Genau gesagt, sie war's, die mich eräugte,
mich anrief und mir nachlief unentwegt,
bis an des Gartenhäuschens Schwelle, wo
ich abstieg...

KARL

Hinter deinem Pferde lief
das Kind?

RORICO

Drei Milien weit, ja! Kurzgalopp
hielt ich den Schecken, und so flog sie mit.

KARL

Hat sie beschwingte Sohlen?

RORICO

Herr, sie ist
leichtfüßiger als ein Schmaltier vor der Meute,
flink, unbegreiflich federleicht im Lauf. —
Doch endlich kam mich Mitleid an. Ich rief:
Dirne, wem jagst du nach? — Dir! kam die Antwort.
Ich gab zurück: dem Satan mehr als mir! —
Nein, dir, nur dir! — Dem Aas, wie Hündinnen,
schrie ich, und dann pariert' ich meinen Gaul.
Du brichst zusammen, sagt' ich. Steh! du fährst —

dein Herz steht still, es bricht! —, in deiner Sünde fährst du dahin, wo du nicht Atem holst.

KARL

Und sie?

RORICO

Sie schlug 'ne wilde Lache auf, durchdringend, wie ein Specht lacht. Packe dich ins Kloster! brüllt' ich, oder kriech zurück in deine Gosse, deinen Hurenwinkel zu Aachen, wo mein Schecke selbst mit Schaudern mich trug und in die Nüstern schnaubend und ich leider Gotts dich auflas!

KARL

Gut. Du warst nicht fein mit ihr, Rorico.

RORICO

Nein, nicht fein. Mit ihr so wenig als mit mir, Herr, wahrlich! Doch mocht' ich sie nicht schlagen, mochte sie im Feld nicht liegen lassen, und ich nahm, nachdem ich erst mich gründlich ausgetobt, sie, eingedenk des guten Samariters, sogar in meinen Mantel eingewickelt nach Hause mit: so daß der alte Mann am Tor, als wir — das Roß am Zügel haltend ich, sie vermummt darauf — ankamen, sich bekreuzigte.

KARL

Wo kamt ihr an?

RORICO

Hier.

KARL

Wo?

RORICO

Beim alten Seneschalk am Gartentor.

Und also ist sie...

KARL

RORICO

...leider Gottes hier:
vorläufig in des Weinbergwächters Hut
und einquartiert im Häuschen an der Mauer.

KARL

*erhebt sich, sieht Rorico lange und fest an und bricht
dann in ein nicht ganz gesundklingendes Lachen aus:*

Und so verbrämst du einen wilden Streich,
Rorico, toll wie wenige seinesgleichen?
Mit so viel Worten? Vogelsteller! Gab
ich deshalb diesem Vögelchen die Freiheit,
damit dein Bolz ein flaumig Bette trifft?
Beinah, tollköpfiger Graf, ist dies zuviel
für meinen Langmut, Rothtrauts, meiner Tochter,
Nachsicht, die, wie du besser weißt als ich,
auf reine Sitte hält an unserm Hof.

RORICO

Es schmerzt mich, daß du deinen Diener so
mißkennst...

KARL

...und mich, daß du mißbrauchst und eben
Mißbrauchtes schmähen magst mit kühner Stirne.
Sprich nichts mehr! — Was geschah, ist meine Schuld;
doch daß ich neue Schuld nicht auf mich häufe,
will ich dem offenbaren Fingerzeig
der Vorsehung, die dich zum Werkzeug nahm,
um mir das Kind aufs neue zuzuführen,
gehorschen und das Mägdlein wiedersehn.
Und zu erproben ist das andere Mal,
ob recht erwogener Rat, mit Macht gepaart,
gutmachen kann, was Übereilung fehlte.
Du zuckst zusammen? — Ist denn dir der Sprung
von der Subura in des Königs Gnade
ganz unbekannt? — So steht die Laune mir:

man soll sie in den Garten bringen, zwischen die Beete und Gebüsche, ahnungslos — dort sie verlassen, ohne Wink, und ich will, wie durch Zufall, ihr begegnen.

Rorico entfernt sich nach einer Verbeugung. Karl bleibt stehen, grübelt einen Augenblick, läßt dann den Blick umherschweifen, prüfend, ob er auch allein sei, und bemerkt so die beiden Jäger, die, in der Entfernung aufgepflanzt, weiterer Befehle warten.

Tragt

die Spieße fort!

Die Jäger ziehen Karls Speer aus der Scheibe und nehmen die Scheibe selbst weg.

He, Jäger, sag mir, wer kniet überm Buchsbaum, dort, am Gärtnerhaus?

ERSTER JÄGER

Ein Kind.

KARL

Vielleicht des Gärtners Enkeltochter?

ERSTER JÄGER

Des Gärtners Enkeltochter, ja — nur hat sie rabendunkles Haar und jene lichte.

KARL

Erkunde, wer sie ist! — Nein, fort mit euch!

Die Jäger entfernen sich. Man hört das laute Gelächter Gersuinds. Karl erbleicht, steht unbeweglich und blickt unverwandt nach einer Richtung, in der Gersuind endlich erscheint, und zwar in heftiger Verfolgung eines Schmetterlings. Sie kommt bis in die nächste Nähe Karls, scheinbar ohne ihn zu bemerken.

Was treibst du hier?

GERSUIND

nach leichtem Aufschrei:

Ich fange Schmetterlinge.

KARL

Wo und auf wessen Grunde tust du das?

GERSUIND

Er heißt Rorico, glaub' ich, Graf von Maine.

KARL

Du meinst, daß hier Roricos, Grafen Maine, Besitztum ist?

GERSUIND

Ich weiß nicht. Oder Rothtrauts vielleicht! Mir ist es einerlei, ob sie, des Kaisers Tochter, ob ihr Liebster hier die Beete jätet und Gemüse baut. Sie haben schwerlich ihre Kohlweißlinge gezählt noch ihre Trauermäntel — und wen kränkt's, wenn ein Eidechsen weniger ist?

In diesem Augenblicke hascht sie eine Eidechse, die scheinbar ihr ganzes Interesse sogleich in Anspruch nimmt.

KARL

Übel bekäm' es dir, dächt' ich wie du. — Nun, richte, wenn es sein kann, einen Blick auf mich: du siehst mich heut zum drittenmal. Denk nach! Der Greis, mit jenem Blicke des Ertrinkenden, der dir die Freiheit gab, er ist's — noch immer atmend! nicht ertrunken! —, und wieder kreuzt er deinen Weg. Vielleicht tut heut sein Blick dir weniger weh, ist heut dir eine starke Hand willkommener als damals, nun du weißt, was Freiheit ist?

GERSUIND

Still! Sieh doch, sieh, wie niedlich ist das Tier!

KARL

Ja — in der Tat, Gersuind. Doch der hier steht, ist nicht gewohnt, an taube Ohren Worte zu richten, und ich widerrat' es dir, in diesem Augenblicke taub zu sein. —

Ich tat dir unrecht; denn ich war's, es war
die Laune des Gebietenden, die dich
hinunterstieß in jenen Abgrund, den
ich kannte: unrein, wimmelnd von Geschmeiß.
Ich war's und reiche heut dir meine Rechte,
um aus dem tiefen Elend, das du nun
ermessen hast, dich an das Licht zu ziehn.
Verstehst du das?

GERSUIND

lachend:

Bei Irmins Golde, nein!

KARL

Gersuind, was wagst du! Das verstockte Volk,
dem du entstammst mit deinen wirren Sinnen,
kennt, ist es gleich verflucht in Finsternis,
für dich und deinesgleichen eines nur:
den Strick! Man gibt der Jungfrau, die sich wegwarf,
die Wahl, sich eigenhändig zu erdrosseln,
oder die Weiber peitschen sie durch Flecken
und Höfe, nackt, bis sie in Schmach verzuckt.

GERSUIND

mit unschöner Heftigkeit:

Jawohl! und tun das gleiche tausendmal
mit ihren Männern, geile Wölfinnen,
in Mordbrunst wilder als in Liebesgier,
wofür sie jene töten.

KARL

Wessen Worte
sind's, Gersuind, die du hier mir wiederholst?

GERSUIND

stutzig, ungezogen:

Die Worte meiner Sprache sind es.

KARL

Und
wessen Gedanken?

GERSUIND

Wer es mir gesagt,
daß Weiber hirnlos sind und Hündinnen?
Weiß doch der dümmste Mann, daß es so ist!

KARL

Gersuind, wer bist du? Meine Augen trauen
den Ohren nicht und jene nicht den Augen.
Mein Auge sagt zu mir: sie ist ein Kind,
du magst ihr eine Puppe schenken! — wo
mein Ohr hingegen meint: sie ist ein Weib
und jedes schwersten Weiberschicksals kundig!
Sag, welchen Sinnes Meinung teil' ich nun?

GERSUIND

lachend:

Schenk mir ein Püppchen! Schenk mir eins! Ei wohl.
Nur denke nicht, daß fünfzehn junge Jahre
nur fünfzehn katzenblinde Tage sind!

KARL

Was soll geschehn? Ich sehe freilich nun,
daß du gedankenlos und blind nicht handelst,
vielmehr mit Vorsatz, Kühnheit und Entschluß
das Böse suchst. Vielleicht hat Ercambald
recht, und es wohnt in dir ein Dämon, wohnt
im köstlichen Goldelfenbeingehäus Gersuind,
den wahren Hausherrn, Gott, daraus verdrängend.
Doch wenn ich dich betrachte, fass' ich's nicht!
Warum muß dies Gehäuse rein und lieblich,
statt Köstliches zu bergen, Köstlichstes,
ein schreckliches Gefäß der Greuel sein?

GERSUIND

Seltsam! Ihr Männer seid doch wunderbarlich:
ein jeder, der mich nahm, sagt mir das gleiche
und klagt mich an für das, was ich ihm gab.

*Sie blickt Karl kurz von der Seite an und hängt plötzlich
an seinem Halse.*

Sei doch nicht närrisch, Alter!

KARL

ohne sich zu bewegen:

Wär' ich nun

Rico, Graf Maine, so löst ich deine Arme
von meinem Nacken, kleine Hure! Doch
da ich Karolus nur, der Kaiser, bin,
vermag ich's ihm nicht nachzutun.

GERSUIND

*auf einem Säulenschaft stehend, noch immer die Arme
um Karls Nacken gelegt:*

Ihr redet

zu viel, ihr Männer! Schweigt doch still und nehmt
nur schweigsam hin und fromm, was man euch gibt!

KARL

Schweig, Bastard einer Heiligen, empfangen
im Schlaf von einem Satyros, der sie beschlief!
Geh! Habe Mitleid! denn Vernunft erstickt
und jede Macht der Majestät vor dir
und in dem Lächeln deines dünnen Mundes.
Wer hindert mich, daß ich, so, mit dem Daumen,
du Salamander, deine weiße Kehle
eindrücke, bis auch deine Macht erstickt
und nur der reine, süße, keusche Leib,
nicht mehr mißbraucht von der verfluchten Seele,
in meinen Händen bleibt!?

*Im leidenschaftlichen Kampf mit sich selbst stößt er,
nahe am Erliegen, sie von sich.*

GERSUIND

Ai, Ai!

Du tust mir weh mit deinen groben Fäusten.

*Das Gesicht von ihr abgekehrt, steht Karl tief auf-
atmend, bestrebt, sich zu beruhigen. Gerswind, entfernt
von ihm, beobachtet ihn schlau und reibt ihre Gelenke.
Nach kurzem beginnt Karl wieder.*

KARL

Gewalt muß helfen, wo Ermahnung nicht

fruchtet! Gewalt, zwar väterlich geübt,
doch unentrinnbar! Du bleibst straflos; denn
ich gab dir die Gewähr ruchlosen Tuns,
nicht aber sie, die dich mißbrauchten: und
so finden meine Häscher Arbeit, meine
Henker für ihre Galgen was zu tun. —
Namen! Nenn mir die Namen! Hier der Griffel
und hier ein Täfelchen mit frischem Wachs!
Namen! die Namen jener Wüstlinge,
die dort, im Schutze meiner Pfalz, im Schatten
der Dome, ruchlos mit dir sündigten!
Die Namen, Gersuind, will ich wissen; schnörkeln
will ich, mit schwerer Hand, sie in mein Wachs
und hinter jeden setzen: tot! tot! tot!

GERSUIND

außer Fassung, aber heftig, mit dem Mute der Angst:

Das wirst du nicht tun! Nein! du tust das nicht!
Auch werd' ich keinen je dir nennen, der
aus gutem Herzen meinen Willen tat.

KARL

So will ich Rico schreiben, Graf von Maine!

GERSUIND

gewöhnlich:

Ja, schreib nur diesen; mir kann's recht sein, wenn
des Blinden Stockhieb einen Blinden trifft.

KARL

Gut denn, Gersuind. Laß ich die Meute los,
so weiß sie mir mein Wild schon auszufinden.
Statt vieler nenne jetzt den einen mir,
der mehr dir war und gab als all die andern.

GERSUIND

Warum? Den nagelst du wohl an ein Kreuz?

KARL

Ich hoffe nicht, wenn ich ihn dir vermähle.

GERSUIND

schnell, erschrocken:

Oh, wie? Für alle einen mag ich nicht.

KARL

merklich entlastet:

So kennst du weder Männer noch den Mann,
Gersuind, und nun zum erstenmal
scheint mir der junge Flaum um deine Schläfe
am rechten Ort zu sein. Zum erstenmal
hebt sich von deiner armen Seele mir
der böse Nebel, der sie mir versteckte.

Immer mehr groß und väterlich:

Noch dringt dein eigener Blick nicht zu mir; denn
noch blinzelt deine Seele, halb erwacht
erst, und du tappst im Zwielficht. Laß den Strahl
des jungen Tags, der dir beschieden ist,
erst voll und hell aus seiner Knospe brechen,
so wird im reinen, morgendlichen Licht
dein wahrer Frühling sich entschleiern. Hab
Geduld, Gersuind! Wer nicht will warten, bis
die Traube reif und schwer vom Stocke prangt,
genießt nur sauren Wein! Glaub mir, du weißt
nicht, wer du bist — noch weniger, wer ich bin.
Doch beides weiß ich, weiß es, und ich lasse
dennoch, bedenke, nicht die Hand von dir!
Warum nicht? Hält Magister Alcuin
doch die Ameise langen Grübelns nicht
für unwert, und auf einem Strohalm trägt
er sorglich sie zwei Milien weit nach Haus.
Nun gut. Fürcht' ich mich etwa? sind Ameisen
mir furchtbar? setz' ich denn nicht meinen Fuß
auf ganze Völker von Ameisen? Rang
ich denn nicht alle Männer deines Bluts
nieder, und sollte nun vor dir entfliehn? —
Hier dieser Edelsitz ist dein, Gersuind!
In diesem Garten sollst du wurzeln, du

Entwurzelte! sollst langsam wachsen, blühn,
Früchte zur Reife treiben, wohlgepflegt
von Gärtnerhänden! Fröhlich magst du sein
im Schutze deiner Mauern, unbetrübt
als Herrin deiner Kammerfrau, bedient
mit köstlichen Gewändern, goldnem Schmuck
und jeder Lustbarkeit, die du befiehst:
nur eins...

GERSUIND

schnell:

Ich muß nur, wie die Lieblingsblume
des Kaisers Karl, stockstill im Beete stehn.

KARL

Kennst du denn seine Lieblingsblume?

GERSUIND

Freilich!

Pflanzt' ich als kleines Ding von sieben Jahren
doch selbst, voll Ehrfurcht, Karols Malven ein.

KARL

immer mehr groß, rein, väterlich:

Heut liegt dir Ehrfurcht ferne! Läge dir
Ehrfurcht nicht fern, du hättest sie vor dir:
erwiesest Ehre dir, so mein' ich, scheuchtest
Unehre von dem reinen Spiegelbilde
der Gnadenmutter, das du bist, in Furcht
den keuschen Schatz der Himmelskönigin
bewahrend vor dem Tasten ekler Finger,
unheiliger Berührungen. — Gersuind:
in diesem Hause sprudeln heiße Quellen,
die ziehn aus dem verderbten Körper Gift,
das Blut entsühnend! Heiße Quellen sind
auch hier, in meiner Brust, entquollen! Quellen
der väterlichen Liebe, spür' ich, rinnen
dir unaufhaltsam! Eile! Deine Seele
entsühne, bade sie von Flecken rein!
Denn wärst du gleich mit Makeln übersät,

so will ich eines Tags doch zu dir sagen —
wenn du dich meinem reinen Willen fügst —:
geh hin und zeige dich den Priestern! Und
an jenem Tag sollst du vor aller Welt
rein wie die keusche Himmelsblume, wie
die Lilie in Mariens Händen sein.

*Er hat seine Rechte auf Gersuinds Scheitel gelegt; sie
küßt seine herabhängende Linke.*

DRITTER AKT

Wiederum auf dem Landsitz Karls in der Nähe von Aachen. Ein Raum im Inneren der Villa, mit Säulen, von einer Kuppel überwölbt. Der Fußboden besteht aus farbigem Marmor. Es führen offene und verschlossene Türen ins Innere des Hauses, eine andere in den Garten. Aus einem etwas tiefer gelegenen, mit der Kuppelhalle verbundenen Raum steigen Magister Alcuin und Graf Rorico über mehrere Stufen herauf. Magister Alcuin ist eine hohe und edle Greisenerscheinung, zugleich die eines Gelehrten, Dichters und Mannes von Welt, natürlich im geistlichen Gewande.

RORICO

Nicht weiter, Herr Magister, darf ich dich geleiten, und beim Zeichen, das der Torwart gibt, muß ich, ob du den Kaiser sahst, ob nicht, von Haus und Garten dich verweisen.

ALCUIN

Wie?

auch dann, wenn ich durch eigenhändige Schrift des Herrn hierher berufen bin?

RORICO

Du bist

berufen?

ALCUIN

Freilich, Graf. Und wär' ich's nicht, ich säße friedlich jetzt bei meinen Büchern, und ohne, glaub mir, Neugier zu verspüren, wehrt' ich mich vor Gerüchten, wie bisher.

Immer mit leichter Schalkhaftigkeit und durchaus liebenswürdig:

Was habt ihr hier für Heimlichkeiten? Was betreibt ihr hier für Maskeraden, Graf?

Warum hält sich der Keulenschwinger Karl

versteckt, in diesem Hinterhalt? Denn wirklich,
eh man zu euch gelangt, in eure Wildnis,
auf schmalen Pfaden durch die Sümpfe, die
euer Inselchen und dieses Haus umschließen,
hat man Gefahren zu bestehn. — Sie sagen:
da allenthalben sich das Raubzeug rege,
so täte not, daß unser Herakles
sein Löwenfell ein wenig rüttelte,
statt am Spinnrocken. . . , ah, was wohl zu tun?

RORICO

Wir sind hier um der heißen Thermen willen,
im Erdgeschoß des Hauses: König Karl,
der sie Jungbrunnen nennt, braucht hier die Kur.

ALCUIN

Jungbrunnen nennt er — was?

RORICO

Die heißen Quellen.

ALCUIN

Richtig, ganz wohl verstanden, bester Graf.
Auch kenn' ich meinen alten Patriarchen
genugsam! Sah ich Hirten doch — nicht Hirten
von Völkern: nur von Lämmern — ihre Füße,
die kalt und starr vor Alter waren, wärmen
in junger Tiere Eingeweiden! Zeus,
der Oberhirt der Götter und der Menschen,
trotz ewiger Jugend, fror zuweilen! Angst
des Alterns überschlich ihn, und er fühlte,
seltsam genug, als Stier sich wieder jung!
Weiß Gott, es kriecht mir laulich übern Rücken!
Jungbrunnen: warum nicht? Wenn's ihm gedeiht,
dem Mann der Männer, diesem irdischen
Zeus, mag er unter seine Lämmer greifen. . .
ich wollte sagen: baden, wo er will.

RORICO

So du berufen bist, Hochwürdigster,
nimm Platz! Es ist ein zweiter Ruf ergangen,

an unsern Kanzler Ercambald, zum Vortrag. —
Ein Umstand, den ich mir zum Guten deute;
denn sonst... es fehlt der Arzt bei unsrer Kur!
Ich darf nicht reden, mag nicht, weiß es Gott!
Ich überschaue den Gewaltigen nicht
und weiß nichts Besseres als zu gehorchen
bei seinem Anblick! Doch sein Anblick ist
nicht so, als hätte ihn das Bad verjüngt.
Sieh selbst: es ist sein Schritt auf der Terrasse.

*Er zieht sich schnell zurück. Alcuin mustert nochmals
flüchtig seine Kleidung und stellt sich zurecht. Ein
brauner Diener öffnet von außen die Gartentür und
läßt Karl an sich vorüber eintreten. Karl ist ein wenig
bleicher als früher. Die Ruhe und Festigkeit seines
Blicks hat eingebüßt. Er kommt aus dem hellen Tages-
licht, das seinen langen Schatten vor ihn hinwirft.
Er bemerkt Alcuin und hält die Hand, wie um den
Blick zu verschärfen, über die Augen.*

KARL

Noch kann ich nicht erkennen, wer du bist.

ALCUIN

Doch ich den Unverkennbaren, den David!

KARL

Flaccus, du bist es!

ALCUIN

Ja, der schwache Flaccus,
den deine rauhen Krieger, die, im Forst
verteilt, um ihren Cäsar Wache halten,
als stünde seine Burg im Feindesland,
zur Not verschonten.

KARL

Flaccus, Feindesland
ist für den Mann und Menschen überall,
wo Männer sind und Menschen.

Er klatscht in die Hände:

Nimm nun Platz!

Harun al Raschid zaubert durch das Klatschen
der Hände Paradiese aus dem Nichts.

Kein Magier bin ich, nur ein rauher Franke,
der dir nicht mehr als deinen Lieblingswein,
dazu Gesottnes und Gebratenes —
wie's eines armen Landmanns Herd vermag —
nach ausgestandner Angst kann bieten.

ALCUIN

lachend:

Mehr

heischt ein bescheidner Mann wie Flaccus nicht.

*Zwei sarazenische Diener in bunten Turbanen erscheinen
und küssen die Erde vor Karl; Alcuin, mit einem
Blick auf die Diener, schalkhaft:*

Auch find' ich mich mit Davids Armut ab.

KARL

Hassan, wir wollen speisen wie die Götter!

*Die Diener, die sich erhoben hatten, werfen sich noch-
mals zur Erde, stehen auf und treten ab.*

ALCUIN

Nun scheinst du dennoch, Herr, ein Magier mir!

KARL

Wär' ich's! Ich bin es nicht. Vier andre Sklaven,
gleich diesen, schenkte eben der Kalif

Harun al Raschid mir nebst, wie du weißt

und wissen muß, sechs dunklen Sklavinnen.

Erst jüngst der fast Vergessenen mich erinnernd,

kam mir die Laune, daß ich sie berief,

hierher, zu meinem Dienst, wo ich denn erst

der kaiserlichen Gabe Wert erfand:

denn wie sie dir das Bad bereiten, wie

dich wickeln, hüllen, kneten, deinen Winken

zuvortun, dies ist über alles Lob!

Verweichlichend vielleicht: doch Weichlinge

sind's von Natur! Ich werd' es nie, mein Flaccus! —

Jetzt höre kurz, warum ich dich berief.

Du bist geboren in Northumbria,
und zwar aus Sachsenblut...

ALCUIN

Ja, König David.

KARL

So wirst du bald in diesem Hause etwas
rumoren hören, was dir nah verwandt:
doch davon später! — Was ich brauche, ist
der Sachse nicht. Den Bruder brauch' ich, brauche
den Mann von gleicher Einsicht, gleichem Wert!
Und das bist du, mein Flaccus, der das Schwert,
das geistliche, an seiner Seite führt,
das Gott zurückließ auf der Welt. Du hobst
es auf, wie ich das weltliche, und bist
mehr Petri Schwert- und Schlüsselhalter mir
als der zu Rom. Du bist im Göttlichen:
von Gott — im Menschlichen: von Gott allein
nicht minder, und von niemand sonst, belehrt!
So sei der Mann, der mir Willkommene!
Er muß verstehn: nicht richten! muß das Leben
verehren: nicht abtöten wollen! Denn
wollt' ich abwerfen, was ich tragen muß,
wie Oheim Pippin, der ins Kloster floh,
so brauch' ich eine leere Zelle nur
zum Atemholen, keines Menschen Brust. —
Du bist mein Freund und treu, mein Flaccus! Nun,
mir geht es wunderlich! Die Menschen sagen
vielleicht... ich weiß nicht, was die Menschen sagen!
Ich spüre nur, daß in mir etwas ist,
was mich, von unten auf, durch tausend Röhren,
wie einen kahlen Baum, mit Saft erfüllt. —
Nun ist dies ja vielleicht wohl lächerlich
und spottet meines eignen Bauernkopfs
wie aller Bauernregeln des Kalenders:
ein alter Baum, seit langem dürr und von
Schmarotzerpflanzen ausgesogen, denen

er noch den trocknen Stamm als Stütze leiht,
damit sie, wie bisher, aufrecht ins Licht
der Sonne geilen, ist er selbst gleich tot —,
ein solcher Stamm fängt an frisch auszuschlagen!
Da gibt's ein Wispern in den Blätterchen
des Schlingkrautnetzes: ei, der alte Karl,
der alte Obstbaum will noch leben! nicht
für uns, oho!, so züngelt's: nur für sich!
Nun ja: der alte überzählige Karl
vielleicht hat sich zu schämen, daß er lebt,
vor euch: doch will er leben!! Somit gut.

ALCUIN

Herr! Großer David unsrer Tafelrunde,
die, von des Heiligen Geistes sieben Gaben
durchglüht, erhaben über Irdisches,
dich, wie das Gold den Edelstein, umringt...
was sind wir ohne dich? Du, der den Pflug
führt wie das Schwert und ebenso den Griffel:
was in der Erde ruht, rufst du hervor;
was auf ihr friedlich wohnen will, ernährst du
und gibst ihm Schutz; was in dem Himmel ist,
verehrst du, Sämann du von Christi Saat! —
Karl! lallt das Kind, bevor es Vater spricht;
Karl ist kein Wort! Das Wort ist Kraft und Macht.
Zwei Nachbarn zanken — Karl! der Streit ist aus.
Völker bekriegen sich — Karl! es ist Friede.
Das Erdreich liegt in Frieden — Karl! der Grund
erbebt, die Welt verfinstert sich, und: Karl!
heißt nun nicht Friede mehr, heißt Krieg.
Wer wollte sich vermessen, dich zu meistern!

KARL

Daß mich wer meistert, nein, das fürcht' ich nicht;
dazu bin ich zu sehr ein grober Franke;
und steh' ich gar gewappnet unterm Schild,
dringt schwerlich mir ein Spieß bis auf die Haut.
Hingegen, wo ich mich vertraue, wo

ich meine Seele biete, hüllenlos —
in dem, was unterm harten Knubben Karl
noch etwa Zartes ist —, bin ich verwundbar.

Sarazenische Diener haben die gedeckte Tafel hereingetragen und zurechtgestellt, andere halten goldene Handbecken und Kannen.

Ich war ein wenig einsam hier. — Nun, komm und setze dich! —

Er und Alcuin nehmen am Tisch Platz. Man gießt Wasser über ihre Hände.

Mir ist die Einsamkeit
lieb und erwünscht im ganzen, doch entbehrt
hab' ich — nicht Freunde — aber doch den Freund.
Damit hebt er seinen Becher und trinkt Alcuin zu, der ihm Bescheid tut. Nachdem beide getrunken haben, entsteht eine kurze Pause, darnach sagt Karl:
Willst du, so schaff' ich niedliche Gesellschaft.

ALCUIN

fein, verbindlich:

Lädt den Horaz Anakreon zu Gast,
erwart' ich mir bei vielen guten Dingen:
Wein, Lieder und ein Liebstes obendrein.

KARL

Brav, Alter Heide! aber ziehe dir
ein gut genietet Gitter um dein Herz!

Er schlägt an eine Metallplatte, die einer der Diener trägt. Der Ton ist kaum verhallt, als Gersuind, herzugeeilt, bereits vor den beiden Männern steht. Sie ist leicht und phantastisch gekleidet. Ihr Haar ist offen.

GERSUIND

stutzt, als sie die beiden am Tisch sieht:

Ihr eßt? Pfui!

KARL

Pfui! Was? Muß der Mensch nicht essen?

GERSUIND

Wenn Leute essen, ekelt's mich.

KARL

Wie? Leute?

Sind wir denn Leute?

GERSUIND

Seid ihr etwa mehr?

ALCUIN

Was nun den einen von uns anbelangt,
du Quellgeist...

KARL

Quälgeist sollst du lieber sagen!

ALCUIN

fährt fort, auf Karl deutend:

Was diesen anbelangt, so irrst du dich.

KARL

Für sie sind alle Männer Leute, und
so leider alle Leute Männer auch.

GERSUIND

Was mehr? Ich liebe überhaupt nicht Menschen.

ALCUIN

Nur ausgenommen unsern König Karl,
den Allverehrten, Allgeliebten, hoff' ich.

KARL

Freund! Keinen nimmt sie aus: so helf' mir Gott.
Wär' ich ein Krammetsvogel, und ich könnte
schön singen: dann vielleicht! Wär' ich ein Kitschlein,
noch blind im Wurf der Mutter, und ich schrie
Miau: ja dann, dann könnt' ich wohl vielleicht
auf Liebe hoffen und auf Zärtlichkeit.

GERSUIND

genäschig umherblickend:

Habt ihr für mich nichts?

KARL

seinen Kelch darbietend:

Wein!

GERSUIND

Pfui, widerlich! *Sie stößt den Kelch zurück.*

KARL

Sie nährt sich von Orangenblütenwasser,
von Rosenblütenwasser, kommt es hoch,
in Schnee gekühlt, wie es die Farbigen
ihr zubereiten! Und wir füttern ihr
Angoraziegen, weil ihr Säuglingsmund
nur dieser Tiere Milch zu schlürfen wünscht.

ALCUIN

So ist es Nektar und Ambrosia,
womit du deine reine Lebensblüte
nährst, gleich den Göttern des Olymps?! — Und wirklich
scheinst du von überirdischem Stoff zu sein.

KARL

Sie ist von irdischem Stoffe!

GERSUIND

Allerdings!

Nennt mich, wie's euch gefällt, nur keine Heilige;
denn alles wollt' ich lieber sein als das!
Ich esse, trinke, tue, was ich mag,
nicht was die andern wollen, und die andern
mögen dafür auch, was sie wollen, tun!

KARL

Und wenn die andern wollen: so und so...
was recht und gut ist...

GERSUIND

Tu' ich's grade nicht!

KARL

Mein weiser Flaccus, nun versuch's einmal,
ob die Erfahrung deiner Jahre, ob
dein Wissen, eingeheimst mit Bienenfleiß,
die schwer errungene Weisheit langer Nächte,
du Licht- und Werkfreund, unersättlicher...,
ob dir des gottgelehrten Geistes Kraft,
die volle Macht der sieben freien Künste

nur so viel nützt, daß du vor diesem Kinde
nicht hilflos wie ein Abc-Schütz bist?
Mir hat sie meine Ohnmacht längst besiegelt.

ALCUIN

Was wäre Flaccus, wo Augustus sich,
mit des Herakles Lorbeer um die Stirn,
ohnmächtig dünkt: doch geb' ich gern mich preis.

KARL

Laß dich einmal belehren... sagen wir:
was Sünde sei?

GERSUIND

schnell:

Nun, Sünde gibt es nicht.

KARL

Schamhaftigkeit? Ja! Frag sie etwa dieses!

ALCUIN

Jungfrau, was, meinst du, ist Schamhaftigkeit?

GERSUIND

lacht erst in sich hinein, dann frei heraus:

Ich bin ein Kind von eurer Eva nicht
und eurem Adam: meine Urureltern
aßen von eurem Sündenapfel nicht!
Drum weiß ich also nicht, was gut und böse.

ALCUIN

Bist also nicht an Wissen Gotte gleich
und dennoch aus dem Paradies verstoßen.
Wie aber kommst du je dorthin zurück?

GERSUIND

Da Sorge, Graukopf, du für dich allein! —
Was faselt ihr nur von Schamhaftigkeit?!
Wenn ich mich meiner Glieder schämen soll:
soll ich denn stolz auf meinen Schneider sein?
Sind Wolle, Fäden eines Seidenwurms, die Faser
von Flachs denn besser als das, was ich bin,
wodurch ich sehe, höre, schmecke, atme?
Wenn deine Töchter, Türme Goldes, Türme

edlen Gesteins — ich mag nicht Schmuck! — herwandeln,
sind nicht die Töchter mehr als das Gestein?
Bin ich vor Gott nicht nackt? Wollt' ihr es anders?
Gut! Sprech: so streif' ich meine Kleider los
und laß euch die, statt meiner, zur Gesellschaft!

KARL

Halt, halt! Sie ist imstande, Freund, und tut's.

*Gersuind hat allen Ernstes Anstalten gemacht, ihre Klei-
der aufzunesteln und abzuwerfen.*

Was sagst du jetzt, Magister?

ALCUIN

Ich bin sprachlos!

KARL

Was führen wir dawider nun ins Feld?

GERSUIND

*einen langen Schleier, mit dem sie sich drapiert hat,
abwerfend:*

Vielleicht fragt ihr nun nochmals meinen Schal,
und der, womöglich, gibt genehmere Antwort!

*Sie wirft ihren Schal auf die Erde und läuft mit Ge-
lächter davon.*

KARL

Gersuind!

Sie ist verschwunden und kehrt auf den Ruf nicht zurück.

Fort ist sie! —

Sage, klingt ihr Lachen

dir angenehm?

ALCUIN

Einst, tief im Jütengau,
belauscht' ich, wie sie Götzenopfer brachten.
Es war in einer bitterkalten Nacht.
Gleich Legionen trampelnder Dämonen
lärnte der Scheiterhaufen durch den Wald.
Ein langgemählter Fuchs, zweijährig kaum,
den Schweif nachschleppend, ward herbeigeführt,
bestimmt zum Opfer. Nahe dem Versteck,

darin wir lagen, stand der nackte Hüne
still, der das edle Tier am Zügel hielt.
Vom jähen Schein der Opferglut berührt,
hob es die Nüstern. Und es wieherte!
Ich kann nicht sagen, wie es klang: war es
ein wildes Lachen, oder war's ein Weinen.

KARL

Du triffst ihr wahres Wesen, Flaccus, das
der Trübsal näher als der Freude ist.

ALCUIN

Und, sag' ich noch, vom Graun der Mitternacht
umstrickt, trotzdem sie nichts Geringeres
scheint als ein voller Strahl des Tags zu sein.

KARL

Vergiß das Essen nicht und Trinken!

ALCUIN

Dank.

Seit mehr als sechzig Jahren ess' ich nun
und trinke, sozusagen im Vertrauen,
nichts Übles zu begehnen, wenn ich es tue:
heut nun, auf einmal, tritt mich Zweifel an!
Ich sinne nach, ob ich nicht lieber faste.
Und über manches andere sinn' ich noch,
was sie zu denken gab mit ihren Worten
und gibt, mit allem, was sie scheint und ist.

KARL

Nun bist du dort, wo ich dich haben wollte,
mein Flaccus! Manches Tierlein fing' ich schon
mit Hamen, Bolz und Netz, wie du wohl weißt:
doch ging mir noch kein Wild ins Garn wie dieses,
und darum heg' ich's, pfleg' ich's, halt' ich's wert.
Natürlich: 's ist kein Tier! und also auch
ein höherer Beruf, den ich erfülle,
als der des Bändigers: fast väterlich,
im Sinne der Seelsorge frommer Väter.
Auch leugn' ich nicht, daß es mir Freude macht,

diesmal im einzelnen mich zu bewähren
und — wo ich doch aus kahlen Wüsteneien
zuweilen wohlbebaute Länder machte —
auch hier die Saat des Guten auszusäen.

ALCUIN

Und streut sie keine Saaten um sich?

KARL

Freilich!

Wohl ist der Kampf um eine Seele schwer,
gefährlicher als Schwertkampf, und der Feind
Gottes und alles Guten, jener, der
die Wüste ausdörret, schläft nicht, und er sendet
fressende Gluten aus ins Paradies.
Ich weiß es wohl! Jedemoch hab' ich Lust
an solchem Streit und will den Feind bestehn.
Auch trag' ich Schuld...

ALCUIN

Herr, Hunnen, Wilzen, Sachsen,
Avaren, Langobarden, Bayern, die
Normannen schlugst, die Basken du aufs Haupt;
was immer aufstand, brach vor dir ins Knie.
Doch jeder Sieg war leicht, mit dem verglichen,
den dein erhabener Wille hier sich vorsetzt.

KARL

Du traust mir nicht?

ALCUIN

Es ziemt mir nicht, zu zweifeln,
Doch bleibt Karl — Karl, wenn er auch hier erliegt.

KARL

erhebt und verfinstert sich:

Glaubst du, daß ich aus einer Schüssel fresse
mit räudigen Hunden?

ALCUIN

tief erschrocken:

Treffe mich der Blitz,
wo ein Gedanke, diesem ähnlich, nur

von ferne mich gestreift.

KARL

Nun gut. 's ist gut.

Karl schreitet mehrmals auf und ab, seine jähe Erregung legt sich wieder. Rorico tritt ein.

Was gibt's, Rorico?

RORICO

Kanzler Ercambald.

KARL

Es eilt nicht, und der alte Narr mag warten.

RORICO

Er folgt mir auf dem Fuß.

KARL

zu Alcuin:

So bitt' ich dich,

da unser Mahl doch unterbrochen ist,
erspare dir's, dem Griesgram zu begegnen.

Er streift einen Ring vom Finger und läßt ihn in Alcuins Hand gleiten.

Inzwischen lache, übe deinen Geist:

dies ist ein Ring, ein Spielzeug, weiter nichts!

In sieben Ringlein fällt es auseinander;

mach aus den sieben — einen wiederum,

und dann bedenke eins, indes du lachst:

weshalb du lachst, ist solch ein Spielzeug mir,

nicht weniger allerdings, doch auch nicht mehr!

Ercambald ist erschienen. Er hat die letzten Worte mit angehört. Alcuin macht eine Verbeugung gegen Karl und entfernt sich in den Garten. Auch Rorico tritt ab. Karl schreitet langsam durch den Raum, bleibt stehen und blickt Ercambald fragend an.

ERCAMBALD

Ich komme dem ergangnen Ruf gemäß.

KARL

Du kommst...? Wie? Wem gemäß kommst du?

ERCAMBALD
sehr bleich:

Ich sage,
daß mich mein Kaiserlicher Herr berief.

KARL

Ja, so! — Wie steht es mit dem Sachsen? Bennit war, denk' ich, wohl sein Name! Ist sein Gut im Fuldaschen, zu Unrecht konfisziert, ihm endlich wieder zugesprochen?

ERCAMBALD
finster, trotzig:

Nein!

KARL

Warum nicht?

ERCAMBALD

Weil erneute Revision Bennits wie Assigs Schuld erwiesen hat! Hier ist das Protokoll der Untersuchung, hier die Urkunde, der Gerichtsbeschluß. Fehlt nur das Siegel.

KARL

Zeig her!

Er empfängt und zerreißt das Schriftstück.

So! und so! —

Wollt ihr mir trotzen? —

ERCAMBALD

Was befehlst du?

KARL

Nichts.

ERCAMBALD

Verzeih: das ist's, was jeder treue Mann und jedes treue Herz im Reich bedauert!

KARL

Was? Daß ich nicht befehle? Handelt! tut das Gute, tut das Rechte, unbefohlen!

Soll ich im Schweiß meines Angesichts,
ob mir die Zunge lahm wird, nur befehlen?
Holzfäller ruhen, Ackersleute rasten!
Reißt doch die faulen Mäuler auf und schreit:
hier dies! hier das! tut das! und dies! und dies! —
nur durch ein Jahr, nicht durch ein ganzes Leben,
und seht, ob ein Lastträger müde wird!
Was muß ich also denn befehlen nun?

ERCAMBALD

Zahllose Briefe warten auf Bescheid.

KARL

Von wem? Das Wichtigste! Zunächst die Namen!

ERCAMBALD

Hier König Ludwig, dein erlauchter Sohn
und Herr zu Aquitanien. Hier Peter
von Pisa! Hier der Abt von Fulda, Sturm!
die Bischöfe von Köln, Mainz, Salzburg, Reims!
in Basel Hildigern! in Besançon
Richwin und andre! Auch von Rom sind Briefe,
höchst sorgenvolle, angelangt.

KARL

Warum

denn diese Sintflut plötzlich?

ERCAMBALD

Lies es selbst!

KARL

Berichte!

ERCAMBALD

Herr, die großen Angelegenheiten
des Reiches nehmen keinen Fortgang, stocken,
und Stockung macht sich fühlbar! Außerdem
hat sonderbarerweise ein Gerücht
den Weg gefunden durch das ganze Land —
sogar zu unseren Feinden ist's gedrungen —,
auch hier, zu Alfons von Galicien

und von Asturien, unserm Bundsgenossen,
der es bezweifelt zwar, jedoch erwähnt.

KARL

Und was erwähnt er? was bezweifelt er?

ERCAMBALD

Was er erwähnt und was bezweifelt, Herr:
es fällt nicht leicht, dir das zu wiederholen.

KARL

So laß es bleiben! Weiter!

ERCAMBALD

Dieser Brief,
Herr, kam durch bloßen Zufall mir zu Händen.
Er stammt von deinem Sohn Pippin und ist —
auch mit Bezug auf jene dunkle Kunde —
gerichtet an den Herzog Gelimer,
den du mit Gnaden leider überhäufst.

KARL

Zeig her!

ERCAMBALD

Ein schlimmer Plan, den er enthüllt
und den der argberatene Prinz sich leider
nicht so, wie er wohl sollte, fern gehalten.

KARL

nachdem er gelesen hat:

Sohn einer Kebse, Hundsfott! Narr! Hanswurst!
Du schreibst von einer stinkigen Dirne, die
den altersschwachen, lahmen König Karl
am Nasenringe führt: just du, Pippin,
den ich gemacht im Zelt, mit einer Magd,
die in den Wurf mir lief und dann verschwand —
und den ich, als sie dann geboren hatte,
emporhob wie den Heiland aus der Krippe,
statt nieder ihn zu stampfen in den Kot.
Recht so! der Buckel will den Lahmen stürzen.
Und darum ist's, daß du mich hier bemühst?
Den Buckelhans geschoren und ins Kloster!

Nach kurzem Stillschweigen, sachlich:

Die Herren draußen mögen ihre Besen
stumpf kehren, wo sie wollen, nur nicht hier,
vor meiner Pforte, meinem Landhaus! Sonst
fahr' ich mit meinem etwa aus dem Haus,
und der ist immer noch der alte, scharfe!

Die Geisel Gersuind ist aus edlem Blut,
und meine Absicht ist, sie zu vermählen,
womöglich mit dem jungen Fridugis,
den ich in irgendeinen Sachsengau
als Sendgraf schicken will; denn er ist tüchtig.

ERCAMBALD

unwillkürlich:

Herr, gebe Gott, daß du das nicht versuchst!

KARL

Was?

ERCAMBALD

Ihn mit diesem Mädchen zu verbinden!

KARL

Warum nicht?

ERCAMBALD

Weil ich für sein Leben fürchte,
wird eine solche Absicht ihm bekannt.

KARL

Er tötet sich?

ERCAMBALD

Ja, Herr.

KARL

Vor meiner Gnade
ergreift der junge Fridugis die Flucht
und stürzt sich lieber in die Hölle?

ERCAMBALD

Ja!!

KARL

Verbissene Miene zu so kurzem Schluß?

Gibt's keine Gräfin, keine Markgräfin,
die in dem blinden Rausch der Jugendjahre
so Schlimmes, Schlimmres hat als sie verübt
und die nun, ohne Tadelns Grund zu bieten,
wie andere keusch und eingezogen lebt?

ERCAMBALD

Keusch? Eingezogen, Herr? Nun muß ich reden!
Ja! Doch wie fang' ich's an? — 'ne Markgräfin,
die sündigte, derweil sie jung war: oh,
so etwas ist nicht neu, nicht unerhört!
nicht unerhört wie das, was Gersuind tut —
und schrecklich ist mein Amt in dieser Stunde.
War ich schon oftmals Richter, Henker nie!
Und alles dies ist grauenvoll, mich schaudert's.

KARL

Mich nicht! Kurz ab, kurz um: die Gurgel mein' ich!
Kurz umgedreht, wenn was zu würgen ist!

ERCAMBALD

weinend, fast schreiend:

Gebiete mir zu schweigen, König Karl!

KARL

Jetzt, wo du reden muß, wie du doch faselst?

ERCAMBALD

Vernichte Jeden Gott —, der dich betrügt!

KARL

Das wird Gott nicht tun, denn er ist barmherzig
und hat mit Noah seinen Bund gemacht,
daß keine Sintflut soll hinfort mehr kommen.

ERCAMBALD

Sie kommt! Die Sintflut kommt, kommt über mich;
Herr, meine Kniee zittern, gib mir Urlaub!

KARL

Meinst du, daß, was dich zittern macht, mich umwirft?
Was gibt's?

ERCAMBALD

Verbrechen! Unheil! Buhlschaft! Schmach!

KARL

Wahrhaftig, ja, das gibt es, gab es immer!

ERCAMBALD

Doch nie so nah wie jetzt an deinem Thron...

KARL

Sprich deutlich!

ERCAMBALD

...nie den Purpur so befleckend.

KARL

Noch deutlicher!

ERCAMBALD

Nie häufte irgendwer,
vom Weib geboren, so viel Schmach auf dich...

KARL

Als wer?

ERCAMBALD

Als sie, als Gersuind tut, die Geisel.

KARL

Beweis!

ERCAMBALD

Mit saurer Mühe geb' ich ihn:
Gott ist mein Zeuge.

KARL

Ei, nur er allein?

ERCAMBALD

Dies trug sich zu in jüngst verwichener Nacht.
Dies hat in einer schlechten Schenke sich...
am Flusse unten, ja, trug es sich zu!
Ich, Ercambald, in grober Kleidung, ich,
dein Kanzler, schlich mich unerkant hinab,
weil malstromartig die Gerüchte schwellen
und fast zum Aufstand stachelten das Volk.
Ich hoffte nichts zu sehn und sah — zu viel!
Zahm fand ich, zahm und zahnlos die Gerüchte!
Ich sah Gersuind! Sie war's! und sie war nackt,
mit nichts bekleidet als mit ihren Haaren,

die sie umfluteten gleich einer Flut
von Feuer! und es floß und wich die Flut,
indes sie zwitschernd nach dem Takte sprang:
der Otter Leib preisgebend und verhüllend.
Die Zecher grölten: Fischer, Handwerksknechte
von Sankt Marien, Maurer, Welsche, die
hierher das Denkmal führten von Ravenna,
das du zu sehn noch immer weigerst, des
Theoderich! — Sie alle heulten, schrien,
nannten sie Königsliebchen, und sie hob
abwechselnd ihre glatten Knie im Tanz,
bis, von dem Beben ihres blassen Mundes
plötzlich geweckt — ich selber mochte kaum
dem Ruck des Drudenzaubers widerstehn —,
ein wildes Höllenwetter sich erhob. —
Laß mich zu Atem kommen!

KARL

Atme!

ERCAMBALD

Ja...

Nun ja, es ist so! Du bist König Karl,
ich Ercambald! Ich rede nicht im Wahnsinn,
ich rede Wahrheit. Was geschah, ist dies...
Laß mich nachsinnen... kurz: mit einem Schlag
stand er, der Fürst des Abgrunds, unter uns!
Mich schwindelte! Mit eins herabgerissen,
die bacchisch Schäumende, ward sie vom Tisch:
und einer jetzt, der andere dann, zusammen
sie alle, packten sie... es ward ein Keuchen
vernommen im Raum, ein wildes Stampfen. Fluch
auf Fluch zerriß die Luft! Sie warfen Gersuind
zur Erde, Stränge ihres roten Haares
gewickelt um die Werkmannsfäuste, stießen
sie hin und her und taten so mit ihr...
Das Licht verlosch, ich sah nicht, was sie taten,
bis sie entstellt, entseelt im Winkel lag.

KARL

Du meinst — und nicht im Scherze! — Ercambald,
daß alles dieses... wem, wem widerfuhr?
Doch der Gefangnen nicht in diesem Hause?

ERCAMBALD

Ja, der Gefangnen, die du bei dir hast.

KARL

Und du? Du tatest nichts, als dies geschah?

ERCAMBALD

Ich war betäubt! Nichts tat ich, konnt' ich tun!
Und als das Grab sich aufschloß — denn es war
ein Grab um mich, an Finsternis und Stille,
urplötzlich —, als ich wieder zu mir kam:
da lag sie mit verrenkten Gliedern, lag
steif wie ein Leichnam, eisig anzufühlen.

KARL

mit gewaltiger Selbstbeherrschung:

Nun aber lebt sie, atmet, ist nicht tot,
und also hat dein Märchen eine Lücke.
Genug! — Geschwätz! Sprich von Geschäften mir,
von Schiffsbaumeistern, die ich nötig habe,
von alledem, wofür du Brot und Lohn
beziehst, dein Amtskleid trägst, und nicht davon,
was sich die Ammen in der Pfalz erzählen!

Laut rufend:

Rorico! — Geh! — Rorico!

Rorico erscheint. Ercambald zieht sich zurück.

Wachen! Was,

ihr Schurken, hab' ich denn nicht Wachen? Was,
ihr Hunde, schlaft ihr? Wollt ihr nichts als fressen
und schlafen? Schlechte Bestien! Hunde! Was,
hab' ich nicht Wachen? Wacht ihr denn im Schlaf? —
Er lügt! — Bring mir die sächsische Gefangne!

RORICO

Sie schläft.

KARL

Sie schläft?

RORICO

So spricht die Dienerin.

Sie wollte selbst im Garten Trauben schneiden, und kaum damit begonnen, schief sie ein.

KARL

Im Weinberg schief sie ein? und liegt nun: wo? Im Garten?

RORICO

Nein, bereits im Schlafgemach.

Die Kammerfrauen brachten sie zu Bette.

KARL

Reißt sie denn aus den Betten! bringt sie her!

Rorico entfernt sich. Karl, allein, plötzlich verwirrt, fast wahnsinnig:

Steine! mein Schild! die Luft verfinstert sich!
Schloßen! mein Hals! mein Haupt! sie schleudern Steine!
Ah, Schurken, wie viel Hände habt ihr? Brav!
das traf! auch dies! ihr wollt mich steinigen!

Er muß sich festhalten, um nicht umzusinken. Gersuind erscheint, aufgescheucht, aber scharf und klug beobachtend.

Lange mit eiserner Energie sich aufrechthaltend, faßt Karl Gersuind ins Auge. Schließlich ringt sich von seinen Lippen:

Er lügt.

GERSUIND

Gewiß, wer mich verleumdet, lügt.

KARL

Hexe, du sprichst? Wer heißt dich sprechen, wer mit solchem Wort und Klang der Stimme dich erbarmungslos bezichtigen?

GERSUIND

Ich mich?

KARL
zu Rorico:

Sperr ab den Vorsaal!

Rorico entfernt sich, um den Befehl auszuführen.

Nun, rechtfertige dich!

GERSUIND

Oh, ich? rechtfertigen? Tat ich denn mehr

Unrecht, als was ich offen eingestand?

KARL

Ja, man behauptet's: und wo du dich nicht
von diesem Anwurf, diesem Unflat reinigst
und mich zugleich, so tilg' ich selber dich
vom Angesichte dieser Menschenwelt
gleich einem widerlichen Makel aus.

GERSUIND

leichtfertig, ungezogen:

Weshalb? Warum? Ich liebe nicht zu beichten.

KARL

schreit:

Leibwache!

GERSUIND

*blickt sich wie ein gestelltes Wild verzweifelt hilfesuchend
um. Da nirgends ein Ausweg sich zeigt, überkommt
sie plötzlich Todesangst. Sie stürzt auf Karl zu, ihm
Hand, Arme und Kleid inbrünstig küssend.*

Laß mich leben, Kaiser Karl!

Gnade! sei gnädig! Gnade! laß mich leben!

KARL

sie zurückstoßend:

Du Abschaum!

GERSUIND

wie vorher:

Laß mich leben! laß mich leben!

Schließ mich in schwere Ketten, König Karl:

und keiner soll mich sehn als du, und niemand

als du soll mich fortan berühren! niemand

die Ketten, süßer Vater, um mich tun
als du! auch lösen, starker Cherub, niemand
als du! nur du! du Gott des Himmels! du!

KARL

Nein, alles dieses wird ein anderer tun
statt meiner.

GERSUIND

Wer?

KARL

Ein anderer: sei's genug!

Doch eh ich winke — und er steht bereit,
der andre! nenn ihn Vater, Cherub, Gott!
wie dir's beliebt: er ist es, mehr als ich! —,
eh ich ihm winke, der die Fesseln löst
und welche schmiedet, die unlösbar binden,
bekenne, wie du dich vergangen hast!

GERSUIND

Du willst mich töten lassen!

KARL

fest:

Ja, ich will's!

GERSUIND

verändert, dreist:

Ei, und wofür wohl, sag mir, sterb' ich denn?

KARL

Besinnst du dich auf Leugnen? jetzt? Zu spät!
Erst leugnen, dann bekennen: gut! — bekennen
und dann ableugnen, Dirne, reimt sich nicht!
Wie täuschtest du die Wächter in den Nächten?

GERSUIND

Wer sagt, daß ich die Wächter täuschte?

KARL

Ich!

GERSUIND

Wozu sollt' ich die Wächter täuschen? Frage
die Knechte, laß sie kommen, frage sie!

KARL

Mit deiner abgenützten Münze also,
Wegwurf, hast du ihr Schweigen dir erkauft.

GERSUIND

verändert, rasend:

Was hebst du Wegwurf auf? Was liebest du
mich Wegwurf denn nicht liegen, wo ich lag,
und hobst mich auf? Du tatest's ungebeten!
Ich klagte nicht, ich schrie nicht, rief dich nicht,
ich warf mich nicht vor deine Füße hin
und bettelte: nimm, heb mich aus dem Staube!
Du aber packtest mich und hieltest mich.
Warum? wozu? der du doch mein nicht achtest,
nur meiner spottest, meiner nie begehrt!
Ich mag den Spott nicht, mag nicht deinen Blick,
der, wo er auf mich trifft, mich anklagt, der
mit schlecht verhehltem Graun nur auf mir ruht.
Ich mag nicht deinen Käfig, deinen Kerker,
der mich vom Leben ausschließt, von dem Gott
trennt, meiner Gottheit, meiner brünstigen Glut;
denn brennen muß ich, oder ich erkalte.

KARL

finster:

Und bei mir frierst du — stirbst du also nun!
Du bist sehr ungeduldig.

GERSUIND

Ja, wer zögert

und mir nur Worte gibt, der liebt mich nicht!
Wer zögert, läßt mich schmachten! Wer mich darben
und hungern läßt, der macht mir bittere Pein,
der macht mich einsam, macht mich ungeliebt,
läßt mich fremd stehn, mit Angst beladen und
gequält vom Alpdruck der Verlassenheit!
Wer zögert, eh er an die Brust mich reißt,
der läßt vielleicht zu mir dem Würger Tod
den Vortritt, der um alles uns betrügt.

KARL

*betrachtet die Hochaufatmende eine Weile still; dann
beginnt er langsam:*

Du hast mich still gemacht und mild, Gersuind:
so mild, daß mir der eine Tod genügt,
den du in Karols Haus gestorben bist;
dich abzutun, bedarf's des zweiten nicht!
Er nimmt den Vortritt ungerufen wohl,
ganz wie du sagst, sobald es ihm beliebt. —
Nun geh!

Gersuind bewegt sich nicht vom Platz.

Man wird dich in die Heimat bringen,
zu deinem Gott der Greuel, den du ehrst!
Dort wälze dich im Kot: gedenk nie meiner! —

*Er hat sich von ihr abgekehrt, sie bleibt wie vorher
unbeweglich stehen.*

Stehst du noch immer da? Die Peitsche denn...

GERSUIND

Schlag mich!

KARL

Ich bin kein Büttel.

Er ruft in den Garten:

Flaccus! Flaccus!

Er klatscht in die Hände. Die farbigen Diener kommen.

Räumt hurtig ab den Tisch! Fegt rein das Haus!

Bringt edlern Wein und bessere Gerichte!

Alcuin kommt aus dem Garten.

Flaccus, Freund, nun erst recht willkommen mir!

Die Luft ist neu, die Brust befreit; wir haben

unreine Geister länger nicht zu Gast!

Des Weines Blume macht uns fürderhin

nicht widerlich der Atem der Verwesung.

Rico, die Klepper! Habichte! Erst laßt

uns schmausen, unsere Frankenbäuche stopfen,

wacker wie Drescher, mit gesunder Kost!

Und dann mit Waidmannsheil hinaus zur Jagd!

ALCUIN

Hier, König David, hast du deinen Ring:
ich kann die Teile nicht zum Ganzen bringen.

KARL

empfängt den Ring:

Du bist des Spielzeugs müde?!

*Er wirft den Ring verächtlich weg. Er rollt zu Gersuinds
Füßen.*

Nun: ich auch!

GERSUIND

*hebt blitzschnell den Ring von der Erde und steckt
ihn zu sich.*

Nur mit dem Leben geb' ich ihn zurück.

Sie läuft hinaus.

VIERTER AKT

Räumlichkeiten im Kloster auf dem Plan: Gewölbe, Treppen, Kreuzgänge, eine offene Loggia. Seit den Vorgängen im dritten Akt sind etwa acht Tage vergangen.

Später Vormittag.

Gersuind, halbliegend, in einem Sessel, zeigt Spuren schwerer Krankheit im Angesicht. Die Schwester Verwalterin, damit beschäftigt, eine Puppe anzuziehen, leistet ihr Gesellschaft. Man hat die Kranke so gestellt, daß sie ein wenig den warmen Schein der Herbstsonne genießen kann, der durch die Loggia einfällt.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Von wem hast du den sonderbaren Ring?

GERSUIND

Ich sag' dir's ja: von meiner Mutter.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Nun,

so tust du recht, ihn wert zu halten.

GERSUIND

Ja,

ich halt' ihn wert.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Ich sehe, daß du's tust.

GERSUIND

Ich trag' ihn immer hier am Herzen, Schwester.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Und doch hast du die Mutter nicht gekannt.

GERSUIND

Meinst du, der Ring sei von der Mutter?

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Ja,

du sagst es mir, und darum glaub' ich's.

GERSUIND

Ei!

Ich sage manchmal Lügen.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Logst du hier?

GERSUIND

Ja, Schwester.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Und so hast du dieses Ringlein

von wem?

GERSUIND

Von ihm.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Von wem?

GERSUIND

Dem König Karl.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Dem du so viele Wohltat arg vergolten?

GERSUIND

Da sieht man, wie du doch leichtgläubig bist.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Pfui, Gersuind!

GERSUIND

Würd' ich wohl des Königs Karl

Ringlein so lieben, nicht wegwerfen?

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Ja,

so lieben müßttest du's, nicht von dir tun!

GERSUIND

Noch besser! Wirklich, was du klug bist! Gib mir meine Puppe, Schwester!

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Nicht, bevor

du beichtest, wo zum ersten Male dich die Angst und jener kurze Frost betraf und welcher Ursach' du ihn zuschreibst.

GERSUIND

Oh,

was geht's euch andere an, was mich betrifft!

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Du bist nicht folgsam. Weshalb hat der Arzt,
hat dich die Mutter Oberin gefragt,
wann du zuerst das leise Graun gespürt hast
in deiner Brust, wovon du ihr erzählt? —
Damit, wenn wir des Übels Ursprung wissen,
mit rechten Mitteln um so bald' dir
zu helfen sei.

GERSUIND

Ich will es... wollt' es so.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Was wolltest du?

GERSUIND

Euch allen wehe tun.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Dies muß ich glauben, denn du sagst es stündlich;
doch wer dir weh tat, sag mir lieber das,
und wer in jener schlimmen Nacht den Trank
dir reichte, der so übel dir bekam!

GERSUIND

Er hatte langes Haar: wie Kaiser Karls
so weiß, und deshalb trank ich sein Gemische.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Was war es für ein Trank?

GERSUIND

Wohl etwa Wein!

Doch weiß ich's nicht. Es war mir widerlich.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Und wo geschah das?

GERSUIND

Immer fragst du: wo?

und wann? und was? und wer? Ich weiß es nicht.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Ich bin, wie du, ein Weib, Gersuind: so sprich,
sei offen! Wenn du jenem Mann zuliebe,
der unserm Herrscher ähnlich sah, den Trank,

den widerlichen, schlucktest, warum hast
du Karols eigenen Becher umgestoßen,
den er mit so viel Segen dir gefüllt?

GERSUIND

Gib mir die Puppe, Schwester, hörst du nicht!

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Und als du das Gemisch hinabgetrunken
aus Mitleid mit dem Alten, der es darbot...?

GERSUIND

ungeduldig:

Da war der Trank noch immer schlecht, nicht gut,
noch ganz so widerlich als wie vorher.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Und Frost ergriff dich?

GERSUIND

Ja, ich fror ein wenig.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Wenn dir der Alte jetzt begegnete,
würdest du ihn erkennen, Gersuind?

GERSUIND

mit Entschiedenheit:

Nein.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

So hast du ganz vergessen, wie er aussah?

GERSUIND

Ich seh' ihn, seh' ihn vor mir, Schwester, ganz
genau.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Und willst ihn doch nicht nennen, nicht
erkennen, wenn er uns vor Augen tritt,
trotzdem er siech und krank dich machte, wie?
und elend?

GERSUIND

Nein! Ich bin nicht elend! — Wär' ich
elend — ich bin's nicht, sag' ich noch einmal —,
doch wär' ich's, ja, dann würd' ich ihn wohl nennen!

Komm, wärme meine Händel! wärme mich!

Die Schwester wickelt, mit banger Sorge in ihr Antlitz blickend, ein dickes Tuch um ihre Hände. Fast bewußtlos lehnt Gersuind den Kopf zurück. Die Oberin tritt leise ein. Graf Rorico folgt ihr, wie er von der Straße gekommen ist.

DIE OBERIN

Unmöglich, Graf Rorico, sieh es selbst,
hier ist sie, überzeuge dich, so hilflos,
der Wartung so bedürftig wie ein Säugling!
Nicht eine Tagereise hält sie's aus!

RORICO

Und dennoch muß sie fort, ehrwürdige Mutter!
Es drängt die Zeit; zu viel hab' ich gewagt! —
Doch als sich ihr Geschick vollendete,
an jenem Morgen, wo der große Karl,
der Laune eines Herbsttags überdrüssig,
sie wegwarf, einem toten Mücklein gleich,
konnt' ich nichts andres tun, als was ich tat.

DIE OBERIN

Und du hast recht getan, Graf Rico, hast,
des kaiserlichen Wortes eingedenk,
das wir verbrieft im Klosterschrein bewahren,
gehandelt wie ein echter Edelmann,
als du dies Lamm uns wieder zugeführt.
Ein Herrscher mag sein Wort vergessen; denn
der Umkreis seiner Sorgen ist zu groß!
auch wohl ein Kind, dem es gegeben ist;
denn Kinder sind leichtsinnig und vergeßlich!
Des Kindleins Vormund aber, der's vergißt,
verdient, daß Gott ihn strafe.

RORICO

Sage mir:
wie lautet die Urkunde, die ihr aufhebt?

DIE OBERIN

Es ist darin die Pflicht uns auferlegt,

dem Mägdlein bis ans Ende seiner Tage
ein sicheres Asyl zu bieten.

RORICO

Ja,

so und nicht anders lag es mir im Sinn.
Er aber hat aus Aachen sie verwiesen.

DIE OBERIN

Was ist hier zu verweisen? Seht sie an:
ein Häuflein Jammers, nicht der Rede wert,
vom Klostervogt, dem Tode, ausgekehrt,
mit scharfem Besen, morgen, wenn nicht heute!
Wo nicht ein Strähnlein Goldes überbleibt,
das Karl ihr etwa abschnitt: was bleibt übrig?

Weinend:

Und hat sie denn wohl nicht genug gebüßt? —
Ich will dir etwas anvertraun, Graf Rico:
man hat ihr Gift gegeben, glaub es mir!
O Menschen! Männer! Nicht genug, daß ihr
des Gärtleins zarte Früchte ganz ausplündert,
das euch ein Kind unwissend auftut: nein!
vom Wolfsgeschlecht, erwürgt ihr noch das Kind!
Denn immer sind wir Frauen töricht, nie
erkennen wir den Wolf im Manne, nie
im Heuchlermund das Grinsen unsers Feinds.

RORICO

Liebreiche Mutter, hätte doch Gersuind
sich nie der Leitung dieser Hand entzogen;
mit Ehrfurcht führ' ich sie an meinen Mund.
Allein sie ist nicht schuldlos, Gersuind, — ist
vor allem in den Augen Karls nicht schuldlos,
der heut, seit diesem Morgen, wiederum
zu Aachen, drüben im Palaste haust.
Er ist verändert, sag' ich dir! Es sind
auf seiner Stirne Falten eingestet,
die niemand ohne leises Grauen sieht!
Er zieht die Brauen über beide Augen

und reißt nur manchmal plötzlich sie empor,
den Blick, den schrecklichen, befreiend, der
dann ohne Gnade, furchtbar drohend, trifft.
Erfährt Karl, daß, statt fern im Sachseugau,
Gersuind noch hier im Kloster lebt, zu Aachen,
so sind wir alle, Mutter, in Gefahr!

DIE OBERIN

Ich tue recht, und also fürcht' ich nichts.

RORICO

Ich bitt' Euch, fürchtet Karl, hört meinen Rat:
ich halte Pferde heut zu Nacht bereit
und zween zuverlässige Männer, die
das Kind zu seiner Sippe bringen sollen;
vielleicht ist gar bereits die Zeit versäumt,
und wir erleben es, daß Henkershände
vom Krankenbett sie reißen und sie abtun.
Denn das Gerücht, sie sei noch in der Stadt,
läßt sich im Volke nicht beschwichtigen,
und Pöbelrotten ziehn, Ihr wißt's, umher,
sie aufzustöbern und zu steinigen.

DIE OBERIN

Sie steht vor ihrer letzten Reise, Graf!
Schon einmal nahmt Ihr sie aus meiner Hand,
das Pfand, von Gott vertraut in unsere Pflege!
Wie nahmt Ihr sie? Wie kam sie mir zurück? —
Heut ist's ein Höh'rer, der sie von mir fordert,
ein Himmlischer, und dem bewahr' ich sie!
Der Pöbel nennt sie eine Hexe! Er,
der Kinderfreund, der Heiland, nur: ein Kind!
Und spricht: wie reim' ich deine Angst zusammen
mit dem, was mir mein Beichtiger hinterbringt,
wonach des Kaisers schmerzbeklemmte Seele
zerknirscht und wahrhaft demutsvoll sich zeigt:
geht es danach, zerschmilzt er ja in Tränen...

RORICO

Nun gnade Gott den Franken, wenn Karl weint!

Wenn Karl weint, eilt die Tat dem Wort voraus,
Vollzug dem Urtheil! Kein Gewittermurren
kündet den gierigen Blitz, der stumm verzehrt.
So ist es! Einst, bei Verden, weinte Karl,
und Bäche schwollen an von Menschenblut.
Nun weint Karl wieder, weint und schluchzt des Nachts,
und auf dem Plane hinter Sankt Marien —
indes der Bau zu Gottes Ehre stockt —
könnt Ihr die Frucht von seinen Tränen sehn,
mit schwarzen Zungen und verrenkten Hälsen:
Werkleute, und die Besten! feiernd, ja,
am Wochentag, seltsam im Winde baumelnd.

GERSUIND

erwachend:

Schwester!

DIE SCHWESTER VERWALTERIN
Nun, Kind?

GERSUIND

Ich höre sprechen.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Wohl,

es ist Graf Rico und die Oberin.

GERSUIND

Wird mich der Kaiser schützen vor dem Alten?

DIE OBERIN

Vor welchem Alten?

GERSUIND

Der dort drüben steht,
mich Drude schilt und einen bösen Teufel.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Sie meint den würdigen Kanzler Ercambald.
Der Traum, der sie zumeist zu quälen scheint,
ist der von jenem folgenschweren Morgen,
da wir, durch Bennit, ihren Ohm, verklagt,
mit ihr erschienen vor des Königs Stuhl.

GERSUIND

Und der jetzt eben sprach, ist Rico, Schwester,
des Königs Liebling?

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

Der Herr Graf ist hier.

Öffne die Augen nur, dann siehst du ihn!

GERSUIND

mit geschlossenen Augen:

Ich seh' ihn klar und deutlich vor mir! Er
ist schön! doch nicht wie Karl! bei weitem nein!
Karl ist ein Gott! Wir andern sind nur Menschen.

DIE OBERIN

zu Rorico:

Wollt Ihr es glauben, daß sie ihn verehrt,
so schwer sie ihn gekränkt, wie einen Heiligen.

RORICO

Mag der dies Kind durchschaun, der es erschuf.

GERSUIND

Ich mag die Greuel nicht hinuntertrinken.
Mich ekelt's. Brr, mich widert's! Heißt ihn gehn!

DIE OBERIN

leise:

Man hat ihr Gift gegeben, glaubt es mir!
In jener Nacht, in jenem Pfuhl, in jener
Höhle, wohin der Hölle Zwang sie trieb,
hat ihr ein Mann, ein Greis, ein Unbekannter,
den Tod in einem Becher Weins gereicht.

RORICO

Wer möchte glauben, welcher starke Fluch
ihr mitgegeben war, der Zarten und
Gebrechlichen! Wie sie nun daliegt: ganz
Schwachheit! O Schwachheit, der kein Panzer standhält!
Und stets blieb sie allein, auf eigne Schwäche
gestützt, sonst nichts: wie König Karl auf Macht!
und also ist sie nun, wie er, umlauert
von Feinden, Mutter, und ringsum bedroht;

und mir, der anteillos ihr nah stand, bleibt
nun, schuldig-schuldlos, Anteil nicht erspart.

Ercambald tritt hastig ein.

ERCAMBALD

Da treff' ich dich nun wirklich hier, Graf Rico!?

GERSUIND

*fährt beim Klange der Stimme Ercambalds empor, öffnet
die Augen und starrt ihn groß an:*

Da bist du... ist er ja... was willst du nun?!

ERCAMBALD

ohne Gersuind zu beachten:

Ihr seid so Knall und Fall zurückgekehrt?

RORICO

Ja, er befahl den Aufbruch heute morgen.
Der Himmel weiß, was er im Schilde führt.

ERCAMBALD

Versteckt das Mädchen, Muhme Oberin!
Karl ist schon auf dem Weg hierher ins Kloster.

RORICO

Dacht' ich es doch: man hat's ihm hinterbracht.

ERCAMBALD

Ich sag' Euch, schafft sie fort! Im Volke gärt's,
und Karol ist in Henkers Laune! Ob
schon Volk und Herr jetzt Widersacher sind,
seitdem die allzu hitzigen Männlein baumeln
im Haß auf diese Metze sind sie eins.

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

*Gersuind vom Sessel hebend, die noch immer den Blick
mit dem Ausdruck des Entsetzens auf Ercambald gerichtet
hält:*

Schling dich ganz fest um meinen Hals, Gersuind!
Die Starken freveln, aber unser Schutz
ist Gott! *Sie trägt Gersuind hinaus, Rorico ihr behilflich.*

ERCAMBALD

allein mit der Oberin:

Es scheint, der Tod selbst mag sie nicht.

Wie fest müßt Ihr doch stehn in Karols Gunst,
daß Euer Mitleid diese Wege suchte.
Was mich betrifft, ich hätte lieber sie,
trotz ihres Siechtums, anders heimgesendet:
das heißt wie Freias Katze sie ersäuft.

DIE OBERIN

Ercambald fest ansehend:

Ich weiß, das hättest du getan! Doch was
du wirklich tatest, ist nur dir bekannt.
Ich weiß es nicht!

ERCAMBALD

Und also, Muhme, rede
getrost von anderen Dingen, die du weißt!

*Ercambald entfernt sich eilig. Von einer anderen Seite
kommt, gehaltenen Schritts, Alcuin.*

ALCUIN

War das der Kanzler, der so eilig fortging?

DIE OBERIN

Gott sei gesegnet, der dich zu uns führt,
Vater! sprich du zu deiner Tochter denn,
die man von allen Seiten ängstigt... sprich:
haßt wirklich Karl die arme Geisel so,
daß es den Tod bringt, ihrer sich erbarmen?

ALCUIN

Ist's also richtig: Ihr beherbergt sie?
So wißt: sein dunkles Ahnen sucht sie hier,
doch weit entfernt von Haß, vielmehr in Qual!
O dieser Mann ist furchtbar, gute Tochter,
ob er der Wahrheit dienet, ob er irrt,
ob er den Adlerblick nach seinen Feinden
aussendet und sie findet überall
oder ob er, kläglich geblendet, dasteht,
mit blinden Fäusten wütend gegen sich.

DIE OBERIN

Kostbar empfind' ich jedes Wort von dir,

Vater, doch wenn es dir genehm ist, eile
und sag mir mehr, daß ich zu handeln weiß
und ihm auf rechte Art entgentrete!

ALCUIN

Nimm an, er will das Mägdlein wiedersehn,
nimm an, er schreit nach ihr aus wilder Seele,
trotz allem, was er sagt und heucheln mag;
denn was sein Übel furchtbar macht, ist dies:
war dieses Kind unschuldig, keusch und treu —
wir haben's oft erfahren, gute Tochter! —
wär' es gegangen, wie es immer ging:
ein Kaisersöhnlein mehr, und damit gut!
Was weiter? Nichts! Nun aber kam es so:
sie blieb ihm fremd, und er bezwang sie nicht,
und dort, wo seine Sinne bettelten,
ich möchte sagen, winselten nach ihr,
hielt ihn, unbeugsam, eigener Stolz zurück. —
Und eines Tags stieß er sie von sich, sie,
die jetzt erst recht verderblich in ihm herrscht.
Und nun schlug die verhaltne Glut zurück,
gepaart mit dem enttäuschten Herrscherwillen,
und steckte Tenn' und Scheuern uns in Brand...
das heißt: ihn selbst, von innen aus, den König!

DIE OBERIN

So, ist der König wirklich krank?

ALCUIN

Und schwer!

DIE OBERIN

Wo ist der Arzt, wer macht ihn uns gesund?

ALCUIN

Sie, die er sucht, in aller Welt sonst niemand!
Er kommt, schon dröhnt im Hause seine Stimme.

*Die erste Schwester erscheint eilig, gleich darauf die
zweite.*

DIE ERSTE SCHWESTER

Hilf, steh ihr bei...

DIE ZWEITE SCHWESTER

Der Kaiser tritt ins Haus,

Mutter!

DIE ERSTE SCHWESTER

Gersuind verlangt nach dir!

DIE ZWEITE SCHWESTER

Der Herr

fragt nach dir, Mutter!

DIE ERSTE SCHWESTER

Mutter, Gersuind ringt
nach Atem, und wir glauben fast, sie stirbt!

DIE ZWEITE SCHWESTER

Was soll ich sagen, wenn der Kaiser fragt?

DIE ERSTE SCHWESTER

Sie will dir etwas, Mutter, anvertraun.

Sie kann nicht sterben, will dir etwas beichten...

DIE OBERIN

Was soll ich tun?

ALCUIN

Dein Weg ist fest bestimmt,
und ohne Zögern eile, geh ihn, Tochter!

*Die Oberin folgt der ersten Schwester. Einige Nonnen
laufen hastig, Ordnung schaffend, durch den Raum.
Alcuin stellt sich zurecht. Man hört, lautredend, den
Kaiser mit Gefolge sich annähern. Von außen dringt,
beginnend, das Brausen einer Volksmenge, die sich
vor dem Eingang des Klosters ansammelt. Endlich tritt
Karl ein, gefolgt von Rorico, Ercambald, einigen Be-
gleitern und vielen Nonnen.*

KARL

zu den Nonnen:

Ihr sollt den Acker haben hinterm Waschhaus!
Ihr sollt ihn haben, doch mit dem Beding,
daß ihr nebst Kohl, Spinat, Salat und Kraut
Liebstöckel, Rosmarin und Malven zieht.

Die Nonnen geben ihrer Freude Ausdruck, einige küssen seine Hände:

Wo habt ihr eure Mutter Oberin?

DIE ERSTE NONNE

Wo ist die Mutter?

DIE ZWEITE NONNE

Ist sie denn nicht hier?

DIE DRITTE NONNE

O Gott, wo mag sie sein? Man muß sie suchen.

Die Mehrzahl der Nonnen läuft kopflos hinaus.

KARL

Magister Alcuin, ist dies Gemach nicht eben das, worin wir Schule hielten? —

Zu einer Nonne gewendet:

Wie viele Zöglinge beherbergt ihr jetzt hier im Kloster? Dreißig waren's, als zuletzt ich hier sie Kopf um Kopf gezählt.

DIE VIERTE NONNE

Nun sind es wieder dreißig just, Herr König.

KARL

Die Lücke bleibt trotz allem doch, mein Kind.

Man hört in den Klostergängen ein unruhiges Hin- und Herlaufen. Unter den zurückgebliebenen Nonnen ist viel geflüstert worden. Die meisten erbleichen und begeben sich hinaus. Zwei Mädchen, Klosterzöglinge, kommen eilig mit brennenden Wachskerzen und wollen vorübergehen. Karl hält sie an.

Wo wollt ihr hin mit eurem Stümpfchen Licht?

Sie weichen ihm erschrocken aus, gehen weiter ihres Weges und verschwinden zur Tür hinaus.

So, so! Mir scheint, wir sind hier überzählig!

Es ist hier naßkalt, zugig! Schließ die Tür!

Warum seid ihr so bleich? Was geht hier vor?

ALCUIN

Im Augenblick, eh du eintratest, Herr,

hat man die gute Mutter abgerufen,
weil eine Sterbende nach ihr verlangt.

KARL

Kein gutes Omen, wenn Gevatter Tod
den Rang mir abläuft und den Vortritt nimmt!

Halb interessiert für die Geräusche der Volksmenge:
Was hat den Immenschwarm so aufgestört?

ERCAMBALD

übereifrig:

Was du doch wissen mußt, erfahr es gleich:
die Brücke, die du schlugest übern Main,
das Wunderwerk der welschen Zimmerleute,
ist hin! Die Flut hat sie hinwegspült.
Und dies Gerücht ward ruchbar heute morgen.

KARL

Gemach! Ich weiß! Auch stolperte mein Pferd
und warf mich unsanft auf die Erde heut;
heut, sollst du wissen, fast am Tor der Stadt!
Nun gut, der längste Tag hat seinen Abend.

ALCUIN

Gleichwie auf jede Nacht ein Morgen folgt.

KARL

Gut, was bleibt übrig, als geduldig warten! —

Sich umblickend:

Geduldig warten, scheint mir, heißt's auch hier.
Seht nach, was sich begibt!

*Ercambald, Rorico und die übrigen Begleiter nehmen
Karls Befehl auf und gehen hinaus. Nur Alcuin bleibt
bei dem Kaiser zurück. Karl sieht ihn bedeutungsvoll
an und fährt fort:*

Da sind wir nun!

Jetzt will ich es dir sagen, was mich hertrieb.
Als du mich darum fragtest, wußt' ich's nicht:
ein Traum! — Hier auf der Schulbank saß Gersuind,
lachend, und sprach.. doch was — ist mir entfallen!
Richtig! Zwar wörtlich nicht kann ich's erinnern,

doch so: ich war's, ich sprach zuerst sie an.
Was ist's mit meinem Ringe, fragt' ich sie —
wie denn der Ring in jedem Traum mich martert,
seit meine Narretei unheilbar blüht,
du weißt es ja! — Wozu nahmst du den Ring,
fragt' ich. — Sie gab zur Antwort: komm und sieh!

ALCUIN

Was mich betrifft, o Herr: es kommt mir vor,
als stünden wir inmitten einer Wolke,
von einem noch verborgenen Schicksal schwer,
Gott schenk' uns Kraft, es würdig zu bestehen!

Die Oberin kommt weinend herein.

KARL

ihr entgegen:

Mutter, gar seltsam ist mir heut zumut
in deinen Mauern: fremd und sonderbar,
fast bang, trotz meines Schwertes — möcht' ich sagen.
Als wär' ich nur mein Geist, der hier erscheint,
indes ein andrer König längst regiert...
Noch leb' ich: kennst du mich auch wieder, Mutter?

DIE OBERIN

küßt den Saum seines Gewandes und weint:

Gott segne, schütze des Gesalbten Haupt!

KARL

Und wieder Tränen? Heut wie dazumal,
als wir zuletzt uns sahen im Palaste!?
Laß mich mit der Hochwürdigen allein!

*Alcuin tritt ab; bleiche, horchende Nonnengesichter
fahren von der Türe zurück.*

Du kommst von einem Sterbebette: ei,
wer tot ist, ist des Lebens ledig, gut!
Auf uns liegt noch der sonderbare Fluch
Gottes, der Eva wegen, unserer Ahnfrau,
die immer noch zuweilen uns besucht,
damit die Pein nicht sterbe unsres Daseins,

mit frischen Äpfeln und mit neuer Schuld! —
Wie lange ist's, seit wir uns nicht mehr sahn?

DIE OBERIN

Zu lange Zeit für deine Dienerin
und deine Schützlinge in diesen Mauern,
die ohne ihren Vater Waisen sind.

KARL

Schützlinge? Vater? Ist's an dem, ihr Fraun,
tut euch ein Vater not, sucht ihn im Himmel!
Der irdische verlohnt der Mühe kaum.
Leugn es! Dein Kummer straft dich Lügen! Wohl:
der Heide Bennit, damals seiner Güter
verlustig, ist ein Herr im Sachsengau
und pocht auf seine neu erworbne Macht!
Hat er in diesem Streite Recht behalten,
dich, Mutter, kränkt sein zweiter Sieg noch mehr,
durch den er eine junge Kinderseele
dir und dem Heiland, Christo, abgewann.

DIE OBERIN

Zur Geißel ward uns allen diese Geisel.

KARL

Recht so, wenn sie zur Geißel allen wird! —
Wär' ich ein Vater, wie ich's nicht bin, sieh:
ich sollte Tag und Nacht, wie du, mich grämen,
daß sie, statt hier in deiner frommen Hut,
fern und am Herd des stinkigen Heiden lebt! —
Mutter, laß mich dir beichten!... Mutter, ich
bin hier... sie war dein Zögling! — Nun: Gersuind!
was alles mit ihr vorfiel, wirst du wissen.
Hellhörig sind die Wände meiner Pfalz!
Nun gut, die Welt verflucht sie, ich verstieß
die Sünderin aus meinem Angesicht.
Und nun verzehr' ich mich in bitterer Reue! —
Mutter, denk nicht, daß ich von Sinnen bin!
Christophorus, wenn er das heilige Kind —
das Jesusknäblein, das er watend trug

über den wilden Fluß ans sichere Ufer —
etwa der Wut der Strömung überlassen:
wie bitter würde seine Reue sein! —
Und, Mutter, ihre Sucht, ihr wilder Trieb
war mehr als einer Dirne Fürwitz, war
Zwang eines Dämons, war ein finstrer Dienst!
Ich sah es oft, wenn sie der Gott berührte,
der ihren blonden Leib sich unterjocht
zu harter Wollustgreuel seines Kultes!
Dann trat, kaum daß sie meine Hand gestreift,
Ohnmacht und Marter auf ihr starres Antlitz,
indes, hilflos, ihr armer Leib sich wand!
Nun also kurz! unschuldig oder nicht:
sie narrt mich mit der Maske einer Heiligen,
der Glorie der Unschuld, tief in mir,
trotz allem! Ist es Trug, so hilf mir, Mutter!
Zerstöre diese Glorie, zerbrich —
sonst mach' ich sie zum Gott des Frankenreichs —
das Heiligtum, aus dem sie niederlächelt!

DIE OBERIN

Herr, Gottes weiser Ratschluß, den ich nun
zwifach verehere, seine Fügung hat
in Gnaden dich bewahrt vor solcher Schuld.

KARL

Mutter, sie zieht mich nach sich! Mutter, ich
bin ein Gefangner, bin nicht frei! Wodurch
sie mich gebunden, in dem Augenblick,
als ich sie von mir stieß, durch welche Künste —
durch einen Ring, den sie mir stahl vielleicht? —,
ich kann es nicht ergrübeln und ergründen;
doch diesen Zauber, der mich bannt und quält,
mußt du mir lösen helfen, Mutter, mußt
hingehn sie wiederfinden, und ich will
erfahren, wer die Seele tötete
in ihr, wenn du sie tot erfindest, und
will sie nicht sterben lassen, wenn sie lebt!

Und sagst du mir: du bist's, der sie verdarb
und nicht erkannte, daß sie lebte — nun,
so will ich meine Söhne rufen, will
die Großen meines Reichs um mich versammeln,
eröffnen meinen letzten Willen und
ins Kloster gehn.

DIE OBERIN

Herr, niemals war Gersuind
im Sachsengau bei ihrem Oheim! Sie
war hier, fand hier Asyl, wie du es ihr
durch meinen Mund verheißen hast. Nun aber
ging sie davon zum andern Mal, sie ging
und wird nie wiederkehren! Als dein Fuß
die Schwelle unsrer Pforte überschritt,
da floh sie unsichtbar an dir vorüber;
denn eben in demselben Augenblick
starb sie: sie fuhr aus ihren Kissen, rief,
mit einem Laut, der alle frieren machte,
den Namen ihres Königs Karl und starb.

*Karl steht wortlos, während das Brausen der Volks-
menge vor den Toren zunimmt. Im Hintergrunde,
seitlich, sammeln sich Kinder mit brennenden Kerzen,
augenscheinlich auf etwas wartend. Alcuin, Ercambald
und Rorico sowie einige Nonnen treten besorgt ein.*

KARL

tonlos:

Magister Alcuin!

ALCUIN

Hier, König Karl!

KARL

wie vorher:

Magister Alcuin!

ALCUIN

Hier! Zu deinen Diensten!

KARL

Mutter, sind das nur Funken meines Bluts? —

Nein: Lichte... Lichte kommen auf mich zu!

Karl blickt starr in der Richtung der Kerzen im Hintergrunde. Man erkennt jetzt, daß die Kinder den Anfang eines Zuges bilden, der sich langsam vorschiebt.

DIE OBERIN

Herr König, gnadenreicher Paladin,
wende doch deinen Schritt und deinen Blick
von diesem Werk des grauen Todes ab!

Der Zug schreitet hinten von rechts nach links vorbei, und es wird nun eine Bahre sichtbar, von Nonnen getragen, auf der Gersuind als Leiche ruht; doch ist sie mit einem Tuche bedeckt.

KARL

Still! — Eine Tote? Weißt du, wer es ist? —

DIE SCHWESTER VERWALTERIN

von der Bahre herantretend:

Sie starb, versöhnt mit Gott, in meinen Armen.

KARL

Sie starb in deinen Armen, sagst du? Wer?

Wer starb? — Zieh ab das Tuch! Durch wen starb wer?

Was heult der Pöbel unten auf der Gasse?

Laß!

Er schreitet mit festen Schritten bis an die Bahre und hebt selbst das Tuch von Gersuinds Antlitz.

Du bist's? Gersuind, du? Wo kommst du her? —
Karl richtet sich hoch auf, abh er es überkommt ihn ein Zittern; es ist, als vibrierte ein Turm im Erdbeben; er sinkt in sich zusammen, richtet sich aber sogleich wieder hoch auf, greift nach einer Stütze, die Rorico und Alcuin ihm bieten, sinkt wieder zusammen, erhebt sich, schiebt Rorico und Alcuin von sich und starrt auf die Tote.

Zu spät! Seltsam und wunderbar, ihr Herren...

ihr staunt... ihr seht mich ruhig... Seltsam, sag' ich, ist, daß ein Schmerz, der mich so ruhig macht, mir doch Äonen aufreißt des Entsagens!

Die Hand ist warm! — nicht wahr, es glitt ein Tuch,

ein rosiges, von hier... von hier herab
und fiel, als sank' es hin zu ihren Füßen?
Und als ihr suchtet, fandet ihr es nicht?
So flieht das Leben! Oh, ich sah es oft,
und also —

Er richtet einen durchdringenden Blick auf Ercambald:
Ercambald, bist du zufrieden?

Ja, ihr! nicht ich! — Was hier geschah, ist Mord!
Tritt näher, Ercambald: hier dies ist Mord!
Still! Sie will sprechen, glaub' ich, ihre Brust
hebt sich ein wenig! Näher! näher! Mord!
daß sie euch sieht, ihn klagen kann: den Mord!
Rico, vor jeder Pforte Wachen, schließt
die Türen! Hier im Kloster herrscht der Mord.

DIE OBERIN

wirft sich zu seinen Füßen:

Wenn hier ein Mord geschah, Herr König Karl,
Gott, der Allwissende bezeug' es... wenn
Verbrechen hier im Spiel ist und dies Kind,
ich weiß nicht, welchen Frevels Opfer ist,
so heb' ich beide Hände hier empör
zum Schwur! Treff' uns Verdammnis, sei verwirkt
das ewige Heil, wo Schuld uns trifft, Herr, Schuld...
Anteil der Schuld von Sandkorns Schwere nur!
Kein Haar ward ihr gekrümmt in unsern Mauern.

KARL

Dies ist nicht meine Tat! Was ihr hier seht,
Rico, das ist gemeiner Mord! Bewacht
die Türen! Blut um Blut! Dies hier ist Mord,
und diese Tote soll uns führen! Führe
uns, Gersuind, und wir schreiten hinter dir,
und sei es mitten unter meine Sippe!
Wir schreiten mitten unter sie hinein
und fordern, wo dein toter Finger hinweist,
und träf' es meinen eignen, liebsten Sohn...
und fordern Blut um Blut!

ERCAMBALD

Herr König, nimm —

laßt mich! — nimm hier getrost das meine, nimm —
nicht viel, wahrhaftig, blieb in mir zurück —,
doch nimm es! Dein war jeder Tropfen doch,
vergossen oder nicht, zeit meines Lebens.
Doch eh ich meinen Nacken beuge, eh
ich gern ihn beuge, gerne unters Beil,
gönn mir noch einmal ihn empor zu richten! —
Du bist nicht mehr — wie sonst — von Gott belehrt!
Ein Schlaf ist über dir! Verschlossen sind
Augen und Ohren dir, daß du nichts siehst
und auch nichts hörst! Hörst du die Menge toben? —
Angst rast aus ihnen und Verzweiflung! Wild,
hörst du? dröhnt Schlag auf Schlag ans Klostertor!
Ein Ruf erschallt: die Dirne schor sein Haar!
Und alle meinen, daß ein Dämon dich
austrinkt, das Blut dir aussaugt, hier im Kloster,
indes das Reich zerfällt, das du erbaut. —
Das ist's! Und überdem sagt ein Gerücht,
daß mit zweihundert Schiffen Godofried,
der Däne, landete im Friesengau,
daß er die Siedelungen überfiel,
die starken Burgen schleifte, die wir dort
errichteten, und die Besatzungen
fortführte oder niedermetzelte! —
Ein solcher Schlag ist unerhört, er ist
dem sieggewohnten Volke deiner Franken
ein Unerklärliches, das sie verwirrt.
Sie rasen, schwingen Scheren in den Händen,
in Meinung, daß die Götzenpriesterschaft
des Sachsenvolks mit Zauberkunst dich lähmt,
wie die Philister Samson lähmten, durch
Verrat Delilas, die die Kraft ihm stahl,
indem sie ihm das Haar vom Haupte schor.

Karl hat während der Rede Ercambalds den Blick nicht

von Gersuind abgewendet. Mehr und mehr von ihr angezogen, nähert er sich der Toten, alles um sich her vergessend, und nur durch das plötzliche Schweigen Ercambalds scheint er halb ins Bewußtsein zu erwachen.

KARL

mit leiser, tiefer Stimme:

Bist du zu Ende? Geht, laßt uns allein! —
Rico! Rico! —

RORICO

Ja, Herr!

KARL

Geht! und du, bleibe! —

auch du! — auch du! —

Er hat Alcuin und die Oberin bezeichnet und die übrigen mit einer furchtbar gebieterischen Kopfbewegung hinausgewiesen. Ercambald und alle übrigen, auch die Kinder, flüchten, wozu nun der Kanzler sogar sie mit antreiben hilft. Langsam tritt Karl bis dicht an die Bahre.

Mutter, der Satan war

ein Engel Gottes, nicht? Er wollte sein
wie Gott, und er fiel ab, und Gott verstieß ihn!
O ungeheurer Sturz der glanzgetränkten
Scharen zum Abgrund, jener Himmelskinder,
die aus der reinsten Glorie gebildet,
doch nicht gesättigt waren, deren Schrei —
der Schrei der Liebe — durch die Himmel fuhr:
hilf, Satan, hilf! wir wollen sein wie Gott!
Seht ihr den Trotz in diesen Mienen? Gott
zerschellte an dem Engel, den er schuf —
von Menschenmacht ganz zu geschweigen und
von mir! Nun ist sie stumm! In meinem Traum
sah ich den weißen Leib so leuchten! Denn —
was ich ihr streng verschwieg, das sag' ich euch —
ich liebte sie!
Gott füllt die Räume aus mit seinem Namen;
sie schweigt, bleibt stumm! Hier ist kein Widerhall! —

Sagt mir, was ich nicht weiß: warum die Welt
zerriß und mitten durch mein Herz der Riß
sich zieht? — Sie steht vor ihrem Richter! —
Was wird er sagen, diesem bohrenden
und stolzen Schweigen wohl entgegensetzen?
Wird er sie fragen: wo, wo ist mein Ring?
und weil sie schweigt, wie ich sie nochmals töten,
damit sie zehnfach trotzig aufersteht,
zu neuen Gluten und zu alter Qual?
Denn Qual war ihre Losung: Stolz und Quall
und es ist auch die meine! — Fahr denn wohl!
Bist du nur eine Flocke Höllenglut,
Mutter, ihr Herrn, wie muß es sein, das Meer!
Was Wunder, wenn sich mit versengter Brust
die seligen Geister drängen ins Verderben!
Nun: ich bin euer! Wenn sie schläft und doch
nicht aufzuwecken ist, so bleibt mir Zeit
genug für euch und Godofried den Dänen!

RUFE DER MENGE

Sie schor sein Haar! Die Dirne schor sein Haar!

RORICO

Gebiete, Herr, so werf' ich mit den Reitern
die Menge zurück! — *Ercambald stürzt herein.*

ERCAMBALD

Der Pöbel stürmt das Haus.

Es ist kein Widerstand, wenn du dich nicht
zeigst, deinen Anblick nicht dem Volke bietest...

KARL

Wohlan, eh es zu spät ist —: Handwerksmann,
nun an dein Handwerk! Habet Nachsicht, weil
ich feierte, ein wenig meine Pflicht —
ich kenne sie — versäumte! O ich weiß,
daß ich des Fronherrn bester Höriger bin!
Verklagt mich nicht! hab Mitleid! sagt es niemand!
Ich will nun doppelt Schweiß vergießen, will...
Legt mir ein Joch von Eisen auf! was gilt's:

ein Auerstier ist kraftlos gegen mich.
Recht so: hebt sie empor! Tragt sie hinweg!
Ich muß noch immer lernen, muß von ihr
auch das noch lernen, was sie mir verschwiegl!
Sagt niemand, daß ich noch von Kindern lerne!
hört ihr? Sagt ihnen: unser König Karl
weiß nicht, was Irrtum ist! sagt ihnen, er
sei hart wie Diamant und weine niemals. —
Seht ihr den Mann, der jener Toten nachfolgt?
Die Menge weiß von diesem Manne nichts!
Laßt ihn — verratet nichts! — laßt ihn nur gehn!
Was er nicht kannte, wird dem Volke nun
nicht fehlen: und ein Greis bleibt ihm zurück —
und der, der Greis, sehnt sich ins freie Feld,
ins Blachfeld, unter freien Himmel, wo
der Wolkenaufruhr über ihm, der Aufruhr
des Kriegszugs um ihn her die Welt erfüllt.
Auf seines Streithengsts Rücken sehnt er sich
und nachts zu ruhn im sausenden Gezelte!
Und kurz: der alte Kriegsknecht Kaiser Karl
schreit, wie ein Hirsch nach Wasser, nach den Stürmen,
darin er frisch geatmet lebenslang:
nach Waffenlärm! nach Männerkampf! nach Krieg!

*Er ist in die Loggia getreten und zeigt der tosenden
Menge sein Schwert. Einen Augenblick tritt Toten-
stille ein, dann bricht die Menge in endlosen Jubel aus.*

RUFE DER MENGE

Heil König Karl! — Fluch seinen Feinden! Krieg!

ERCAMBALD

Er hob sein Schwert! Heil ihm! Er hebt sein Schwert!

GRISELDA

LUSTSPIEL

Begonnen im Frühjahr 1908 in Santa Margherita, beendet im Dezember 1908 in Agnetendorf. Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1908 (Szene 1—9 und 11), Berliner Tageblatt Nr. 89 vom 18. 2. 1917 (Szene 10) und S. Fischer-Almanach „Das XXV. Jahr“, 1911 (Szene 12). Copyright 1937 by Gerhart Hauptmann in Agnetendorf.

DRAMATIS PERSONAE

VATER HELMBRECHT
MUTTER HELMBRECHT
GRISELDA, ihre Tochter
MARKGRAF ULRICH
GRAF EBERHARD
GRÄFIN EBERHARD
GRAF HEINZ
DIE BARONIN
ERSTER BARON
ZWEITER BARON
DRITTER BARON
DER SCHLOSSPROPST
DER HAUSHOFMEISTER
DER KASTELLAN
DER ARZT
ERSTE DAME
ZWEITE DAME
DIE PFLEGEFRAU
DIE ANDERE PFLEGEFRAU
DIE KAMMERFRAU
DIE AMME
WÄSCHERINNEN

ERSTE SZENE

Das Hölchen des Bauern Helmbrecht. Links das Haus, in Stall und Wohnraum geteilt, mit Flurtür und Stalltür sowie zwei kleinen Fenstern der Wohnstube. Gegenüber ein kleiner Stadel mit Holzschuppen. Das Hölchen ist von der Straße im Hintergrunde durch einen Staketenzaun abgetrennt. Nahe dem Zaun ein Holzstoß. Das Zaunpförtchen ist offen. Ein schöner Apfelbaum, die hängenden Zweige mit einer Last roter Äpfel beschwert, überwölbt es. Den Hintergrund bilden Bergwiesen, Wälder und leicht beschneite Höhenzüge. Unweit der Haustür fließendes Wasser, in einen Steintrog plätschernd. Ein Pflug steht mitten im Hof. Vater Helmbrecht, über die Fünzig, sitzt auf der Erde und dengelt die Sense. Er ist ein zähes, äußerst dürftiges Bäuerlein von der menschenfreundlichen Sorte. Sein Scheitel ist silberweiß und so auch der Bart, der von Ohr zu Ohr unterm Kinn herumgeht und das sonst bartlose Antlitz umrahmt.

Mutter Helmbrecht sitzt auf der Hausschwelle und läßt die Spindel tanzen. Die etwa fünfundvierzigjährige Frau haben Sorge, Arbeit und Krankheit zu früh altern lassen. Griselda, Tochter dieser beiden, ist eine ungewöhnlich schöne und stattliche zwanzigjährige Bauernmagd, eine wahre Gudrungestalt. Barfuß, im kurzen Rock und bunten Mieder, schiebt sie eine Radwer mit Grummet vor sich her, die sie vor der Stalltür absetzt. Es ist ein sonniger Morgen im Herbst.

VATER HELMBRECHT. Nu jeja, man wird alt. Vor zehn Jahren war ich noch jünger, Mutter.

MUTTER HELMBRECHT. Je schwächer der Bettler, je stärker die Krücke.

VATER HELMBRECHT. Betteln und arbeiten ist noch immer zweierlei, Mutter.

MUTTER HELMBRECHT. Griselda, federe dich! Du

mußt hernach noch vier Mandeln Eier aufs Vorwerk tragen.

GRISELDA, *kurz, unfreundlich*. Ich arbeite, was ich kann, Mutter.

Sie hebt eine Kleelast und trägt sie in den Stall.

VATER HELMBRECHT. Was soll bloß der alte Rodewinkel alles hergeben?! Mehr Zins als Frucht!

Griselda kommt wieder.

MUTTER HELMBRECHT. Griselda!

GRISELDA. Schon wieder was!

MUTTER HELMBRECHT. Könnst'ich mir helfen, braucht'ich dich nicht zu rufen, Mädél. Was hat's denn mit dir? Du bist doch sonst nicht so bösaartig gewesen mit deiner Mutter.

GRISELDA. Man möchte wohl bösaartig sein in der Welt.

MUTTER HELMBRECHT. Warum denn?

GRISELDA. Warum? Darum! Warum, hat schon mancher gefragt.

Sie trägt wiederum eine Kleelast in den Stall.

VATER HELMBRECHT *tritt mit der Sense vor die Stalltür und spricht hinein*. Nanu jetzt... nanu, jetzt hab'ich dir also, hätt'ich dir also die Sense scharf gemacht. Morgen beizeiten... also bei guter Zeit, Mädél, haun wir den letzten Fleck Grummet hinten im Schindelgrunde los.

Griselda kommt wieder.

GRISELDA. Morgen is Sonntag.

VATER HELMBRECHT. 's Grummet muß rein, wenn auch Sonntag is.

MUTTER HELMBRECHT. Nu Mädél! Nee Mädél! Jetzt sag mir bloß! Du bist doch sonst nich so auf das Kirchelaufen versessen gewesen. Hat dir etwa der neue Kaplan den Kopf verwirrt?

VATER HELMBRECHT. Mag sein, daß ein Mädél in deinem Alter Gedanken hat. Was nutzt das? Dawider hilft nichts als arbeiten.

GRISELDA. Ich denke, meine Hände sind hart genug.

VATER HELMBRECHT. Das Gras muß los. Unser Herrgott wird ein Einsehen haben. Es tröpfelt. Nächste Woche schneit's womöglich. Unser Herrgott wird besser wissen als du, was Viehwirtschaft is.

Er geht ins Haus.

Ein Mann, in der Tracht eines Tagelöhners oder Waldhüters, blickt über den Zaun.

DER FREMDE, *mit funkelnden Augen unter buschigen Brauen.* Na, was keift die Alte schon wieder mal?

GRISELDA *schrickt zusammen, bemerkt den Fremden.* Wie?

DER FREMDE. Ob die alte Urschel das Keifen nicht lassen kann, frag' ich.

GRISELDA, *konsterniert.* Wer seid Ihr denn?

DER FREMDE. Ach was, das kann dir so gleich sein wie mir! Kann man bei euch einen Schluck Wasser haben?

GRISELDA, *mit beiläufiger Kopfbewegung gegen den Röhrenbrunnen.* Dort hat's Wasser genug.

DER FREMDE. Warum so von oben herab, schöne Roggenmuhme? Kann man vielleicht eine Topfscherbe haben, um daraus zu trinken?

MUTTER HELMBRECHT. Mädels, gleich hinter der Tür steht ein Tassenkopp.

GRISELDA. Ich hab' keine Zeit, ich hab' andres zu tun.

DER FREMDE. Warum denn so unhold, erhabenste Kuhprinzessin, sage mir doch?

GRISELDA. Ihr mögt vielleicht ein Kuhprinz sein!

DER FREMDE *ist sehr gelassen eingetreten und hat sich ebenso auf den Pflug gesetzt.* Gut geantwortet. — Wie alt bist du?

GRISELDA. Wenn Ihr getrunken habt, könnt Ihr Eurer Wege gehn.

DER FREMDE *unbeirrt.* Wie alt bist du?

GRISELDA. Nicht mehr jung genug, um mit jedem hergelaufenen Tagedieb Dummheiten zu schwatzen.

DER FREMDE, *unbeirrbar gelassen*. Deine Mutter muß in einem reifen Weizenfelde geschlafen haben, als dein Vater dich machte.

GRISELDA *traut ihren Ohren nicht, dann auf ihn los*. Pack dich! Du bist ein Schweinehund! Geh!

DER FREMDE, *wie vorher*. Das ist mir schon von viel häßlicheren Frauenzimmern gesagt worden, als du eins bist.

GRISELDA, *etwas aus der Fassung*. Du bist aus einem Tollhaus entsprungen.

DER FREMDE, *hartnäckig*. Und du in einem reifen Kornfelde gemacht.

Griselda ergreift eine Schaufel, kehrt sie um und geht auf den Fremden los.

MUTTER HELMBRECHT. Griselda! Du bist nicht bei Sinnen, Mädel!

DER FREMDE, *ein wenig bleich, sonst vollkommen gleichmütig*. Schlag! Warum schlägst du nicht? Ich möchte grade von einem solchen Frauenzimmer, mit solcher Stirn, mit solcher Brust, mit solchen Hüften und mit einer solchen Korngarbe im Nacken, erschlagen werden.

GRISELDA, *abermals und aufs höchste konsterniert, wirft die Schaufel weg*. Oh, ich hätte wahrhaftig Besseres zu tun, als auf deine hirnverbrannten Reden zu passen.

Sie schiebt die Radwer in den Holzstall und betätigt sich.

MUTTER HELMBRECHT *ist, den Fremden scharf und nachdenklich im Auge behaltend, den Vorgängen gefolgt*. Vater! Vater! Es is jemand hier.

DER FREMDE. Liebst du Goldstücke, Alte?

Er wirft ihr einige in den Schoß.

MUTTER HELMBRECHT. Vater! Das geht nich mit rechten Dingen zu! Vater! Was is das? — *Sie streicht die*

Münzen von der Schürze. — Stehlen und betteln brauchen wir nich.

DER FREMDE, *unbeirrt zu Griselda.* Willst du aufs Feld?

GRISELDA *hat das Joch eines Zugochsen vom Türpfosten genommen und antwortet nicht.*

DER FREMDE. Willst du die Kuh vor den Pflug spannen? *Mit eigentümlichem Nachdruck, heiß:* Laß doch das Rind, du junge Färse, im Stall: spanen dich selbst vor den Pflug! Ich werde die Sterzen halten und die goldenen Zügel deines Haares um meine Fäuste wickeln. Willst du?

GRISELDA. Ich habe auch Fäuste.

DER FREMDE, *hartnäckig.* Ich werde die Stränge und Stricke und Seile deiner Haare mit Knoten versehen, und du sollst zittern unter meiner Geißel — du junges Rind!

GRISELDA *packt den Fremden vor der Brust und stößt ihn durchs Zaunpförtchen hinaus.* Pack dich! so! pack. dich!

Sie kommt in den Hof zurück und schließt das Pförtchen.

DER FREMDE, *sehr bleich, hebt die Mütze auf, die ihm entfallen ist.* Nicht übel! Du gefällst mir! — *Griselda steht an der Schuppentür und weint still in die Schürze. Der Fremde schlendert, die Hände in den Taschen, langsam wiederum in den Hof.* Was kostet bei euch ein Trunk Wasser, Alte?

MUTTER HELMBRECHT. Ich hab' all mein Lebtag dem armen Wanderer seinen Schluck Wasser gegönnt. Was Ihr wollt, mag wohl was andres sein.

DER FREMDE. Seid ihr leibeigen oder Fronbauern? Steht ihr dem Kloster oder der Herrschaft zu?

MUTTER HELMBRECHT. Ich denke, das kann Euch wenig bekümmern, wem wir zustehn! *Ins Haus rufend:* Mann! — Trinkt und geht Eurer Wege, wer Ihr auch seid! — Mann! Mann!

Vater Helmbrecht erscheint in der Haustür.

VATER HELMBRECHT. Was schreist du denn, Mutter?

DER FREMDE. Die Weiber schreien, weil ich durstig bin! — Was? Ist Er nicht der alte Helmbrecht, der nachts zu meines seligen Herrn Vaters Zeiten mit dem greulichen Tutehorn winters und summers bei Regen, Wind und Mondschein die Wache hatte? Ist Er nicht der Nachtwächter Helmbrecht von Jagdhaus Schön-
buche, dem wir jungen Leute einmal nach einem etwas ausgelassenen Jagdschmause den Streich spielten, im eigenen Schlößchen einzubrechen?

VATER HELMBRECHT. Jawohl, der soll ich wohl immer noch sein.

DER FREMDE. Weißt du, wer ich bin?

VATER HELMBRECHT. Auch immer noch unser Markgraf Ulrich.

MUTTER HELMBRECHT. I, du großer Gott; ich hab' ja den gnädigen Herrn auf der Stelle erkannt!

GRAF ULRICH. Davon hast du aber nichts merken lassen. Ich will mir den Bart scheren lassen und Mandelkleie in mein Waschwasser nehmen, damit ich wieder wie einer von jenen Zieraffen aussehe, die euch in Respekt versetzen. Wie geht's sonst, alter Nachtwächter? Jetzt machst du wieder dein Vaterunsergesicht. Kannst du auch noch deine dreimal gehängte Diebsvisage aufstecken?

VATER HELMBRECHT. Je nachdem, Herr! Obgleich ich das nicht mehr so nötig habe, seit der alte Freihubener Bauer, der so viel als der Vater von meinem Weibe war, gestorben ist und wir das Waldgut hier oben geerbt haben.

GRAF ULRICH. Ach so! Deshalb hat mir auch dein Teufel von Tochter alle Rippen im Leibe zerbrochen.

MUTTER HELMBRECHT. Griselda, tu Abbitte!

GRAF ULRICH. Laß sie! Mich ficht's nicht an. Will heißen, ich leide, weiß Gott, keine Anfechtungen ihret-
halb! Was hat sie sich also so ungebärdig, da sie doch niemand dressieren will. Will ich Fuchsjagden reiten,

so stehen in meinem Marstall Stuten genug. Und läge mir daran, grade bei diesem Satan mein Jus zu nehmen, es würde mich nur vier Worte kosten: schick sie aufs Schloß! — und es wäre geschehen.

VATER HELMBRECHT *kratzt sich hinterm Ohr*. Schon, gnädiger Herr! Wenn einer nur jetzt nicht ein freier Feudaster geworden wäre.

GRAF ULRICH. Der Tausend, du Schlingel! Was bist du geworden?

VATER HELMBRECHT. Was leider Gottes nach dem Recht von Mailand bis Bern, von Bern bis Raben nicht mehr zu ändern ist.

GRAF ULRICH. Höre: baue getrost deinen Kohl, ich störe dich nicht! Behalte auch meinethalben deine anderthalb ranzigen Zinshühner! — Befiehl, sie soll mir in irgendeiner Scherbe einen Trunk Wassers reichen, sonst nichts! Das sei ihr ganzer Gehorsam.

MUTTER HELMBRECHT. Griselda, reiche dem gnädigen Herrn Markgrafen Wasser, im Augenblick!

GRISELDA. Nein!

VATER HELMBRECHT. Kotzschockschwerenotmillion-schwerebrett!

Griselda nimmt eine Milchgelte und begibt sich mit trotzigem Entschluß an den Brunnen.

GRAF ULRICH, *mit gekünsteltem Gleichmut zu Helmbrecht*. Habt Ihr gehört, daß heuer unten am See die Weinbauern recht sehr übel abschneiden?

VATER HELMBRECHT, *erst mit einem Blick auf Griselda*. Schwerenotskotzhimmelschlagnochmal! — Auch die Oliven sind schlecht geraten.

GRAF ULRICH. Und außerdem auch die Jungfern, wie es scheint. — *Er will das gefüllte Wassergefäß aus Griseldas Hand entgegennehmen, die es ihm reicht.* — So! brav! Gehorsam geziemt der Leibeigenen.

GRISELDA *gießt ihm das Wasser über den Kopf*. Werdet nüchtern, Herr Markgraf, Ihr seid betrunken!

GRAF ULRICH hat *Griselda blitzschnell an beiden Gelenken gefaßt*. Was? Nun sollst du erfahren, daß ein Mann kein Weib und ein Weib kein Mannsbild ist!

Er packt sie an und trägt sie ins Haus.

GRISELDA. Ich beiße, ich würge — ich schlage Euch nieder!

Sie wird ins Haus getragen, man hört beide herumpoltern.

MUTTER HELMBRECHT. Das Mädcl hat den Verstand verloren!

VATER HELMBRECHT. Na ja! Und er und der alte Graf, die haben niemals, weiß Gott, welchen gehabt!

ZWEITE SZENE

Eine Galerie im Schlosse des Markgrafen von Saluzza. Vor den Fenstern breiten sich der Spiegel und die Gelände eines oberitalienischen Sees aus.

Graf Eberhard, über die Fünftzig hinaus, Graf Heinz, sein Sohn, fünfundzwanzig Jahre alt, die Baronin, schlank, dreißigjährig: diese alle in Reitanzügen. Der Haushofmeister, der Schloßpropst, beide sich dem vierzigsten Jahre nähernd.

GRAF EBERHARD. Demnach ist also noch immer keine irgendwie erhebliche Änderung eingetreten, Haushofmeister?

HAUSHOFMEISTER. Nein. Er wohnt in einem schlechten Domestikengelaß. Was die Köche zubereiten, verschmäht er. Er röstet sich selbst Kastanien und schlingt sie noch mit der glühenden Asche hinunter. Er trinkt Wasser oder den allerminderwertigsten Desenzano, der zu bekommen ist. Wo er grade geht oder steht, ißt er sein Schwarzbrot und seinen Kuhkäse oder Speck aus der freien Faust. In wärmeren Nächten schläft er zwischen dem Schwarzwild, höher hinauf in den Wäldern. Er verkriecht sich ins trockene Laub an den Futterstellen oder auf einem Heuboden, wenn's hoch kommt, wo ihm dann gelegentlich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, eine beliebige Bauernmagd Gesellschaft leistet. So ist unser Herr: beinahe haben wir keinen.

GRAF EBERHARD. Was meint Ihr dazu, Propst?

DER SCHLOSSPROPST. Es ist undankbar, über die Eigentümlichkeiten regierender Herren sich Gedanken zu machen.

GRAF EBERHARD. Mein Neffe Ulrich muß heiraten!

DIE BARONIN, *höhnisch*. Gebt ihm eine Frau, gebt ihm eine Frau, sonst kommt er ins Narrenhaus!

DER SCHLOSSPROPST. Ich habe mir nun im Gegenteil sagen lassen, werter Graf, daß Herr Ulrich grade

wegen eines Heiratsprojekts aus Mailand hierher auf das Land geflohen und erst in eine Art Tollheit verfallen ist!?

GRAF HEINZ. Ihr werdet einen frisch in die Falle gegangenen Wolf eher dazu bringen, daß er ein lebendiges Osterlämmchen apportiert, als meinen originellen Vetter Ulrich dazu, mit einer veritablen Braut unter Glockengeläut die Schwelle der Kirchtür zu überschreiten.

DIE BARONIN. Was in der Tat auch Stoff für ein einziges großes Gelächter von Mailand bis Rom, von Rom bis Ravenna abgeben würde. Man müßte es, glaube ich, jenseit der Alpen noch kichern hören.

GRAF EBERHARD. Einerlei, seien wir ernsthaft! Es stehen wichtige Dinge auf dem Spiel. Die Landstände wollen sich nächstens versammeln. Ja bereits heut werden sich etwa zwanzig Vertrauensmänner zu einer Vorberatung hier einfinden. Man rechnet mit dem Heimfall der Grafschaft. Und die Agnaten sind von der niederträchtigsten Rührigkeit.

DER SCHLOSSPROPST. Latet anguis in herba, jawohl.

GRAF EBERHARD. Meines Erachtens sollte er keine andere als die Contessa Pirani nehmen. Sie erbt auf der Stelle fünf große Herrschaften. Ihr Herr Papa zieht ein Rieseneinkommen aus zwölf oder vierzehn Häusern in Mailand, Rom, Neapel und Genua. Sie ist vierzehn Jahr' alt und gewachsen wie eine Zypresse. Sie ist eigentlich über alle Begriffe schön.

DIE BARONIN. Lieber Onkel, du solltest jetzt gleich aus dem Stegreif deinem Panegyrikus ein Sonett über ihre gefärbten Haare anheften!

HAUSHOFMEISTER. Soll es mir gestattet sein, mitzuteilen, was Seine Erlaucht, unser Herr Markgraf, über diesen durchlauchtigsten Engel zu bemerken geruht haben?

GRAF EBERHARD. Sprich!

HAUSHOFMEISTER. Wenn die Contessa Pirani, wie Gott sie gemacht hat, sagte er, auf meinem dunkelbraunen holländischen Bullen, den niemand zähmen kann, durch das Dorf reiten, ihn dann an den Hörnern nehmen und an die Krippe binden will, dann will ich sie vom Flecke weg heiraten.

GRAF EBERHARD. Manchmal kommt mir doch auch der Gedanke, ob nicht etwa doch, wie die Gegner annehmen, der gute Neffe ein Fressen für die Mediziner der Sorbonne und die Wärter des Spitals vom Grauen Kloster ist.

HAUSHOFMEISTER. Ich meine, er ist nur Weiberfeind.

DIE BARONIN, *nach allgemeinem Lachausbruch*. Da möchte ich Euch doch wohl raten, Haushofmeister, wenn Ihr von einer irrigen Ansicht abkommen wollt, seinen Spuren in den lombardischen Städten nachzugehen: sein Weg ist mit blutigen Tränen verlassener und betrogener Weiber bedeckt.

GRAF EBERHARD. Gott weiß es, er hat seinen einflußreichen Freunden die Vertuschung seiner wahnwitzigen Aventiuren nicht immer leicht gemacht.

Graf Ulrich tritt ein, wie ein Bauer gekleidet, Lederhose, offenes Hemd, eine Heugabel über der Schulter.

GRAF ULRICH. Lieber Onkel, lieber Vetter, liebe Kusine, was verschafft mir die Ehre?

GRAF EBERHARD, *betroffen durch Ulrichs Aufzug*. Verzeih, lieber Ulrich, wir wollten nicht stören.

GRAF ULRICH. Oh, es macht nichts, ich habe nur der Jutta Dünger laden helfen.

GRAF EBERHARD. Was hast du ihr laden helfen?

GRAF ULRICH. Mist! — Du erlaubst, teure Base... *Er lehnt das landwirtschaftliche Werkzeug an die Wand.*

DIE BARONIN. Ihr habt Euch, wie es scheint, seitdem Ihr auf dem Lande wohnt, einen neuen, nicht minder penetranten Humor angeeignet, erlauchter

Vetter, als weiland Eure Stadthumore gewesen sind. Die Probe beweist es. Ihr habt Euch gesteigert!

GRAF ULRICH. Ich habe mich in der Tat gesteigert. Nicht um die Busentücher und Strumpfbänder der zwölf schönsten Damen der Lombardei kehre ich in die Stadt zurück.

GRAF EBERHARD. Du warst allerdings für das Feldlager immer besser geeignet als für den Terrazzo eines Prunksaales. Allein solche extremen Liebhabereien wie diese neuste blieben mir bisher an dir unbekannt.

GRAF ULRICH. Was wünscht ihr von mir?

GRAF EBERHARD. Mein lieber eigensinniger Neffe, erstlich haben wir zum soundsovielten Male einen Familienrat gehalten...

GRAF ULRICH. Der wievielte ist es?

GRAF HEINZ. Der neunte Oktober.

GRAF ULRICH. Der wievielte Familienrat, meinte ich. Ich glaube, der hundertundelfte wird es sein. — Laß Wein und Gebäck bringen, Haushofmeister!

Der Haushofmeister ab.

GRAF EBERHARD. Wenn es schon gleich nicht der hundertundelfte Familienrat ist, so haben wir doch allerdings in deiner wichtigen Sache wenigstens fünfmal umsonst unsere Entschlüsse gefaßt. — Was hast du eigentlich gegen das Heiraten?

GRAF ULRICH. Nicht das geringste, solange ich keine Frau ins Haus zu nehmen brauche. Wenn ihr es sonst wollt, will ich bei anderer Leute Hochzeit, alle vier Wochen Brautführer sein und alle vierzehn Tage Gvatter stehen.

GRAF EBERHARD. Leider ist es mit anderer Leute Hochzeit, lieber Neffe, eben ganz und gar nicht getan.

GRAF ULRICH. Und mit meiner erst recht nicht. Ich bin nicht so grausam, eine Frau zu nehmen! Meine Frau — oder ich — täte mir leid.

DIE BARONIN. Darin muß ich Euch herzlich zustimmen.

GRAF EBERHARD. Es hilft nichts, ich muß dir jetzt nach der Schnur meine Vorschläge tun. Es kann dir unmöglich beruhigend sein, deine Lehnsherrlichkeit von allen Seiten gierig umlungert zu sehen. Mögen sie auch deine Lehnsfähigkeit öffentlich vor der Hand nicht antasten. Immerhin bist du unbeweibt, und deine Deszendenz ist in Frage gestellt.

GRAF ULRICH. Nun, so bring mir meinethalben alle die wohlriechenden Jungfrauen, die rohe Zwiebeln essen, aber keine anderen, wenn ich absolut heiraten soll! Ihr verlangt einen Thronerben, was mich wundernimmt, da ihr mich kennt: denn ich schwöre euch, meine Kinder werden eher des Teufels als stroherne Zierpuppen von Herzögen und Herzoginnen sein. Sie werden dermaßen plebejische Neigungen haben, daß meine jetzigen euch vorkommen werden, als sei ich aus Fruchtzucker und Rosenöl von einem Konditor gebacken worden. Ich werde im ganzen Leben keinen näselnden Grandseigneur, geschweige eine regierende Herzogin zustande bringen, und wenn ich Gott weiß wie fein, zierlich und wohlgewaschen zu Werke gehe.

GRAF EBERHARD. Mein lieber Ulrich, Gott erhalte dir deinen Humor! Deine unverwüstliche Konstitution ist vollkommen hinreichende Bürgschaft für die edle Qualität deiner Nachkommen. Dein Vater sagte auch starke Sachen, aber er hat es doch immer eingesehen, daß man entweder in einem gewissen Sinne der Sklave seiner Besitztümer ist oder aber ihr Herr auch nicht sein kann. Du wirst auch, über kurz oder lang, tun, was die Stunde von dir fordert.

GRAF ULRICH. Sag mal, seid ihr gekommen, und versammeln sich diese Leute drinnen im Saal, um bei meinem Fang Zeuge zu sein? Ich schwöre bei Gott, ihr täuscht euch in mir, und ich werde das Recht meiner

Herrschaft, solange ich lebe, auch ohne Kunkel und Unterrock an meiner Seite zu wahren wissen.

GRAF HEINZ. Du hattest doch vor Jahren einmal ein Auge auf die hübsche Tochter des Grafen Tankred geworfen.

GRAF ULRICH. Sie wollte nicht einmal über einen Zaun klettern, weil er oben mit einigen Scherben gespickt war, als ich sie darum bat. Nicht einmal das wollte sie tun, um mich ihrer Liebe zu versichern. Sie liebte mich nicht.

GRAF HEINZ, *lachend*. Mensch, Markgraf, besinne dich! Wie kann eine erlauchte Prinzessin aus regierendem Hause um irgend jemandes willen über Zäune mit Scherben klettern?

GRAF ULRICH. Über wie viele Zäune bin ich geklettert, wenn es nur eine Dienstmagd zu entjungfern galt! Nein, nein! Mag sein, daß ihr recht habt! Und ich möchte auch ganz gewiß niemand lieber als diesem verdammten Vasallen Tommaso von Saluzza einen Streich spielen, der mir schon hinreichend lange genug über den Zaun hereinschieln darf. Aber es geht mir ans Leben!! — Sollte ich übrigens heiraten, so nehme ich höchstens eine Bauernmagd, was man so sagt: einen Strunk! einen reellen, wahrhaftigen Bissen Brot! Ein Mensch, das eine gute Tracht Prügel aushält! Denn ein Weib, das keine gesunde Tracht Prügel vertragen kann, macht den Reiter zum Pferd und das Pferd zum Reiter! — Da schweigt ihr nun wieder! — Nun also, auf eine andere Weise geht es nicht, und auf diese leider ebensowenig, sie verstößt gegen das Hausgesetz.

GRAF HEINZ. Hat nicht jüngst ein Graf von Tirol die Tochter seines Waldhüters zur Ehe genommen?

DER SCHLOSSPROPST. Mit kaiserlichem Konsens, jawohl.

GRAF EBERHARD. Nun, ich möchte fast sagen, ehe du ohne Erben stirbst, versuch es mit was für einer du willst: nur mache Kinder!

GRAF ULRICH. Was? — Lieber Onkel, du solltest mit deinen Späßen behutsamer sein; solche Vorschläge sollten dir nicht allzu lose sitzen. Wer weiß, ich verstehe am Ende falsch, und unser Kaplan kriegt etwas zu kopulieren, wovon euch Hören und Sehen vergeht. Hütet euch außerdem, daß ihr mir nicht, wie einem Dachs oder Fuchs im Bau, jede Röhre verstopft und den Ausweg abschneidet...

Diener bringen Wein und Gebäck herein.

GRAF EBERHARD. Lieber Neffe, deine Empfangsräume haben sich inzwischen mit treuen Vasallen und Freunden — du kannst die Tritte und ihr Gemurmeln hören! — angefüllt. Sie hängen an dir! Sie setzen jede Hoffnung auf dich! Sie haben einen geradezu verzweifelten Entschluß, dich — sagen wir glücklich zu machen — gefaßt. Glaub mir, du wirst mit deinem ledigen Stand unter ihnen den allerschwierigsten Stand haben!

GRAF ULRICH *stürzt ein Glas Wein hinunter.* Eine wie lange Galgenfrist gebt ihr mir?

GRAF HEINZ. Mir sollte es nicht drauf ankommen, mich lieber heut als morgen in einer Schlinge flutenden Mädchenhaars an einen der elfenbeinernen Galgen hängen zu lassen, die du zur Auswahl hast!

GRAF EBERHARD. Wir wollen sagen, verpflichte dich auf ein Vierteljahr: drei Monate Brautschau, im vierten Hochzeit.

GRAF ULRICH *stürzt ein zweites Glas Wein hinunter und wischt sich den Schweiß von der Stirn.* Kann man sich nicht auf irgendeine Weise, vielleicht durch Geld und gute Worte, um diese entsetzliche Kalamität herumdrücken?

DIE BARONIN, *nach herzlichem Lachen.* Man lernt doch mit einem Manne Eures Schlages niemals recht aus. Zuweilen meint man, daß Ihr Weiber zum Frühstück verspeist, zuweilen, daß Euch Weiber zum Frühstück verspeisen wollen. Ich bin eine Frau: kein Wunder,

wenn mir der letzte Gedanke tröstlicher ist.

GRAF ULRICH. Baronin, ich glaube, Ihr habt mir in diesem Augenblick einen nicht leicht zu überschätzenden Dienst getan. Wenn es nun einmal ans Jagen geht, will ich doch lieber Hund als Hase, lieber Habicht als Taube sein! — Und jetzt wollen wir in die Versammlung der Götzendiener und Knechte der Ehe eintreten!

GRAF EBERHARD. Erlauchter Neffe, nun, denke ich, darf man mit Fug auf deine Entscheidungen neugierig sein.

GRAF ULRICH. Und eure Neugier soll Futter erhalten! — Spracht Ihr nicht von einer Dreimonatsfrist? Nun, Ihr seht mich auf eine Weise gestiefelt und gespornt, daß Ihr mich nicht einmal mehr durch eine Frist von nur drei Tagen in Verlegenheit setzen könnt: zwei Tage Brautschau; am dritten mit einem Kopfsprung ins Ehebett!

GRAF EBERHARD. Das würde nach Gestalt der Läufe in dieser an bösen Zungen so reichen Erdenwelt bei jedem anderen als dir einen Sturm der Überraschung hervorrufen.

GRAF ULRICH. Basta! Übermorgen ist Hochzeit!

GRAF HEINZ. Da hätten wir wohl Hals über Kopf nichts weiter zu tun, als Gäste zu laden?

GRAF ULRICH. Tut das! — Trinkt! Und wenn wir getrunken haben...

DIE BARONIN. Ah! Dies unvergleichliche, unerreichbare, göttliche Wundertier eines über Wolken thronenden Weibes möchte ich sehen!

GRAF ULRICH. Aber kommt ihr nicht zu nahe, Baronin...

DIE BARONIN. Beißt sie, und schlägt sie?

GRAF ULRICH. Das könnte sein. — Trinkt! Auf keine Puppe mit einem Federhut! Die schöne Leibeigene! *Sie trinken.* Und nun wir getrunken haben, das Glas an die Wand!

Die Gläser werden an die Wand geschleudert und zerschellen.

DRITTE SZENE

Das Höfchen des Bauern Helmbrecht. Helmbrecht, Mutter Helmbrecht und Griselda. Alles ist genau so wie in der ersten Szene.

VATER HELMBRECHT. Nu jeja, man wird alt. Vor zehn Jahren war ich noch jünger, Mutter.

MUTTER HELMBRECHT. Je schwächer der Bettler, je stärker die Krücke.

VATER HELMBRECHT. Betteln und arbeiten ist noch immer zweierlei, Mutter.

MUTTER HELMBRECHT. Beeil dich, Griselda, du mußt hernach pünktlich den Leibschilling unten auf die Abtei bringen!

GRISELDA. Ich hab' bloß zwei Hände, Mutter.

Sie bringt einen Arm voll Gras in den Stall.

VATER HELMBRECHT. Hab du ein Auge auf unser Mädél, Mutter!

MUTTER HELMBRECHT. Das tut nicht not, die raktert, ob einer hinsieht oder nicht.

VATER HELMBRECHT. I, ja, von dem sprech' ich woll nich. Das sind andere Ängste.

MUTTER HELMBRECHT. Hm.

VATER HELMBRECHT. Kann sein, der gnädige Herr hat ihr was angetan.

MUTTER HELMBRECHT. In neun Monaten werden wir's merken.

VATER HELMBRECHT. Nu, und was dann?

MUTTER HELMBRECHT. Dann werden wir einen Esser mehr haben auf unserem Hof.

VATER HELMBRECHT. Kotzdonnerschlag ja, das sagst du so ruhig?

MUTTER HELMBRECHT. Ja, Vater. Und könnte doch eher schreien als du, denn wir Weiber haben ja doch die Mühe davon.

VATER HELMBRECHT. Mutter, ich laufe runter zum Ortsrichter.

MUTTER HELMBRECHT. Nu. Sachte! Heda!

VATER HELMBRECHT. Recht bleibt Recht! Soll der unser Mäd'el zuschanden machen?

MUTTER HELMBRECHT. Hab du doch recht! Damit flickst du doch nicht deine alte lederne Hose aus.

VATER HELMBRECHT. Ich sag' dir, ich bin ein ehrlicher Mann; wenn hier so was in meinem Hause vorgehen soll, da mag doch das Mäd'el sehn, wo sie bleibt!

MUTTER HELMBRECHT. Mann, nimm du dich bloß mit solchen unnützen Reden in acht! Du bist auf das Mäd'el angewiesen. Und wenn du Zeug schwatzt, so sieh dich vor, daß nicht etwa eines Tages das Mühlrad beim Wassermüller ins Stocken kommt: Griselda ist vielleicht in den Mühlteich gegangen.

VATER HELMBRECHT. Das hat schon manche gedroht, die 's nachher gelassen hat. *Griselda kommt aus dem Schuppen mit einem Korbe und einer kleinen Leiter. Sie stellt die Leiter an den Apfelbaum und steigt, den Korb auf dem Kopf, einige Sprossen.* — Griselda!

GRISELDA. Ja, was gibt's?

VATER HELMBRECHT. Hat dir der gnädige Herr dazumal, bei der Tollheit im Haus und nachher auf dem Getreideboden, Schaden getan?

GRISELDA. Wenn ich den Schucbiack und Schurken je wieder treffe, werde ich ihm mit diesem Kälbermesser die Gurgel durchschneiden!

MUTTER HELMBRECHT. Nu, jaja, du wirst die Welt schon gleich einreißen.

GRISELDA. Pfui Teufel, Kinder von einem wilden Tiere mag ich nicht!

Graf Heinz und der erste Baron in Jagdanzügen treten von der Straße aus an den Zaun.

GRAF HEINZ. Bauer, hast du Schweine drüben im Wald auf Eichelmast?

VATER HELMBRECHT. Ich habe auch Grütze im Topf, wenn Ihr hineingucken wollt.

GRAF HEINZ. He, Mistfink, was bist du denn so mit der Gusche voran? Wenn du doch lieber Grütze im Kopf statt im Topf hättest: die Hunde haben zwei Schweine zerrissen im Wald! Halt dich dazu, wenn es deine sind!

VATER HELMBRECHT. Wenn der Hackelbärend umgeht, heißt es: duck dich, Bäuerchen, oder verrecke!

GRAF HEINZ. Oho! Warum bist du denn so entsetzlich ungemütlich, Väterchen? Wir sprechen doch wohl ganz menschlich mit dir. Was ist dir denn über die Leber gelaufen? *Zum Baron gewendet:* Da habt Ihr's: jeden von diesen Swinegeln möchte der Markgraf Ulrich in Gold fassen, und sie schimpfen ihn Hackelbärend dafür. *Graf Eberhard im Jagdhabit kommt, sehr geschäftig und mit lebhaften Gesten.*

GRAF EBERHARD. Bist du der alte Helmbrecht, Bäuerchen? Oder sage uns, wo des alten Helmbrecht Anwesen ist?

VATER HELMBRECHT. Da braucht Ihr bloß Eure Augen aufzutun!

GRAF EBERHARD. Bist du der alte Helmbrecht?

VATER HELMBRECHT. Wird wohl so sein.

GRAF EBERHARD. Du sollst eine schöne Wiesenlehne haben, von der aus man bis zum Ortler und bis Bergamo sehen kann. Hast du Köche bemerkt mit Körben und Mauleseln? — Guten Morgen, ihr Herren! Nämlich der Markgraf hat die sonderbare Marotte festgehalten, grade auf dieser Wiese zu frühstücken.

GRAF HEINZ. Es wurde mir an der Seite des guten Ulrich auf meinem Gaule nachgerade reichlich unheimlich. Ich mag ihn noch lieber, wenn er dreinwettert, als wenn er stundenlang sein kondottieremäßiges, eingefrorenes Lächeln um die Lippen hat und immer bleicher statt röter wird.



Graf Ulrich, inmitten seiner Jagdgesellschaft von Herren, erscheint.

GRAF ULRICH. Immer voran, meine Herren! Was steht ihr dort?

GRAF HEINZ. Mein guter Papa hat Appetit auf frische Äpfel bekommen, sonst ist's weiter nichts.

GRAF EBERHARD, *der sein Auge nicht von Griselden, die noch in der Baumzwiesel steht, abwenden kann.* Ich wünschte, mein übermütiger Freund Teobaldo Goffino, der Maler, wäre hier, diese appetitliche Eva auf dem Baum der Erkenntnis abzumalen.

VATER HELMBRECHT. Geh ins Haus, Mutter! Schließ dich von innen ein! Mach die Tür und die Läden zu!

GRAF ULRICH *ist neben Eberhard getreten, blickt und ruft in den Baumwipfel.* Heda, kann man bei euch einen Schluck Wasser haben?

GRISELDA, *ohne sich stören zu lassen.* Dort hat's Wasser genug.

GRAF ULRICH. Warum so von oben herab, schöne Roggenmuhme? Kann man bei euch eine Topfscherbe haben, um daraus zu trinken, erhabene Kuhprinzessin?

GRISELDA. Du magst vielleicht ein Kuhprinz sein!

GRAF ULRICH. Gut geantwortet. — Wie alt bist du? *Der alte Helmbrecht hat seine Frau ins Haus geschoben und steht noch, die Hand an der Klinke, scharf beobachtend, vor der Tür. Die Antwort Griseldens ist zuerst mit Staunen, dann mit Entsetzen, schließlich mit einem Lachausbruche von den Herren aufgenommen worden. Inzwischen ist, die Baronin voran, eine glänzende Gesellschaft schöner Damen auf der Straße von rechts gegenüber erschienen.*

GRAF EBERHARD. Vergebens! Sie würdigt uns weiter keiner Antwort, glaubt es mir! Solche Enakskinder haben manchmal den Hochmut von dreißig Ahnen im Leib.

GRAF HEINZ. Und zwar, notabene, Papa, in was für einem!

GRAF ULRICH *trällert*. „Es spielt ein Ritter mit einer Magd!“ — Tretet näher heran, meine Damen und Herren!

DIE BARONIN. Da sind wir. Kann mir nicht jemand sagen, was es eigentlich, außer den vielen Schafsnasen, auf dem Baume noch Wunderbares zu sehen gibt? Warum glotzen die Herren denn alle in die Zweige hinein?

GRAF HEINZ. Es scheint doch, dieser und jener unter ihnen hat Appetit auf einen frischen Apfel bekommen.

DIE BARONIN *nimmt einen Apfel und beißt hinein*. Auf diesem Baum sind nur saure Äpfel.

GRAF ULRICH. Mich dürstet. *Zu Helmbrecht*: Sage doch deiner Tochter Griselda, sie soll mir in irgendeiner Scherbe ein wenig Trinkwasser reichen!

VATER HELMBRECHT. Griselda, reiche dem gnädigen Herrn Markgrafen Wasser, im Augenblick!

GRISELDA. Wer trinken will, mag sein Maul an die Röhre halten.

GRAF HEINZ. Dirne, weißt du, mit wem du sprichst?

GRAF ULRICH. Oh, nur immer Geduld, meine Damen und Herren! Diese Milchmagd wird sich noch ganz andere Dinge herausnehmen mit der Zeit. Baronin, ist sie nicht köstlich gewachsen?

DIE BARONIN. Ich werde darüber urteilen, wenn man ihr vorher das ziemlich vorlaute Mundwerk unter Schloß und Riegel gelegt haben wird. Übrigens, wenn Ihr an Bauernbissen Interesse nehmt, dergleichen Prinzessinnen gibt es in unseren Waschküchen dutzendweise.

GRAF ULRICH. Sonst findet Ihr nichts Besondres an ihr?

DIE BARONIN. Oh, das will ich nun grade nicht sagen. Sie könnte vielleicht, wenn man sie gründlich reinigt, immerhin mit der Zeit eine leidliche Kammerfrau abgeben. Warum nicht?

Der Korb Griseldens ist mit Äpfeln gefüllt. Sie hebt ihn auf den Kopf und steigt langsam die Sprossen der Leiter abwärts. Als sie auf festem Boden steht, hat ihr Graf Ulrich den Weg vertreten und starrt sie an.

GRAF ULRICH *nach kurzem Stillschweigen.*

Weine nicht, weine nicht, feines Mädelein!

Ich will dir alles bezahlen:

Ich will dir geben den Reitknecht mein,
dazu dreihundert Taler.

EINIGE JÄGER *singen.* Viderum, viderum, viderallala.

GRISELDA. Geht aus dem Wege, Herr!

GRAF ULRICH. Nein! Griselda, weißt du schon: ich muß heiraten!

GRISELDA *hält mit der linken Hand den Korb auf dem Kopfe, hat mit der Rechten ein Messer aus dem Busen genestelt.* Und ich habe ein Kälbermesser in meiner Hand.

GRAF ULRICH. Griselda!

GRISELDA. Drei Schritt vom Leibe!

Lachausbruch der Jagdgesellschaft.

GRAF ULRICH. Wohlan! Wem unter euch Männern es gelingt, dieser Magd einen Kuß zu rauben, dem schenke ich mein Vorwerk Schönbuche.

ZWEITER BARON *tritt vor, mustert Griselda, schneidet ein Gesicht und wendet sich indigniert ab.* Schönbuche könnte mich reizen!

Lachausbruch der Gesellschaft.

GRAF ULRICH. Wohlan!

DRITTER BARON, *wie der zweite.* Wir wollen in vierzehn Tagen wiederkommen, denke ich, und wenn sie gekämmt und gebürstet und täglich zweimal gebadet ist in der Zwischenzeit — nicht zu vergessen: man soll keine grüne Seife sparen und sie immer gehörig in die Sonne hängen, an die Waschleinen —, dann wollen wir über Schönbuche weitersprechen.

GRAF ULRICH. Griselda, ich schenke dir Schönbuche!

GRISELDA. Ich habe Euch nicht darum gebeten, Herr Graf!

GRAF ULRICH. Aus solchen macht man die echten Herzoginnen, sage ich euch!

DIE BARONIN. Träfe dies zu, so müßten wir, meine Damen, das Holz für auserlesene Stallmägde abgeben.

ERSTER BARON. Schönbuche, Erlaucht? — Ich ver-such's!

GRAF ULRICH. Gut. Aber sie hat ein spitzes Messer in ihrer Hand, das wird sie gebrauchen.

Griselda erwartet den Angreifer mit Wut und Tränen. Der Baron nimmt einen Anlauf. Vor ihrem gewaltigen Messerhieb biegt er zur Not aus, taumelt, wird von Umstehenden aufgefangen.

ERSTER BARON. Hoho!

Lachausbruch der Jagdgesellschaft.

GRAF ULRICH. Bravo, Griselda! Zeige du diesen Zierbengeln, daß du für andere Leute geschaffen bist! — So müßt ihr's anfangen! — *Er umfaßt, ehe sie sich dessen versieht, blitzschnell Griselden, schüttelt das Messer aus ihrer Hand, so daß es weit fortfliegt, und küßt sie trotz ihres Sträubens.* — Griselda, sage, ergibst du dich mir?

GRISELDA. Ich will nicht! Ich mag nicht! Du sollst mich loslassen!

GRAF ULRICH. Ergib dich, Griselda!

GRISELDA. Du sollst mich freilassen!

GRAF ULRICH. Frei warst du, Griselda, jetzt bist du mein!

GRAF HEINZ. Genug! Sie verröchelt in deinen Armen.

GRAF ULRICH. Was will sie mehr, wenn sie doch nicht einem von euch in den Armen verröcheln muß.

DIE BARONIN. Ihr seid kein Zentaur, Herr, laßt sie los! Seht Ihr nicht, daß sie beinahe ohnmächtig ist?

GRAF ULRICH. Sie will es. Fragt sie! Sie wird euch sagen: ein Weib, das lieben soll, muß ohnmächtig sein.

DIE BARONIN. So nehm' ich die Antwort für gegeben, Herr Graf.

GRAF ULRICH. Und so befehle ich dir, Griselda: sei mein Weib!

DIE BARONIN. Sie hat zwar nur die Lippen bewegt, Erlaucht, doch schwöre ich Euch, sie hat „ja“ geantwortet. Und ich stimme Euch übrigens vollkommen zu. Ich glaube nun wirklich, daß Euch mit einer Frau von minder kräftiger Konstitution recht übel gedient wäre — und am allerübelsten jener Frau.

GRAF ULRICH. Nun, Baronin, was diese letzte Wendung betrifft, so will ich Gott bitten, daß er mir beisteht, Euch Lügen zu strafen! — *Zur Jagdgesellschaft gewendet:* Ich bin nicht mehr Markgraf von Saluzza, oder diese ist eure Markgräfin!

GRAF EBERHARD, *zu Helmbrecht, der, mit offenem Munde, wie erstarrt dasteht.* Nun ja doch! Mach deinen Mund zu, Bäuerchen!

VIERTE SZENE

Der Garten des markgräflichen Schlosses. Anstoßend Terrasse mit Freitreppe. Von der Terrasse führen Eingänge in den Bankettsaal. Aus dem Bankettsaal ertönt Musik und der Lärm eines großen Festes: der Hochzeit des Grafen Ulrich mit Griselda. Es werden Türen geöffnet, und ein Teil der glänzenden Festgesellschaft strömt über die Terrasse in den Garten. Unter den ersten, die erscheinen, sind Graf Eberhard, die alte Gräfin Eberhard, Graf Heinz, die Baronin sowie der erste, zweite und dritte Baron. Herrlicher Herbsttag.

GRAF EBERHARD. Man muß zugestehen, daß sie sich besser ausnimmt, als wir denken konnten. Sie ist schön! Sie ist ein Kind aus dem Volke, aber im Grunde, denke ich, sind wir auch nichts anderes. Die Eiche mag eine Eiche sein, aber sie hat die Wurzeln in der gleichen Erde wie die Kohlrübe.

GRÄFIN EBERHARD. So philosophiert er den ganzen Tag. Er fing bereits damit an, ehe er in den Schlafrock schlüpfte. Seine Gedanken nahmen an Kühnheit zu, als er ein geputztes Bauernmädchen, das als solches in die Kirche gegangen war, als Gräfin unter dem Jubel des Volkes wieder ins Freie treten sah. Was er vom Beginne des Gastmahls an aus dem Stegreif an Sentenzen und so weiter von sich gegeben hat, könnte gedruckt werden.

DIE BARONIN. Ich sage ganz offen, daß ich immer noch der Hoffnung gelebt habe, der Konsens des Kaisers werde nicht eintreffen. So etwas mag meinethalben im Beginn ein leidliches Aussehen haben: der Tag der Reue kommt sicherlich.

GRAF EBERHARD. Habt Ihr gesehen: der Schloßpropst hat bei der Trauung geradezu dicke Tränen geweint.

GRAF HEINZ. Ihr Anblick ist jedenfalls ganz entzückend.

DIE BARONIN. Wenn sie nicht etwa unversehens ihre schwieligen Hände zeigt.

GRAF EBERHARD, *dies überhörend*. Und jeder Mann — was noch mehr ist, ich habe zahnlose Greise ihr Lob zwitschern hören — ist von dem freimütigen Anstand ihres Betragens vollkommen entzückt.

ERSTER BARON. Und mehr als alle der Markgraf Ulrich.

GRAF EBERHARD. Wie es denn auch nach Lage der Sache durchaus gehörig ist.

ZWEITER BARON. Hättet ihr unserm gnädigen Herrn eine gute und frische Laune wie seine heutige jemals zugetraut?

DRITTER BARON. Er möchte die ganze Welt umarmen.

GRAF EBERHARD. Mein Gott, wer wollte denn wohl auch heut, und zwar in der ganzen Lombardei, halb so vergnügt wie er zu Bette gehn.

DIE BARONIN. Ich werde jedenfalls besser schlafen.

GRAF EBERHARD. Die kleine Baronin ist immer schlagfertig.

DIE BARONIN. Man darf jedenfalls sagen, daß er eine erzene Stirn und einen erzenen Willen hat.

ERSTER BARON. Ihre Erlaucht, die Frau Markgräfin, treten soeben zwischen dem Herrn Gemahl zur Linken und dem Fürsten von Bologna zur Rechten ins Freie heraus.

Gräfin Griselda, köstlich in Brokat gekleidet, die Krone der Markgräfin auf dem Haupte, erscheint auf der Terrasse, zur Linken den Grafen Ulrich, der sie am Arme führt, zur Rechten den alten Fürsten. Die Musik spielt Tusch, und die Gäste brechen in begeisterte Hochrufe aus.

GRISELDA. Bis heute wußte ich wirklich nichts davon, Liebster, daß die Welt auch aus solchen Augen

blicken kann. Hat denn die Welt all ihre Güte bisher nur versteckt gehalten? Damit gekargt? Um sie plötzlich lachend und flutweise auszuschütten? Wenn ich in mich sehe, so weiß ich nicht, wer ich bin! Wenn ich um mich sehe, noch minder! Ich lebe in einer Täuschung, oder ich habe bisher in einer Täuschung gelebt. — Ich bin ganz wehrlos! Aber wogegen sollt' ich mich auch wehren? Gegen Liebe? Meine Arme sind ohne Kraft und Saft! Aber wozu brauchen sie Kraft in ihrer seligen Nutzlosigkeit! Hab' ich denn Arme? — Dies ist kein Wiesenplan! Kann keiner sein! Wie viele hab' ich ihrer mit blindem Schwung abgeschoren! Aber wie kann man Blumen verwüsten? Ich würde Scheu tragen, sie zu betreten, geschweige, sie mit einem stählernen Schneidewind niederzumähen. — Und Ihr habt meine Augen vertauscht: ich hielt diese Leute früher alle für hochmütig, Fürst. Heute sehe ich, sie sind ja wie Kinder!

DER FÜRST. Sie sind wie Kinder. Aber wißt Ihr auch wohl, erlauchtigste Gräfin, wie Kinder eigentlich sind?

GRAF ULRICH. Will sagen: sie sind mitunter recht böseartig!

DER FÜRST. Macht, rohe und grobe Macht, schwächt sich zuweilen durch den Geist. Ein reicher Geist überwindet die Erde, doch erobert sie nicht. Diese Leute haben die Welt erobert und halten sie ohne Geist mit Zähnen und Fäusten, muß es sein, an den Haaren fest.

GRAF ULRICH. Durchlaucht, ich widerspreche Euch: die meisten von ihnen wissen weder etwas von jenem Geist, der die Welt überwindet, noch haben sie jene Organe, die notwendig sind, wahrhaft die Erde zu erobern. Es sind Kinder, die ihre Mutter vergessen haben und die deshalb auch ihre Mutter vergessen hat.
Mit lauter Stimme, die sich zu einer allgemeinen Ansprache steigert:

Ich danke euch, daß ihr zur Hochzeit eines Mannes gekommen seid, dessen Wesen und Wandel ihr nicht begreifen konntet. In euren Augen war ich ein Raufbold oder ein Tier. Ihr verabscheuet mich, und ich, wie ich gestehe, ließ mich gerne von euch verabscheuen —: denn um aus dem Grunde zu leben, bedurfte ich eures Beifalles nicht.

Wer keinen ehrlichen Kampf will, der genießt keines ehrlichen Friedens. Wer das Grobe nicht will, dem erschließt sich das Zarte nicht! Wer die Scholle nicht will, wird den Halm nicht würdigen! Hart und heiß wollte ich zufassen, hart und heiß angepackt und umschlungen sein. — *Er führt die Hand Griseldens an den Mund.* Deshalb muß' ich mir diese beugen.

Lauter Beifall der ganzen Gesellschaft.

Ich brauchte ein Weib, in dessen Adern die erste Glut des großen Schöpfungsaktes noch lebendig ist: ein Weib, aus der Rippe des Mannes gemacht durch Gott den Vater, verstoßen durch ihn, und eine echte Eva und Tochter Evas, in steinichte Wüsten gesetzt, um diese Wüsten mit der Kraft ihres Atems im Schweiß ihrer Glieder zu Gärten zu wandeln. Ich wollte die trotzi-ge Sünderin und Feindin Gottes und der Schlange im Garten Eden. Ich wollte als alter Adam, der ich bin, mit nichts mich begnügen außer dem alten, echten Eva-Adel: ich wollte die starke Männin in Waffen, mit Sichel, Spaten und Karst — oder niemals ein Weib an meiner Seite sehn.

Drei geputzte Landleute erscheinen und stellen sich am Fuß der Treppe auf. Der eine von ihnen trägt eine Sense, mit Bändern geschmückt, der zweite einen geschmückten Spaten, der dritte ein Maß mit gemischten Getreidekörnern. Graf Ulrich steigt die Treppen herunter, nimmt dem dritten der Leute das Maß aus der Hand und hält es einer der Damen hin.

GRAF ULRICH. Pick ein Korn, schöner Vogel, und sag uns, was es für eins gewesen ist!

ERSTE DAME. Bin ich ein schöner Vogel, Graf, so schätze ich es für Vogelfutter.

GRAF ULRICH. Gefehlt! Was ist es, Griselda?

GRISELDA *empfängt das Korn von der Dame, lachend.*
Ein Gerstenkorn.

GRAF ULRICH. Pick, hübscher Buntspecht; was ist dieses?

ZWEITE DAME. Roggen!

GRAF ULRICH. Griselda?

GRISELDA. Ein Weizenkorn!

GRAF ULRICH, *zur Baronin.* Pick, kluge Elster!

DIE BARONIN *hat unter dem Gelächter der Gesellschaft ebenfalls ein Korn genommen.* Man sieht auf den ersten Blick, daß dies Leinsaat ist.

GRAF ULRICH. Griselda?

GRISELDA. Wo ist es? Dies, was ich hier halte, sind Sägespäne.

Großes Gelächter der Hochzeitsgesellschaft.

GRAF ULRICH. Ihr würdet mir Sägespäne ins Brot backen. Und nun tretet herzu, schöne Damen, eine jede von euch, die den wahren, echten, den alten Eva-Adel sich zutraut! *Er nimmt die Sense.* Hier ist ein Ding, das zugleich im Wappen des Todes und im flatternden, gold-durchwirkten Banner des Lebens ist. Wer von euch weiß es zu gebrauchen?

Dritte DAME. Gebt mir das Monstrum von einem Dinge, ich versuch's! — Pfui, nein! Ich mag so ein Ding nicht anfassen.

GRAF ULRICH. Griselda?!

GRISELDA, *lachend.* Durchlaucht, Ihr werdet mich beurlauben; ich muß auf meines Liebsten Anger gehorsam grasen gehn. *Sie hebt die Robe mit Anmut und eilt mit kraftvoller Leichtigkeit die Stufen herab. Ohne weiteres nimmt sie die Sense und betrachtet sie:* Sie ist aber stumpf!

Man muß sie erst wetzen! *Man gibt ihr einen Wetzstein, und sie wetzt mit Gewandtheit die Sense, dabei spricht sie:*

Heut wetzt er das Messer,
es schneid't schon viel besser,
bald wird er drein schneiden,
wir müssen's nur leiden.

Sie gibt den Wetzstein hin, wird plötzlich nachdenklich und scheint, den Arm auf die Sense gestützt, in die Ferne entrückt: „Hüte dich, schön's Blümelein!“

GRAF ULRICH. Wo bist du mit deinen Gedanken, Griselda?

GRISELDA, *wie aufwachend*. Ich? War ich saumselig? — Frag Schwester Sense und Bruder Spaten, Liebster, wo ich gewesen bin! *Sie nimmt nun die Sense mähgerecht, tritt auf den Rasen und stockt wieder. Plötzlich ist mir, als sei die Welt wieder hart, die Wiese Wiese, das Gras wieder Gras geworden.*

Nach einem zärtlichen Blick in Ulrichs Augen wirft sie den Kopf heiter zurück und beginnt mit wuchtigen Zügen zu mähen. Nach je zwei Hieben sagt sie einen der folgenden Verse:

Zwischen Saat und Mahd
liegt der steinichte Lebenspfad.

Eiserner Pflug, eiserner Arm,
eiserne Sonne, daß Gott erbarm'.

Eiserner Fuß, eiserner Muß,
harter Mangel im Überfluß.

Harter Mangel, kahle Not
und ein schweißgesäuert Brot.

GRAF ULRICH. Habt ihr die alten, ewigen Verschen auch wohl gehört, ihr Damen und Herren, die sie da vor sich hingesagt hat?

ERSTE DAME. Was sind es für Verse?

GRAF ULRICH. Unsre Vorfahren, denen wir verdanken, was wir geworden sind, hatten sie ganz genau im Kopf.

ERSTER BARON. Sie sangen ein Schwertlied! Schwerlich, Erlaucht, doch ein Schnitterlied?

GRAF ULRICH. Du irrst.

DIE BARONIN, *zu Ulrich*. Nehmt ihr die Sense aus der Hand, Graf, sonst mäht sie am Ende den ganzen Garten der Liebe ab. Wir sehen, daß sie auf Wort und Wink gehorsam ist.

GRAF HEINZ. Wahrhaftig, die Tochter des Grafen Tankred war kaum so gehorsam.

DIE BARONIN. Ob sie wohl nun noch über Zäune mit Scherben klettern muß?

GRAF ULRICH. Hab Dank, Griselda! Es ist genug.

Griselda unterbricht ihre Arbeit nicht.

DER FÜRST. Sie gleicht einem königlichen Engel im Feuer eines göttlichen Spiels auf den Wiesen Edens.

GRAF EBERHARD. Der Schwaden fliegt. Glück zu, du gekrönte Mähderin!

GRAF ULRICH *berührt Griselden sanft*. Griselda, erwache! Vergiß uns nicht!

GRISELDA, *in die Arbeit vertieft*. Tretet beiseit! Ich muß bis zum Ave-Maria fertig sein.

Heiterkeitsausbruch der Gesellschaft.

GRAF ULRICH. Griselda! — *Griselda hält inne, blickt eine Zeitlang fremd um sich*. — Erlauchtigste Gräfin Griselda, besinne dich!

GRISELDA, *abwesend*. Ich glaube, es wird morgen Regen geben.

GRAF ULRICH *nimmt sie in seine Arme*. Nein, du selige Schnitterin, komm zu dir, es gibt morgen Sonnenschein!

FÜNFTE SZENE

Die Galerie des markgräflichen Schlosses, wie in der zweiten Szene. Seit den letzten Geschehnissen sind etwa acht Monate vergangen. Draußen ist das oberitalienische Frühjahr. Die Baronin, der Schloßpropst und der Arzt, ein schon ergrauter Herr von edler Haltung, schreiten im leisen Gespräch auf und ab.

DER ARZT. Diese Ehe des Markgrafen von Saluzza ist ja landkundig, Ehrwürden. Ich habe eigentlich überall Wunderdinge davon gehört.

DER SCHLOSSPROPST. War es in einem guten oder schlimmen Betracht, Meister?

DER ARZT. Ich denke, man redete nur mit dem höchsten Lobe davon. Ich erinnere mich, daß man besonders hervorhob, dieses kernfrische Kind aus dem Volke habe aus seinem erlauchten Gebieter, dem man allerlei unregelmäßige Neigungen nachsagte, einen sanften und glücklichen Menschen gemacht.

DIE BARONIN. Diese Leute haben sich täuschen lassen.

DER SCHLOSSPROPST. Die Gräfin Griselda ist eine Heilige.

DIE BARONIN. Wir hatten es uns, wie nicht zu leugnen ist, nach dem, was vorausgegangen war, anfänglich ärger gedacht: mit Bänke und Tische kurz und klein schlagen, Teller und Schüsseln an den Kopf werfen und dergleichen mehr, und so wurde tatsächlich der Anschein erweckt, als wenn diese wunderliche Wahl bei dem sanftmütigen Einschlag der Dorfschönen zu einer Art Wunder gedeihen sollte. Die Wildheit des Markgrafen legte sich. Auf seine Derbheit folgte eine süßliche Zärtlichkeit. Aus seiner allgemein gefürchteten Vorliebe für eine tagelöhnermäßige Lebensform wurde eine stammbuchmäßige Empfindsamkeit. Es schien, diese

Magd wußte wirklich den Stier zu reiten, oder sie leitete ihn an einem unsichtbaren Nasenring.

DER ARZT. Diese Heirat ist jedenfalls überaus volkstümlich. Sie hat den Herrn von Saluzza wohl zum populärsten Manne der Lombardei gemacht.

DIE BARONIN. Mag sein! — Immerhin ist es noch die Frage, ob ein solcher Grad der öffentlichen Beliebtheit nicht mehr zu beklagen als zu beneiden ist. Er figurirt ja in Gassenhauern!

DER ARZT. Es ist nicht gesagt, daß ein Volkslied immer ein Gassenhauer ist.

DER SCHLOSSPROPST. Ich weiß sehr wohl, welches Lied Ihr meint, und war auch bei dem hübschen Anlaß zugegen, der den Poeten dazu begeistert hat. — Es war bei der Hochzeit. Markgraf Ulrich schwelgte in einem mit der Sonne geradezu um die Wette strahlenden Humor und schwamm ganz offen in reinster Glückseligkeit. Plötzlich befahl er der neugebackenen Markgräfin, sie solle doch der Gesellschaft einmal einige Proben der einzig menschenwürdigen Künste zeigen, deren ein Mann oder Weib von schlechter Erziehung nicht mächtig sei, als da sind: Gras mit der Sichel abhauen, Erde mit einem Spaten umgraben und aufwerfen! — Ihr werdet die Gräfin sehen, Herr Medikus. Es gibt vielleicht in diesem Augenblick keine zweite so schöne Frau im ganzen Bereich der eisernen Krone! — Damals trug sie ein schweres Brokatgewand. Sie hatte die Grafenkrone auf den Scheitel und Perlen in die gewaltige Mähne ihres herrlichen kornblonden Haares gelegt: dennoch besann sie sich nicht einen Augenblick. Sie schnitt das Gras, daß die Schwaden herumflogen. Sie nahm den Spaten aus eines Gärtners Hand und grub wie ein Knecht, daß die Schollen knirschten.

DIE BARONIN. Der Rausch ist verflogen! Der Reiz dieses leider so folgenschweren rustikalen Abenteuers, wie der so manches früheren, vollkommen abgestumpft.

DER ARZT. Weiß der Graf, daß ich hier bin?

DER SCHLOSSPROPST. Er hat bis zum gestrigen Tage, obgleich die Stunde der gnädigen Gräfin näher und näher rückt, weder damit gerechnet noch davon gewußt.

DER ARZT. So wäre wohl also das Schlimmste von allem, was in einem solchen Falle geschehen kann, eingetreten: die schöne Leidenschaft des regierenden Herrn hat sich abgekühlt.

DIE BARONIN. Wäre dem so, Herr Medikus! Aber ich fürchte, sie ist in ihr Gegenteil umgeschlagen.

DER SCHLOSSPROPST. Worin ich Euch widersprechen muß.

DIE BARONIN. Ihr werdet mir nicht bestreiten können, daß der Graf das beklagenswerte Weib während ihrer nahenden schweren Zeit von jedem Beistand, von jeder Hilfe mit Hartnäckigkeit zu trennen sucht. Dann werdet Ihr mir noch minder bestreiten, daß er dem etwa in Aussicht stehenden Thronerben ohne einen Funken natürlichen Vatergefühls entgegensieht. Ja, daß sogar Maßnahmen in die Wege geleitet sind, das Neugeborene, ohne Wissen der ahnungslosen Mutter, die bereits Strümpfchen häkelt und Hemdchen näht, beiseite zu schaffen.

DER ARZT. Beiseite zu schaffen? Wie meint Ihr das?

DER SCHLOSSPROPST. Wir wollen dabei zunächst nichts Schlimmeres denken, als daß es dem alten Grafen Eberhard und seiner betagten Gattin in Obhut gegeben wird. Aber es scheint in der Tat, als wenn ihm weder an einer zu erwartenden Tochter noch selbst einem Sohn das allergeringste gelegen wäre. Ja, jüngst in der Schloßkapelle, als ich nicht unterlassen konnte, das künftige Leben in mein Gebet einzuflechten, bemerkte ich, wie seine Miene auf einmal hart, bleich und finster ward.

DIE BARONIN. Sie hätte besser daran getan, mit

Tischbeinen um sich zu schlagen und fortzufahren mit Wasser über den Kopf gießen und Schemel werfen! Es geht aber jetzt keinesfalls an, daß Graf Ulrich dies an sich harmlose Bauernweib, nachdem er ihren gesunden Willen gebrochen hat, seinen eigenen Wahnwitz büßen läßt. *Die Baronin geht ab.*

DER ARZT. Könnt Ihr mir sagen, inwieweit man die Worte dieser Dame für bare Münze zu nehmen hat?

DER SCHLOSSPROPST. Insoweit Ihr bei einem an sich nicht bösen Geschöpf mit einer alten Enttäuschung zu rechnen versteht.

Graf Ulrich tritt überraschend ein. Der Schloßpropst zieht sich zurück.

GRAF ULRICH, *prächtig gekleidet.* Ihr seid ein Arzt: wer hat Euch berufen?

DER ARZT. Ich habe mir sagen lassen, daß es von Angehörigen Eures Hauses, seltsamerweise ohne Eure Einwilligung, geschah.

GRAF ULRICH. So werde ich bald genötigt sein, denen, die sich herausnehmen, mir fortgesetzt unerbetene Dienste zu leisten, den Umstand zu Gemüte zu führen, daß ich allein, kein andrer als ich, noch immer der Herr in meinen vier Pfählen bin.

DER ARZT. Ich kann keine üble Absicht darin erkennen, Erlaucht, wenn man um Eure Gattin die allerunumgänglichste Sorge trägt.

GRAF ULRICH. Das versteht Ihr nicht. — Ihr werdet also meinethalben ihren Kammerfrauen, wenn es so weit kommen sollte, Befehle erteilen. Ihr werdet anordnen, was zu tun ist.

DER ARZT. Die Kammerfrauen werden mir an die Hand gehen, jawohl.

GRAF ULRICH. Ihr mißverstehet mich. Ich ersuche Euch, achtzugeben. Ich bin nicht gewohnt, und besonders in diesem Hause nicht, daß man auch nur einen Wink von mir nicht versteht! — Ihr werdet Eure Ver-

ordnungen geben, und die Kammerfrauen werden das Zimmer der gnädigen Gräfin betreten.

DER ARZT. Ihr könnt nicht meinen, daß ich das Zimmer der gnädigen Gräfin Griselda nicht betreten sollte?

GRAF ULRICH. Ebendas ist es, was ich gemeint habe. — Übrigens „gnädige Gräfin“ genügt.

DER ARZT. Ich muß natürlich das Zimmer der gnädigen Gräfin betreten.

GRAF ULRICH. Dann werde ich Euch durch meine Reitknechte hinauswerfen lassen!

DER ARZT *wendet sich kurz, reckt ein wenig den Kopf und sieht ihn an.* Ihr habt keine Ursache, mich zu beleidigen! Ich hätte mehr Ursache, beleidigt zu sein, wenn Ihr etwa meine Zeit zu mißbrauchen gedenkt, die ich um Euretwillen anderen leidenden und bedürftigen Menschen entziehen muß. Lebt wohl! *Er wendet sich zum Gehen.*

GRAF ULRICH. Ihr werdet hier bleiben, denn wir brauchen Euch. Aber Ihr werdet keinen Fuß über die Schwelle des Zimmers meiner Gattin setzen.

DER ARZT *steht, wendet sich, beobachtet ihn scharf.* Man läßt die Tiere im Stall nicht ohne menschlichen Beistand, Erlaucht, wenn ihre Stunde über sie kommt. Ihr würdet vergebliche Mühe haben, mir als ein Edelmann einzureden, daß Ihr die erlauchte Frau, Eure Gattin Griselda, in gleicher Not der Hilfe zu berauben gedenkt.

GRAF ULRICH. Ich sagte Euch schon, es genüge, wenn Ihr „gnädige Gräfin“ sagt. Ich möchte nicht, daß der Name Griselda, den ich selbst nur selten und wie den Namen Gottes in den Mund nehme, alle fünf Minuten von einem anderen Plebejer wie ein Allerweltsbissen Brot im Maule herumgewendet wird! — Genug! — Redet weiter! Ihr seid ein Wundarzt, seid Geburtshelfer: ich hoffe, daß man Eure Dienste nicht nötig hat.

DER ARZT. Ich hoffe es selber, Erlaucht. — *Auf dem Gesicht des Arztes liest man den überraschenden Eindruck einer soeben gemachten Beobachtung.* Ich habe Männer gekannt, Erlaucht, die ihrer Umgebung ähnliche Rätsel aufgaben wie Ihr und die man also auch ähnlich verkannte. Sie waren mitunter ganz so in Wildheit verummmt wie Ihr, weil sie eine geradezu lächerliche Zartheit und Verletzlichkeit des inneren Sinns zu verbergen hatten. Verzeiht die Umschweife, denn ich hätte eigentlich nur zu sagen: jeder von ihnen war, wie Ihr — etwas, was heute selten ist —, ein Mann! — Jedenfalls hoffe ich, daß Ihr handfeste Leute im Hause habt, denn ich werde später, wenn die schwere Stunde Eurer Gattin gekommen ist, den Antrag stellen, daß man Euch in Euer eigenes Verlies in Ketten legt.

GRAF ULRICH. Ihr betreibt eine freche Kunst!

DER ARZT. Nur eine, die unerschrocken und mächtig ist! Die Gewaltigsten dieser Erde lernen das Dulden und Schweigen vor ihr.

GRAF ULRICH. Und die Weiber der Gewaltigen, der Herren und Könige, die, wenn sie bis an die Augen verummmt gehen, nicht einmal ungestraft der Blick eines Knechtes streifen darf, zieht ihr nackt bis aufs Hemde aus und betastet sie, als ob sie käufliche Dirnen wären.

DER ARZT. Wir betasten sie! Und wenn es not tut, zerschneiden wir sie mit scharfen Messern.

GRAF ULRICH *greift einen Stuhl und läßt sich in einer Anwandlung von Schwäche darauf nieder.* Ich schwitze Angstschweiß! Ich bin diesen Brutalitäten des Lebens nicht gewachsen! — Was heißt das? Warum gebiert sie? Ich will keinen Sohn! Ich hasse das Kind im Mutterleibe! Sie ist mein! Ich habe die Katzen vergiften lassen, weil sie sie streichelte! Soll ich mir eine fremde Kröte gezeugt haben, die ihr das Blut aus den Brüsten saugt?

DER ARZT. In welchen Anschauungen, unter welchen Lehrern und Lehren seid Ihr wohl groß gewachsen, Erlaucht?

GRAF ULRICH. Meinethalben bei einem Eber, der seine Jungen frißt.

DER ARZT, *nicht ohne freundliche Ironie*. Ihr seid blaß bis unter die Fingernägel! Wollt Ihr nicht einen Schluck Portwein trinken?

GRAF ULRICH *springt auf*. Hole der Teufel euch alle-samt! *Er läuft davon. Der Arzt blickt ihm nach. Der Schloßpropst kommt wieder.*

DER SCHLOSSPROPST. Ihr seid allein?

DER ARZT. Ja. Er hat mich mit einem gellenden Kopf, aber mit einer ziemlich sanften Erkenntnis zurückgelassen.

DER SCHLOSSPROPST. Ich habe gebebt. Das Exorzieren ist meine Sache nicht! Aber mir war es doch, als der Markgraf mit Worten sich gegen sich selbst ver-sündigte und die Frucht seiner Ehe zu verwünschen begann, als sollte ich einen Teufelsbanner herbeirufen.

DER ARZT. Ich bitte Euch, führt mich zur Gräfin, Herr Propst! — Und übrigens werde ich, wenn Ihr erlaubt, eine kleine Untersuchung an Euren Augen... oder lieber noch an den Augen Eurer Baronin anstellen.

SECHSTE SZENE

Die Gemächer der Gräfin Griselda sind tief verhangen. Griselda, im reichen Hausgewand, sitzt im Lehnstuhl am Fenster. Eine Pflegerin steht abseits und beobachtet sie. Griselda hat einen weißen Vorhang zurückgeschoben und blickt versonnen ins Freie hinaus.

GRISELDA, *nach längerem Stillschweigen.* Hörst du den Kuckuck rufen, Pflegefrau?

DIE PFLEGEFRAU. Ganz genau, gnädigste Gräfin. Er ruft jetzt den ganzen lieben langen Tag.

GRISELDA. Um diese Zeit hatten wir daheim alle Hände voll Arbeit! — *Leise für sich:* Kuckuck! Kuckuck! — Wie lange leb' ich noch? — Sage, hat die Baronin wieder nach mir gefragt?

DIE PFLEGEFRAU. Zu mehreren Malen, gnädigste Gräfin. Ich habe gesagt, daß Ihr müde wäret und den Wunsch zu schlafen habt.

GRISELDA. Sie hat mir im Anfang viel Gutes getan. Ich muß ihr Dank wissen.

DIE PFLEGEFRAU. Aber ihre Gegenwart gestern hat keinen guten Einfluß auf Euch gehabt. Ihr waret die ganze Nacht hindurch unruhig.

GRISELDA. Die Baronin ist klug. Sie redet so viele kluge Dinge durcheinander, daß man ihr gar nicht widersprechen kann. Ich konnte sie oftmals gar nicht verstehen.

DIE PFLEGEFRAU. Sie ist, das muß man ihr lassen, unermüdlich, seit sie hier ist, auf das Wohlbefinden der gnädigen Gräfin bedacht.

GRISELDA. Ich wünschte, sie wäre nicht hergekommen!

Eine zweite Pflegefrau tritt ein.

DIE ANDERE PFLEGEFRAU. Es ist ein armes Bäuerlein draußen.

GRISELDA, *schnell*. Führt es herein!

DIE ANDERE PFLEGEFRAU. Gnädige Gräfin, es ist ein recht unscheinbares Bäuerlein. Es bringt junge Tauben. Soll man es nicht zur Küche weisen?

GRISELDA, *einfach*. Du scheinst nicht zu wissen, gute Pflegefrau, daß das unscheinbare Bäuerlein mein Vater ist.

DIE ANDERE PFLEGEFRAU. Die gnädige Gräfin beliebt zu scherzen. Ich weiß sehr wohl, daß der Herr Vater der gnädigen Gräfin ein Vetter des Königs von Frankreich ist.

GRISELDA, *einfach*. Du irrst, gute Pflegefrau, du wirst gleich sehen, daß mein Vater kein Vetter des Königs von Frankreich ist. Geleit ihn herein!

Die andere Pflegefrau öffnet die Thür, und der alte Helmbrecht, im Sonntagsstaat, ein Körbchen am Arm, tritt ein.

VATER HELMBRECHT. Gott zum Gruß, gnädigste Frau Gräfin!

GRISELDA. Gottes Dank, lieber Vater! Was macht die Mutter? Wie geht's ihr?

VATER HELMBRECHT *ist demütig an der Thür stehen-geblieben*. Die Mutter schickt Euch diesen Balsam, gnädigste Frau Gräfin, den sollt Ihr auf beide Brüste streichen, bevor Ihr das Kind daran legt. Ihr sollt es auch nachher tun, wenn Ihr das Kind von den Brüsten genommen habt. Ihr sollt es täglich tun, sagt sie.

GRISELDA. Zeig her! — *Der Alte kommt zögernd näher und reicht ihr das Fläschchen aus der Ferne.* — Stell das Fläschchen beiseite, Pflegefrau! Ich lasse der Mutter vielmals danken, Vater.

VATER HELMBRECHT. Und hier ist Sternblumentee gegen die Kindesnot. Die Mutter hat ihn auf dem Backofen getrocknet. Er wächst, wie du dich wohl erinnern kannst, beim Hühnerstall hinten, dicht unter der alten Mauer, nicht gar weit vom Abtritt, weißt du.

GRISELDA, *gleichmäßig ernst, während die Pflegefrauen Not haben, das Lachen zu verbeißen.* Da, nimm auch den Tee, gute Pflegefrau, und stell ihn beiseite!

VATER HELMBRECHT, *zu den Pflegefrauen.* Vergeßt nicht, ihr davon einzugeben, wenn sie erst in den Wehen liegt! Es hilft. Es hat auch meinem Weibe, ihrer Mutter, damals gutgetan, als wir die gnädige Gräfin zur Welt brachten.

GRISELDA. Warum ist die Mutter nicht mitgekommen?

VATER HELMBRECHT. Sie sagte zu mir: Geh du! Wenn dich die Tochter sieht, so wird es dasselbe sein.

GRISELDA. Was macht die Wirtschaft?

VATER HELMBRECHT. Du fehlst uns sehr, gnädige Gräfin. Wir sind beide zu alt.

GRISELDA. Und die Magd, die euch der Graf statt meiner gemietet hat?

VATER HELMBRECHT. Die Magd tut nicht gut, gnädige Gräfin: sie ist faul. Das Kalb, das du mit der Flasche aufgesäugt hattest, ist nun auch draufgegangen an der Ruhr. Die Schweine wollen nicht fett werden. Du hattest mit dem Vieh meist eine so glückliche Hand. Und das Frauenzimmer ist schwach. Du hattest um diese Zeit immer schon deine fünfzig Karren Dung auf den Acker gebracht: sie kaum dreißig.

GRISELDA. Lache nicht, Pflegefrau! Es ist alles die reine, schlichte Wahrheit, was er sagt. Es war eine gute Schule. — Sagt mir doch, Vater, habt ihr noch den großen kalikuttischen Hahn und die drei Hennen, die förmliche Gänseeier legten?

VATER HELMBRECHT. Hier hätte ich eine Mandel davon mitgebracht — und drei junge Tauben zur Wochensuppe. Gnädige Gräfin, wir wünschen dir zu dem, was bevorsteht, Glück! Die Mutter läßt dir sagen, daß sie täglich und stündlich Paternoster betet für deine glückliche Niederkunft.

GRISELDA. Segne mich, Vater!

VATER HELMBRECHT *macht über ihr das Kreuzeszeichen.* Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. — Leb wohl! *Er wendet sich zum Gehen.*

GRISELDA. Leb wohl, Vater! Bete auch du für meine arme Seele! Wer kann wissen, was Gott beschließt.

VATER HELMBRECHT *zögert, im Begriffe, fortzugehen.* Ja! Leb wohl! — Was wollt' ich denn noch? Ja so: die Mutter wollte gern noch etwas wissen, gnädige Gräfin...

GRISELDA. Sprich!

VATER HELMBRECHT. Es sind nämlich, mußt du wissen, Gerüchte verbreitet...

GRISELDA. Was für Gerüchte? — *Zu den Pflegefrauen, die sich entfernen wollen:* Bleibt nur ruhig, ihr stört uns nicht.

VATER HELMBRECHT. Da wollte die Mutter bloß wissen... bloß eben wissen, ob du glücklich bist?

GRISELDA. Sage der Mutter, daß ich meinen Gatten und Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit allen Kräften meiner sündigen Seele liebe!

Graf Ulrich tritt überraschend ein.

GRAF ULRICH. Bauer, was suchst du hier? Pack dich fort! — *Vater Helmbrecht entfernt sich eilig durch ebendas Türchen, wo er eingetreten ist.* — Mußt du denn immer von Bauerngesindel und Domestiken umgeben sein?! — *Auf ein Zeichen Griseldens entfernen sich auch die Pflegefrauen.* — Was wollen alle diese gleichgültigen Menschen in unserem Hause? Was gehst du sie an? Was gehn sie uns an? Eben ist so ein Hund von einem Pillendreher gekommen: was will er hier? Was wollen sie hier? Warum heften sie sich an dich, wie die Krebse an einen faulen Brocken, und drängen mich fort? — Weshalb weinst du?

GRISELDA. Ich glaube, weil du leidest, weine ich.

GRAF ULRICH. Jemand entzieht dich mir! Jemand legt seine schwere Hand auf dich. Wer? Ich umschlinge dich, ich will dich halten: er verwandelt dich unter meinen Händen. Er entzieht dich mir! — Griselda, ich bin wie einer, der einem Wagen nachläuft. Acht schwere Pferde traben mit ihm gleichgültig die Straße gegen den Abgrund dahin. Ich will in die Speichen greifen. Ich will... Ich greife hinein! Die Speichen zerschlagen mir meine Finger! Der Wagen rollt! Kein Riese könnte ihn aufhalten! — Wollen wir fliehn, Griselda?

GRISELDA, *in seiner Umarmung*. Armer, geliebter Mann, wohin sollen wir fliehn?

GRAF ULRICH. Griselda?

GRISELDA. Nun?

GRAF ULRICH. Woran denkst du, Griselda? — Woran hast du eben, als dies flüchtige Lächeln durch deine Züge ging, woran hast du gedacht? — Warum zögerst du mit der Antwort?

GRISELDA. Ich zögere nicht.

GRAF ULRICH. Du zögerst! Du verheimlichst es mir!

GRISELDA. Ich habe vor dir kein Geheimnis, Geliebter.

GRAF ULRICH. So sage, weshalb du mitten in deinen Tränen gelächelt hast!

GRISELDA. Ich möchte mein Kind auf der Laubstreu im Wald zur Welt bringen statt hier im Schloß, und niemand anders als du sollte bei mir sein.

GRAF ULRICH. Nun, siehst du, du hast an das Kind gedacht. Du warst fern von mir mit deinen Gedanken, und ich halte einen toten, gestorbenen, fremden Leib in die Arme gedrückt.

GRISELDA. Nein, du hältst dein Weib in den Armen!

GRAF ULRICH. Glaubst du, mir sei es entgangen, wie du schon wieder heimlich gelächelt hast?

GRISELDA. Dann ist es mir nicht bewußt geworden.

GRAF ULRICH. Und dennoch hast du wiederum an

das Kind und wieder nur an das Kind, an das Kind
gedacht! Du lügst! Ich fühle, ich sehe, ich spüre es ja,
daß dich jedes Wort, jeder Blick, jeder Atemzug deines
Herzens, selbst wenn du es leugnen wolltest, Lügen
strafft.

GRISELDA. Willst du kein Kind?

GRAF ULRICH. Ich will dich, ich will dich, was schert
mich das Kind!

SIEBENTE SZENE

Ein Gartensaal zu ebener Erde. Die Thür in den Garten ist geöffnet. Eine Wendeltreppe führt in die oberen Gemächer. Es ist vormittags.

Die alte Gräfin Eberhard ist an dem ovalen Tisch, inmitten des Raumes sitzend, eingeschlafen. Die Baronin kommt die Wendeltreppe herab.

GRÄFIN EBERHARD *schrickt auf*. Wie steht's?

DIE BARONIN. Sie ist von bemerkenswerter Geduld. Diese Bäuerinnen haben eine Widerstandskraft im Ertragen von Schmerzen, die einen manchmal auf den Gedanken bringen kann, sie seien überhaupt empfindungslos. — Übrigens hat sie nach dem Markgrafen gefragt.

GRÄFIN EBERHARD. Es würde besser sein, wenn sie nicht nach ihm fragte, das arme Ding, da er doch nach ihr nichts zu fragen scheint. Wenigstens weiß kein Mensch, wo er hingekommen ist. Mein alter Eberhard und mein Junge haben das ganze Schloß und auf Meilen weit die Umgebung nach ihm abgesucht. Übrigens sitze ich nun seit über zwölf Stunden hier. Ich bin nicht mehr jung genug. Mir ist zum Umsinken.

DIE BARONIN. Es geschieht, was geschehen kann. Sie entbehrt keiner Hilfe. Ich würde an Eurer Stelle zur Ruhe gehn.

GRÄFIN EBERHARD. Wo denkst du hin! Wir müssen ja doch, wie die hungrigen Raubtiere, auf der Lauer liegen, um diesem liebevollen Papa das Neugeborene sofort aus den Augen zu schaffen. Gott weiß es, Neffe Ulrich leidet weder an übertriebener Zärtlichkeit noch an falschem Familiensinn. Ich würde wahrhaftig glauben, er sei einer Bauersfrau von der Stallbank gefallen, wenn er nicht auf so schreckliche Weise von herrischen Launen fast ununterbrochen besessen wäre.

DIE BARONIN. Ich zweifle sehr, ob diese Mutter sich ihr Junges so einfach fortnehmen lassen wird.

GRÄFIN EBERHARD. Man wird es ihr aber ganz einfach fortnehmen, schon deshalb, weil es für Mutter und Kind das Beste ist. Blicke es hier, ich hätte Befürchtungen. Denn ich kann dich versichern, Ulrich ist so erbost auf das noch nicht einmal geborene Wurm, als ob er in einer anderen Welt einen unversöhnlich blutigen Span mit ihm gehabt hätte.

DIE BARONIN. Man weiß beinahe nicht, was man wünschen soll.

GRÄFIN EBERHARD. Von den drei Möglichkeiten, die in Betracht kommen, lassen wir billig die beste und günstigste unerwähnt. Die zweitgute wäre, daß ein Junge zur Welt käme. Das Schlimmste für Vater, Mutter und Kind würde eingetreten sein, sofern es ein Mädchen ist. Das wolle der liebe Himmel verhüten!

DIE BARONIN. Das einzige, liebe Tante, was gegen das selbstverschuldete Unglück des Grafen vielleicht einigermaßen milder stimmt, ist, daß man seine Abneigung der Ehe überhaupt gegenüber und seinen Entschluß, ledig zu bleiben, quasi gewaltsam gebrochen hat.

GRÄFIN EBERHARD. Deshalb hat auch mein alter Eberhard redlich schlimme Wochen und Monate durchgemacht. — Übrigens scheint es, er ist gefunden.

DIE BARONIN. Sollen wir hier bleiben?

GRÄFIN EBERHARD. Gott bewahre, ich fürchte mich. Wenn ich nur seine Stimme von ferne höre, laufe ich, so alt ich bin, schleunigst wie eine Elster davon.

Die beiden Damen steigen eilig die Wendeltreppe hinauf. Gleich darauf erscheint Graf Ulrich, unstet, übernächtig, sehr bleich. Er tritt, gefolgt von dem Grafen Heinz, dem Propst, dem Haushofmeister und einigen Dienern, vom Garten aus ein.

GRAF ULRICH. Ihr wünscht Würfel oder Karten zu

spielen. Gut. Töten wir die Zeit: sie verdient es nicht besser.

GRAF HEINZ. Willst du es dir nicht bequem machen, Vetter?

GRAF ULRICH. Ich glaube, meine Bequemlichkeit würde zunehmen, wenn ich mich auf Scherben legen könnte! Habt ihr auch dieses gottverdammte Sausen im Ohr?

GRAF HEINZ. Das Wehr im Schloßgraben ist ein wenig angeschwollen. Es muß in den Bergen geregnet haben.

GRAF ULRICH. Ist denn nicht irgend etwas zu tun, wobei man sich eine gewisse Motion machen kann?

GRAF HEINZ. Du bist die ganze Nacht auf den Beinen gewesen, wie es scheint. Aber wenn du noch Mut hast, ich stehe zu Diensten. Klettern wir über die Feuerleitern auf die Schornsteine hinauf!

GRAF EBERHARD, *leise zum Schloßpropst*. Was ist mit ihm? Versteht Ihr das?

DER SCHLOSSPROPST. Soviel ich davon begreife, ist es nicht das, was man bei einem Manne Gleichgültigkeit dem Leiden der Gattin gegenüber nennen kann.

GRAF ULRICH. Mir würde am liebsten sein, irgendein sogenanntes reißendes Tier wäre aus einer beliebigen Menagerie in der Nähe ausgebrochen.

GRAF HEINZ, *leise*. Ich schwöre, daß er nicht weiß, wo er ist. Er lockert wahrhaftig an seinem Dolche.

GRAF EBERHARD. Geh, lieber Heinz, und rufe den Arzt!

DER SCHLOSSPROPST *tritt zu Ulrich, der ihm den Rücken zuwendet und in den Garten hinausstarrt*. Vergeßt nicht, Herr, daß Ihr in jeder Seelennot in mir einen treuen Berater findet!

GRAF HEINZ. Willst du nicht deinen Gürtel abschnallen?

GRAF ULRICH. Nein! Warum?

GRAF EBERHARD. Und deine Waffe beiseite legen, liebes Kind? Du hast nämlich einen Dolch in der Hand.

GRAF ULRICH. Richtig. Was wollt' ich wohl mit dem Dolche?

GRAF HEINZ. Ich glaube, irgendeinem ausgebrochenen Raubtier den Garaus machen, das gar nicht vorhanden ist.

GRAF ULRICH, *sich verfärbend*. Was war das?

DER SCHLOSSPROPST, *mit einer verstohlenen Geste den übrigen Schweigen gebietend*. Meint Ihr den Schrei der Dohle, die über den Garten flog, Erlaucht?

GRAF ULRICH. Ich habe Dohlen nie schreien hören, aber ich wünsche dieser gefiederten Bestie einen Bolzen durch den Kropf und am Rücken wieder heraus.

GRAF HEINZ. Willst du mir jetzt den Dolch abtreten?

GRAF ULRICH. Weshalb? Das Messer gehört in den Gürtel hinein. *Er steckt den Dolch in die Scheide. Zu einem Diener, der nahegetreten ist, infolge eines stummen Winkes des Haushofmeisters*. Was willst du?

DER DIENER. Ich glaubte, Erlaucht beliebten den Gürtel abzulegen.

GRAF ULRICH. Nun meinethalben. Da! *Der Gürtel mit dem daranhängenden Dolch wird dem Markgrafen abgenommen. Er dehnt sich und seufzt zwei-, dreimal gewaltig auf*. Ich spüre noch nichts von größerer Bequemlichkeit.

DER SCHLOSSPROPST. Ihr mögt das Fenster schließen, Haushofmeister!

GRAF ULRICH, *schnell*. Liebt Ihr schlechte Luft?

DER SCHLOSSPROPST. Das nicht, Erlaucht.

GRAF ULRICH. Warum schlepptet ihr meinen Gürtel fort?

HAUSHOFMEISTER, *heuchlerisch*. Er liegt im Vorzimmer, Erlaucht. Soll man ihn hereinbringen?

GRAF ULRICH. Wein!

GRAF EBERHARD. Auch dafür ist gesorgt. Wir haben

aus dem Fasse des fünfjährigen Burgunders eine Probe nehmen lassen.

Diener mit Wein kommen.

GRAF ULRICH. Um so besser! Gießt ein! — *Ulrich, das Weinglas in der Hand, verfährt sich und horcht.* War das nun wieder eine von Euren Krähen, Dohlen oder Kolkraben, Propst?

DER SCHLOSSPROPST. Ich kann es nicht sagen, Erlaucht.

GRAF ULRICH. Wie geht's meiner Frau?

GRAF HEINZ, *nicht ohne Frivolität.* Nicht anders, als es noch immer den meisten Frauen gegangen ist, die den Fehler begingen, Männer zu nehmen.

GRAF ULRICH, *mit aufsteigendem Jähzorn.* Was sagst du, Heinz?

DER SCHLOSSPROPST. Ich sage Euch ja, Ihr verkennt unsern Herrn, wenn Ihr meint, daß er in diesen ernsten Stunden Sinn für Späße und Schwänke hat.

GRAF ULRICH *hat getrunken, bemeistert gewaltsam seine Erregung.* Narr! — Dieser Burgunder ist höchstens drei Jahre alt! — Was gibt's? Ich habe nicht zugehört. Jawohl, ich bin ein schlechter Gesellschafter! Auch müßte ich lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich mich nach irgendeiner Gesellschaft, die eure inbegriffen, gesehnt hätte. Was verspricht ihr euch übrigens für eine ausgesuchte Lustbarkeit? Weshalb schlepptet ihr mich in diesen feuchten, dumpfen ebenerdigen Raum hinein? Eure Freuden sind miserabel! — *Er verfährt sich wiederum.* Was war das?

DER SCHLOSSPROPST. Was meint Ihr, Erlaucht?

GRAF ULRICH. Warum seid ihr alle mit einem Male emporgeschnellt? — Warum habt ihr die Hände auf meinen Schultern?

GRAF HEINZ. Du sollst geduldig mit uns trinken und Karten spielen, mein Kind!

GRAF ULRICH. Und ich möchte lieber nicht mit euch

Karten spielen und möchte meinen Wein ohne euch trinken.

HAUSHOFMEISTER *kommt aus dem Garten herein, wohin er gegangen war, um nachzusehen.* Gnädigster Herr, auf dem Wege, der zwischen Mauern unter dem Garten hingeht, hat ein Italiener seine Frau geschlagen. Sie schrie laut.

GRAF ULRICH. Das ist nicht wahr. Ich habe ein Kalb unter dem Schlächtermesser des Metzgers blöken hören: kein Weib!

DER SCHLOSSPROPST. Gewisse Dinge soll man nicht hören, Erlaucht.

GRAF ULRICH, *fast tobsüchtig unter den Händen aller, die ihn nun plötzlich gewaltsam festhalten.* So stoßt mir glühendes Eisen in die Gänge meines Gehörs! Laßt mich los, sag' ich!

GRAF HEINZ. Es ist wirklich alles ganz still, lieber Vetter, draußen im Garten.

GRAF ULRICH. Ganz still?

GRAF HEINZ. So still, daß man genau hört, wie der Gärtner die reifen Limonen von den Spalieren reißt.

GRAF ULRICH *sinkt nieder, schlägt die Hände vor die Augen, um die Tränen zu verbergen.* Blickt nicht auf mich!

GRAF EBERHARD, *bewegt.* Mein lieber Neffe, wenn es wirklich das Leiden deines guten Weibes ist, was dir so nahe geht — Gott schütze uns vor Verkennung der Menschen! Schütze uns Gott vor Mißverständnis! —, wenn es also das Leiden der armen Fürstin Griselda ist, so wolle bedenken, daß wir alle von Müttern geboren sind! Denke ferner daran, daß an keinem von uns eine Mutter gestorben ist! Auch deine Frau wird nicht sterben.

GRAF ULRICH *springt auf.* Bringt mir den Gürtel mit dem Dolch zurück!

GRAF EBERHARD. Jetzt nicht, lieber Neffe.

GRAF ULRICH. Wollt ihr, daß ich ersticke? Wollt ihr,

daß mich Leichenstarre lebendigen Leibes überfällt?
Er wird von allen Seiten festgehalten, wie ein Tobsüchtiger.
Wollt ihr, daß ich unter euren Händen blau werde wie
ein gesottener Fisch? Ich erblinde! Ich will ihn sehen!
Ich halte ihm stand. Das ist Gewalttat! Er ist ein
Gewalttäter! Popanz! Feigling! Ehebrecher! Weiber-
schänder! Komm hervor, ich erwarte dich! Gewalttäter
gegen Gewalttäter! Gib sie frei! Was hat sie getan?
Sie ist mein! Gib sie frei!

GRAF EBERHARD. Mein lieber Junge, sprich, atme!
Du atmest ja nicht!

*Die Baronin kommt weinend und lachend die Treppe
heruntergestürzt.*

DIE BARONIN. Griselda hat einen schönen, gesunden
Knaben zur Welt gebracht!

ACHTE SZENE

Wiederum der Gartensaal zu ebener Erde. Es sind etwa drei Wochen vergangen. Griselda, schön wie je, in der Kleidung einer Schloßherrin, steht dem Grafen Eberhard und dem Propst gegenüber.

GRISELDA. Also Ihr habt meinen Brief erhalten und habt ihn besucht, Graf Eberhard?

GRAF EBERHARD. Ja. Er hat sich in einer Jagdhütte niedergelassen, die fast unzugänglich auf einem Felsen überm Seeufer gelegen ist.

GRISELDA. Ganz allein?

GRAF EBERHARD. Ganz allein, wie ein richtiger Einsiedelmann. Er ist vollkommen in seine sonderbare Lebensführung aus den Zeiten vor seiner Ehe zurückgefallen.

GRISELDA. Wißt Ihr, warum mein Gatte nicht zu mir kommt?

GRAF EBERHARD. Nein! Ich müßte denn in den Tag hinein lügen! — Aber ich möchte Euch raten, beste Frau, noch fernerhin einigermaßen geduldig zu sein. Freilich, es stürmt schon ein bißchen lange in ihm, aber wenn Ihr Euch gegenwärtig haltet, erstlich, was Ihr bisher über ihn vermochtet — nämlich mehr als irgendein anderes Weib —, und daß er Euch, wenn auch nicht das Kind, wie wir alle nicht ohne Rührung, ja fast mit Staunen gesehen haben, auf eine geradezu leidenschaftliche Weise liebt: so meine ich, solltet Ihr nachsichtig sein.

DER SCHLOSSPROPST. Sagt uns doch, gnädige Gräfin, bei welcher besonderen Gelegenheit der Zorn gegen Euch zum Ausbruch kam?

GRISELDA. Es wird mir schwer. Ich spreche nur sehr ungerne davon. Ich werde mich aber überwinden. — Drei Wochen lang, während meines Kindbettes, hab'

ich den Gatten nicht mit Augen gesehen. Doch war er, wie die Baronin mir sagte und wie die Pflegerinnen bestätigten, zuweilen, wenn ich im Schläfe lag, an meinem Bett. — Natürlich vermißte ich, als ich zu Kräften kam, nun ja, mein Kind!

GRAF EBERHARD. Seid doch versichert, liebe Gräfin, daß Euer Kindchen gesund und in allersorglichster Pflege ist!

GRISELDA. Ich vermied zunächst, eine Frage zu tun, weil ich die schlimmste Antwort fürchtete. Allmählich bemerkte ich dann allerdings im Kreise um mich ein so sonderbares Versteckenspiel, daß ich mich immermehr dadurch verletzt und immer weniger beängstigt fand. Ihr Herren, ich weiß noch heute nicht, was es mit diesen Maßnahmen für eine Bewandtnis hat. Ich kann sie mir immer noch nicht erklären.

GRAF EBERHARD. Nehmt es doch nur ganz einfach für eine Marotte mehr von ihm!

GRISELDA. Es wollte mir nicht gelingen, Herr Graf.

DER SCHLOSSPROPST. Warum habt Ihr Euch nicht entschlossen, gnädigste Gräfin, Euren Beichtvater ins Vertrauen zu ziehen?

GRISELDA. Ich weiß nicht. Vielleicht war ich, seit langer Zeit zum ersten Male wieder, wie meine Eltern es nannten: verstockt. Es war vielleicht meine alte böse Natur, die wieder zutage kam und mir, je mehr sich mein Herz zusammzog, fast wider Willen den Mund verschloß. Freilich, dann kam der Augenblick, wo ich reden mußte.

GRAF EBERHARD. Wann war das?

GRISELDA. Als der, dem ich, ohne mich selbst zu verraten, ohne mich selbst zu erniedrigen, meine Zweifel und Ängste offenbaren konnte, wieder erschien.

GRAF EBERHARD. Was hat Euer Gatte erwidert, Frau Gräfin?

GRISELDA. Im Anfang fand ich auch ihm gegenüber

die Worte nicht. Ich will nicht sagen, es kam mich etwas wie heimliches Grauen an. Wie sollte ich auch, da er mir doch mit offenen Armen entgegenschritt... und da er mich, glaube ich, in seine Arme nahm. Ich hätte mich damit begnügen können. Ich weiß auch, ich wollte das in dem Augenblick tun, ihr Herren! — Aber da hörte ich, fast zu meinem eigenen Staunen, jemand mit harter Stimme sagen: wo ist das Kind?...

DER SCHLOSSPROPST. Ihr fragtet ihn also: wo ist das Kind? Und...

GRISELDA. Ja — und da wandte er sich auf der Ferse um, ließ mich stehen, verließ mich ohne ein Wort und ist bis heut nicht wiedergekehrt.

DER SCHLOSSPROPST. Weint nicht, Herrin!

GRISELDA. Weine ich wieder?

GRAF EBERHARD. Gräfin, was Euren Knaben betrifft, so möchte ich Euch die Beruhigung geben...

GRISELDA. Laßt! Es ist etwas über mich gekommen — ich weiß nicht was —, etwas, das mich vielleicht auf eine sträfliche Weise gegen jede Antwort auf meine Frage von damals gleichgültig macht. So ist es, ihr Herren! Ich kann nicht heucheln! — Sagt mir dagegen, womit es Markgraf Ulrich begründen will, daß er sein Weib verlassen hat?

GRAF EBERHARD. Er hat mir, als ich ihn endlich in seiner Krähenhütte aufstöberte, eins seiner beliebten dunklen Worte entgegengehalten. Wer einmal, sagte er mir, vom Schicksal dazu bestimmt ist, allein zu sein, der bleibe im Käfig und stelle Leimruten.

GRISELDA *wiederholt*. Wer einmal vom Geschick dazu bestimmt ist, allein zu sein...?

GRAF EBERHARD. So sagte er, Herrin.

GRISELDA, *mit grenzenlosem Staunen*. Versteht ihr das?

DER SCHLOSSPROPST. Das möge mir Gott im hohen Himmel bezeugen: nein!

GRISELDA. Und hat er Euch sonst nichts... etwa für mich nichts aufgetragen?

GRAF EBERHARD. Er sagte nur immer wieder: er wisse und erkenne durchaus, er stehe auf dieser Erde allein.

GRISELDA *läutet ein kleines Glöckchen.* Und jetzt braucht Ihr mir weiter auch nicht zu verheimlichen, daß mein Brief an den Markgrafen Ulrich ohne Antwort geblieben ist.

GRAF EBERHARD. Um bei der Wahrheit zu bleiben, Gräfin. Aber Ihr mögt Euch dennoch einer baldigen Sinneswandlung versichert halten.

Eine Kammerfrau tritt ein.

GRISELDA. Kammerfrau, steig hinauf in das kleine Gemach an der oberen Treppe! Dort steht eine alte Truhe aus Eichenholz. Du findest den Schlüssel dazu im Schlafzimmer, du weißt, an dem kleinen, goldenen Ring. Wenn du die Truhe mit diesem Schlüssel geöffnet hast, so bediene dich dieses zweiten Schlüssels! *Sie nimmt ihn samt Kettchen von der Brust, wo er verborgen war.* Und nimm aus dem Fach rechter Hand ein Bündel heraus! Es ist in ein gelbes Kopftuch gewickelt.

DIE KAMMERFRAU. Zu dienen, Erlaucht.

GRISELDA. Flink, gutes Mädchen, beeile dich!

Die Kammerfrau schnell ab über die Wendeltreppe.

GRISELDA. Hätte ich Kinder, so wollte ich hierbleiben...

GRAF EBERHARD. Was heißt das, Gräfin? Wo wollt Ihr hin?

GRISELDA. Da aber mein Kind in meiner Hand nicht gelassen ist, was sollte mich halten? Hätte man mir mein Kind gelassen... Aber ich weiß nicht... ich bin verwirrt! Es ist keine Klarheit mehr in mir. Es ist keine Gewißheit mehr in mir. Ich kann mit den Händen nichts mehr greifen! Ihn widert das Kind von der Bauernmagd.

DER SCHLOSSPROPST. In diesem Punkte, Frau Gräfin, sollt Ihr Euch durchaus eines Besseren versichert halten.

Die Kammerfrau bringt das verlangte Bündel.

GRISELDA. Was mich betrifft, so hat mir der gnädige Herr seinen Willen auf unzweideutige Weise zu wissen getan. Wißt ihr, was hier im Bündel ist? — Ich würde nackt davongehen, aber ich bin nicht nackt gekommen! So sehr hege ich noch das überflüssige Ehrgefühl einer Bäuerin. *Zur Kammerfrau.* Komm! — *Sie nimmt ihr das Bündel ab.* — In diesem Bündel, ihr hohen Herren, liegt ein grobes Hemd und der erdbraune Rock, den ich anhatte, als der gnädige Herr seine Werbung tat, daheim auf dem Hof. Ich habe manchmal über diesen Kleidern gebetet seitdem. Nun tausche ich sie — *sie küßt das Bündel* — wie einen gehüteten himmlischen Schatz wieder ein. — Ich ersuche Euch jetzt, verziehet ein wenig! Ich wünsche Zeugen für meine Verwandlung. *Griselda und die Kammerfrau treten in einen Nebenraum.*

GRAF EBERHARD, *erschrocken.* Was will sie denn unternehmen, Propst?

DER SCHLOSSPROPST. Ich fürchte, sie wird dem edlen Hause Saluzza irgend etwas, ich weiß nicht was, vor die Füße werfen.

GRAF EBERHARD. Wenn sie etwa das Schloß verlassen will, so werde ich das... ich werde es niemals zugeben, Propst.

DER SCHLOSSPROPST, *ironisch.* Was im Interesse des guten Leumunds dieser erlauchten Familie, wenn Ihr es irgend erreichen könntet, von Vorteil sein würde. *Griselda erscheint wieder genau so als Bauernmagd gekleidet wie zu Beginn der Handlung. Sie selbst bewegt sich ganz so natürlich und edel wie zuvor, ohne, wie es scheint, die Verwandlung selbst zu bemerken.*

GRISELDA *im selben Ton die früher unterbrochene Rede fortsetzend.* Ich kann ohnmächtig sein, ihr Herren.

Vielleicht führt die tiefste Ohnmacht am höchsten und nächsten zu Gottes Glück! Aber ich kann nicht müßig sein, wenn ich tragen soll! Seht: sonst schäme ich mich meiner Hände! Ich muß arbeiten, wenn ich dulden muß! — Da ist ein Ring — den bringt meinem gnädigen Herrn zurück!

Sie schreitet auf eine der Türen, die in den Garten führen, zu. — Graf Eberhard, aufs äußerste betroffen, vertritt ihr den Weg.

GRAF EBERHARD. Griselda, man erkennt dich im Garten oder im Hof.

GRISELDA, *mit zurückgeworfenem Kopf.* Die Zeit ist Gott sei Dank vorüber, Herr Graf! Ich brauche mich jetzt nicht mehr zu verstecken.

NEUNTE SZENE

Das Höfchen des Bauern Helmbrecht. Vater Helmbrecht sitzt und dengelt die Sense. Mutter Helmbrecht läuft ab und zu. Sie tut leichtere Arbeit. Es ist ein Sommertag und frühzeitig.

VATER HELMBRECHT. Nu, jeja, man wird alt. *Er steht auf.* Vor zehn Jahren war ich noch jünger, Mutter.

MUTTER HELMBRECHT. Je schwächer der Bettler, je stärker die Krücke.

VATER HELMBRECHT. Betteln und arbeiten ist noch immer zweierlei, Mutter.

Beide arbeiten eine Weile schweigend.

MUTTER HELMBRECHT. Wie war das, Mann, als du gestern unsere Tochter gesprochen hast?

VATER HELMBRECHT *seufzt.* Das war noch immer nich anders, Mutter, als ich dir das schon gestern abend und heute früh in der Kammer erzählt habe.

MUTTER HELMBRECHT. Ob das wahr is, was die Seebauern sagen, daß die Gräfin seit vielen Wochen allein im Schlosse ist?

VATER HELMBRECHT. Ja, Mutter, was sie sagen, ist ebenso wahr, wie es wahr ist, daß wir nichts anderes als alte, hilflose und beraubte Leute sind.

MUTTER HELMBRECHT. Hast du der Kalbe die Tränke gegeben?

VATER HELMBRECHT. Ich sag' dir, Mutter, ich möchte gehn und möchte, so alt ich bin und so ein geringer Mensch, als ich bin, Mutter — möcht' ich gehn und dem Tochtermanne die Wahrheit sagen!

MUTTER HELMBRECHT. Wenn das so leicht wär' in solchen Sachen, daß einer die Wahrheit richtig zu wissen kriegt. Wo hast du denn gestern die Tochter gesprochen, Mann?

VATER HELMBRECHT. Na ja, wie ich sagte: ich saß

also in der Zwiesel, obendrin im Olivenbaum, als machte ich so Oliven los...

MUTTER HELMBRECHT. Du warst also in den Schloßpark gegangen?

VATER HELMBRECHT. Na ja! Ich dachte halt eben: soll das nun kommen, wie es will! Und da schlich ich mich in den Park hinein.

MUTTER HELMBRECHT. Und da hast du sie also gesehen, Vater?

VATER HELMBRECHT. Wie ich die Axt und die Hacke sehe...

MUTTER HELMBRECHT. Warum hast du also nun nicht gefragt, was aus dem Kinde geworden is — wenn du doch mit ihr, wie du und ich jetzt reden, gesprochen hast?

VATER HELMBRECHT. Was wird denn sein? Sie haben den schlechten Bankertwurm ums Leben gebracht.

MUTTER HELMBRECHT. Da reden welche so, und welche reden auch wieder anders davon. Ich hätte, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, Mann, danach gefragt.

VATER HELMBRECHT. Was einer weiß, danach braucht er nicht fragen. Unser Mädels haben sie drei, vier Wochen lang bei Wasser und Brot in der Milchammer eingesperrt. Und als sie so nicht krepieren wollte, hat sie müssen nackt und bloß, wie der Herr mit seinen Saufkumpanen im großen Saale bankettiert und gebechert hat... und wie sie haben die neue Braut lassen hochleben, weil doch der Markgraf jetzt eine richtige Adelige nehmen wird!... da hat sie müssen unter Spottgelächter von einem zum andern gehn.

MUTTER HELMBRECHT. Hat dir die Tochter das selber gesagt?

VATER HELMBRECHT. I, wie du dir das denkst, so war das nicht. Ich saß bloß auf dem Olivenbaum, wo sie

eben manchmal unterm Tags vorübergeht. — Na ja, und da kam sie also auch gegangen... kam und setzte sich also und saß dir wohl eine halbe Stunde lang, wie ein Stück Holz, auf der Bank, die unter dem Baume steht. — Erschrecken wollt' ich sie nämlich nicht, und da warf ich immer so sachte, eins, zwei, drei... warf ich dir immer wieder eins, zwei, drei grüne Oliven auf sie herunter. Da merkte sie auf, und da sagte ich: Tochter Griselda, wann kommst du endlich nach Hause zurück? — Bald, Vater! gab sie mir da zur Widerpart und lief dir auch schon ganz schnell davon.

MUTTER HELMBRECHT. Was wolltest du damit sagen, Alter?

VATER HELMBRECHT. Ich weiß nicht, wie es mir in die Zähne kam.

MUTTER HELMBRECHT. Was wollte sie damit sagen: „bald“?

VATER HELMBRECHT. I, Mutter, das weiß ich ebensowenig: ich fragte: wann?, und sie sagte: bald!

MUTTER HELMBRECHT. Ja, Alter, das ist eine schwere Angst, die unsereiner so auf der Seele hat, und man kann sich dabei nicht rühren und regen.

VATER HELMBRECHT. Soll doch lieber ein Lamm mit dem Wolfe zur Krippe gehn als eine ehrliche Bauernmagd zu Bette mit einem Edelmann! Na ja, und die Wirtschaft geht hinter sich! — Mutter, setz dich, du bist ja doch nicht dazu imstande... laß mich das Heu in die Raufe tun!

Griselda, ganz so wie früher, als Magd, kommt in eifriger Tätigkeit aus dem Stall. Sie antwortet resolut und beiläufig auf Helmbrechts letzte Worte.

GRISELDA. Das ist schon geschehen, Vater.

VATER HELMBRECHT *traut seinen Augen nicht.* Was ist das? — Mutter Helmbrecht *schreit laut auf.* — Griselda, bist du's? Wo kommst du her?

GRISELDA. Aus dem Stalle. Ich habe die Ziege gemolken.

MUTTER HELMBRECHT. Vater, wer ist das? — Siehst du sie auch? Griselda, bist du gestorben im Schloß, und kommst du als Geist?

GRISELDA, *kurz, hart*. Ja, ich bin gestorben im Schloß! Und alles dort ist für mich gestorben! Hier leb' ich! Alles dies hier lebt jetzt wieder für mich. Ich hätte es nie vertauschen sollen.

VATER HELMBRECHT. Griselda, bist du es ganz leibhaftig?

GRISELDA. Wer wollte es sonst wohl sein, Vater? Höchstens sind meine Hände weicher geworden. Aber gebt mir nur tüchtig zum Zugreifen! — Wo ist die Milchkanne? Wo ist der blaugestrichene Kleientrog?

MUTTER HELMBRECHT. Griselda, du kannst hier nicht mehr mit angreifen!

GRISELDA. Wenn ihr mich nicht mehr brauchen könnt, dann müßte ich, wenn es nicht anders ist, Arbeit suchen gehen.

MUTTER HELMBRECHT. Wo kannst du denn hingehn, sag bloß, Griselda?

GRISELDA. Meinst du denn etwa, ich sollte mich umbringen? Die Welt ist weit, und arbeiten kann ich überall.

MUTTER HELMBRECHT. Wo hast du denn aber dein Kind gelassen?

GRISELDA. Ich hatte kein Kind! Ich wollte kein Kind! Ich kann Kinder haben, so viel ich will; nach Männern brauch' ich nicht lange zu suchen.

MUTTER HELMBRECHT. Griselda, hat dich der gnädige Herr aus dem Hause gejagt?

GRISELDA. Ja, Mutter, der Graf hat mich aus dem Hause gejagt.

MUTTER HELMBRECHT. Warum hat dich der gnädige Herr aus dem Hause gejagt?

GRISELDA. Weil ich's nicht besser verdient habe, Mutter.

MUTTER HELMBRECHT. Womit hast du es denn so schlecht verdient? Hast du am Ende deinen Mann durch dein widerspenstiges Wesen in Wut gebracht?

GRISELDA. Im Gegenteil: ich habe es deshalb so schlimm verdient, weil ich eine niederträchtige, lammsgeduldige Dirne gewesen bin. Weil ich geschwiegen statt geschrien habe! Weil ich nicht um mich geschlagen habe, weil ich nicht um mich gebissen habe! Weil ich nicht jedem von ihnen an die Gurgel gefahren bin!
Am Zaunpförtchen erscheint Graf Eberhard. Er tritt unschlüssig ein wenig näher. In einiger Entfernung steht die Baronin, scheinbar gleichgültig.

GRISELDA, *heftig auf den Grafen los.* Wer hat Euch erlaubt, hier einzutreten? Hinterm Zaune ist Platz genug.

GRAF EBERHARD. Griselda, bewillige mir ein Wort.

GRISELDA. Ich habe mit Euch nichts mehr zu reden.

GRAF EBERHARD. Gräfin Griselda, kehre mit uns ins Schloß zurück! Die Kutsche steht hinten am Haus, auf dem Feldwege.

GRISELDA. Soll ich Treppen scheuern im Schloß, gnädiger Herr?

GRAF EBERHARD. Wer sollte dir das wohl jemals zumuten?

GRISELDA. Soll ich jemals wieder ins Schloß kommen, so will ich auf zwei ehrlichen Füßen und mit zwei ehrlichen Händen ehrliche Arbeit tun.

GRAF EBERHARD. Beziehe deine Gemächer, Gräfin! Komm mit uns und fasse dich in Geduld!

GRISELDA. Sagt mir, Ihr wollt mich lebendig einmauern, so will ich mit tausend Freuden mit Euch gehn. Sonst niemals, niemals, des seid gewiß!

GRAF EBERHARD. Gräfin Griselda, ich frage nicht, ob du es wirklich bist. Du kannst nicht von Grund aus

so vergessen haben, was du dem Stande schuldest, dem du doch eben nun angehörst.

GRISELDA. Hier meine zwei Füße: das ist mein Stand! Dem gehör' ich an. Das eben war es, das hatte ich vergessen! Ich hatte vergessen, daß ich fluchen, schreien, drohen, wettern, einen Stier bei den Hörnern packen kann. Ich hatte vergessen, was ich besitze, und lebte dafür in erlogener Schwäche von Gnadenbrot.

GRAF EBERHARD, *zu Mutter Helmbrecht*. Sagt Ihr Eurer Tochter zwei Worte, Mutter!

MUTTER HELMBRECHT, *mit weinender Stimme*. Was habt Ihr mit ihrem Kinde gemacht?

DIE BARONIN, *über den Zaun*. Es ist dem Kinde kein Härchen gekrümmt worden.

MUTTER HELMBRECHT. Ich kann ja nicht wissen, was zwischen unserer Tochter und dem Grafen geschehen ist. Es kann ja sein, daß sie unrecht hat, und wenn sie sich etwa vergangen hätte...

GRAF EBERHARD. Es kann nicht davon die Rede sein, daß sich die Gräfin vergangen hat. Sucht sie nur zu bewegen, Mutter... Vater Helmbrecht, Ihr müßt als erfahrener Mann doch vernünftig sein!

GRISELDA *erhebt, da Graf Eberhard Miene macht, näherzukommen, einen Stein*. Vater! Mutter! Entweder oder... diese Menschen sollen keinen Schritt in das Höfchen tun.

VATER HELMBRECHT. He, Mädels, holla, hast du den Koller bekommen?

DIE BARONIN. Ich müßte mich eigentlich wundern, daß die Gräfin Griselda so schnell ihre Würde, ihren Stand und alles, was sie sich schuldig geworden ist, vergessen hat. Was wäre denn weiter Schlimmes geschehn? Ein Edelmann bleibt ein Edelmann. Man muß damit rechnen, daß er seinem angeborenen herrischen Willen nicht irgendeines Abenteuers wegen, mag es auch noch so ernsthaft in seinen Folgen sein, entsagen kann.

GRISELDA. Redet, ich habe Wachs in den Ohren!

GRAF EBERHARD. Ihr werdet also zurück ins Schloß unter keiner Bedingung mit uns gehen?

GRISELDA. Außer ihr ruft mich, die Treppen zu scheuern.

GRAF EBERHARD. Wie kommst du auf diesen Gedanken, Griselda?

DIE BARONIN. Kommt, bester Graf, Ihr werdet, fürcht' ich, Seide nicht weiter spinnen, grade in diesem Augenblick! Eigentlich freilich sollte man sich mehr als je erstaunen, daß zwei solche Naturen wie sie und der Graf, zwei so durch Tollheit verwandte Seelen, dermaßen auseinandergeraten sind. Man möchte sagen: Einigt euch! Ihr seid aufeinander angewiesen.

GRAF EBERHARD. Griselda, du wirst jetzt mit uns gehn!

GRISELDA. Bringt einen Befehl vom gnädigen Herrn, so werde ich kommen und Treppen waschen. Das ist meine Pflicht und entehrt mich nicht.

GRAF EBERHARD. Wer entehrt dich, Griselda?

GRISELDA. Euer Almosen!

GRAF EBERHARD. Griselda, es kann dir nicht erspart bleiben. Entweder du entschließest dich jetzt, zu deinem eigenen Besten das Rechte zu tun und mit uns freiwillig ins Schloß zurückzugehen, oder...

GRISELDA. Oder?

GRAF EBERHARD *tritt entschlossen auf sie zu*. Oder ich bringe dich gegen deinen Willen und gegen jeden, der sich mir etwa entgegenstellt...

MUTTER HELMBRECHT, *da der alte Helmbrecht ein Ortscheit ergriffen hat*. Vater, Vater, du sollst dich nicht einmischen!

VATER HELMBRECHT. Und so laßt sie in Frieden, Herr! Sie ist und war eine Bäuerin, und was sie gewesen ist, soll sie bleiben.

GRAF EBERHARD. Nochmals: oder ich bringe dich mit Gewalt zu den Deinen zurück.

DIE BARONIN. Griselda, du bist diesem Winkel entwachsen, komm mit!

GRISELDA. Gewalt? — *Sie umfaßt den Grafen unerwartet, hebt ihn auf und setzt ihn vor der Gartentür ab, die sie hinter ihm zuschließt. — Wild, halb triumphierend, halb weinend:* So! Jetzt redet mir wieder von Gewalt, und dann will ich ernsthaft darüber nachdenken!

ZEHNTE SZENE

Hoch zwischen Felsen hoch überm Seeufer. Nicht weit von einer kleinen Krähenhütte sitzt Graf Ulrich, in der schlechten Tracht eines Waldhüters, auf einem umgestürzten Aleppokiefernstamm. Ein Feuerchen brennt nahe dabei. Er hat ein Kochgeschirr auf den Knien und schneidet Gemüse hinein. Sommernachmittag. — Graf Heinz schwingt sich teils, teils rutscht er im Hintergrund auf die kleine, natürliche Terrasse herab, wo der Markgraf haust. Graf Heinz trägt eine Armbrust und ist als flotter, eleganter Jäger gekleidet.

GRAF HEINZ. Halli! Hallo! — Wie geht's, lieber Vetter? Da wären wir!

GRAF ULRICH. Ja, das sehe ich.

GRAF HEINZ. Wie geht's? Wie steht's?

GRAF ULRICH. Der Topf hier wird gleich am Feuer stehen, und übrigens ging es mir, ehe ich deine Jodler hörte, besser. — Sag mal, du riechst so unangenehm!?

GRAF HEINZ. Na, erlaube gefälligst, guter Vetter. Erstlich nämlich habe ich vor kaum einer Stunde gebadet, ehe ich mich auf die Suche begab, dann habe ich mir ein frischgewaschenes Hemd angezogen, der Anzug ist neu vom Schneider aus Genua, und last not least hab' ich mir nochmals Gesicht und Hände mit Wasser und Mandelseife gereinigt, ehe ich schließlich das Haus verließ. — Man sollte viel eher meinen, daß dein Geruch etwas ländlich ist.

GRAF ULRICH, *am Feuer beschäftigt*. Wie lange denkst du denn hier zu bleiben?

GRAF HEINZ. Bis du mich über die Felsen hinunterwerfen wirst.

GRAF ULRICH. Ach, das wäre wohl eigentlich schade. Meinst du nicht? Oder bist du des Daseins überdrüssig?

GRAF HEINZ. Ich weiß nicht, wenn einer mich ernst-

haft danach fragte, was ich für eine Antwort geben würde. Wirklich nicht.

GRAF ULRICH. Konnte dir nicht irgendein anderer unter deinen vielen Freunden, guter Heinz, den Gefallen tun?

GRAF HEINZ. Wie?

GRAF ULRICH. Dich ins Jenseits zu befördern? Oder macht es dir keiner gut genug?

GRAF HEINZ *versteht, lacht*. Ach so! — Na nu, lieber Vetter, Scherz beiseite! Es eilt nicht! Laß dich nicht stören in deiner Behaglichkeit!

GRAF ULRICH, *am Feuer*. Sag mal, hast du irgendeine Idee, wie lange es etwa bis dahin dauern kann? Ich meine, bis du mich dahin bringst, dir eben deinen bewußten letzten Willen zu tun und dich über die Felsen hinunterzuwerfen?

GRAF HEINZ. Mensch, ich sag' dir ja, daß es nicht eilt.

GRAF ULRICH. Nicht? Dann um so schlimmer für mich.

GRAF HEINZ, *nach längerem Stillschweigen*. Höre, wenn ich dir etwa lästig falle, so gehe ich.

GRAF ULRICH. Ja, guter Heinz, du fällst mir lästig.

GRAF HEINZ. Adieu.

GRAF ULRICH. Adieu. Behüt dich Gott!

GRAF HEINZ *will entrüstet fort, entfernt sich ein Stück und bleibt plötzlich stehen*. Eigentlich sollte man dich, lieber Ulrich, deinem Schicksal und deinen Exzentrizitäten, alias Torheiten, alias Dummheiten, ohne weiteres überlassen. Leider kommt einen manchmal Mitleid an.

GRAF ULRICH. Heinz, gib auf den Weg acht! Du kommst ins Stolpern.

GRAF HEINZ. Oh, du sollst mich nicht aus der Fassung bringen! — Wenigstens sollst du wissen, daß deine Frau nicht mehr im Schloß, sondern daß sie wiederum einfache Bauernmagd im Hause des alten Helmbrecht ist! — Hast du verstanden?

GRAF ULRICH. Komm, iß hier ein Stückchen Käserinde! — *Graf Heinz geht.* — Ich wollte dich nicht beleidigen, Heinz. Ich habe, weiß Gott, nichts anderes verstanden, als daß du einen Gusto auf Käserinde und Kognak hast.

GRAF HEINZ *stutzt, bricht in Gelächter aus und kommt zurück.* Nun, wenigstens habe ich doch einen Hauch deines alten Jugendhumors aus dieser Behauptung herausgespürt.

GRAF ULRICH. Der also nach Käse und Kognak duftet. — Da bist du ja wieder, liebes Kind! Ist es jetzt Zeit, dich hinunterzuwerfen?

GRAF HEINZ. Höre, auf Ehre, so wie du es treibst, so geht es nicht!

GRAF ULRICH. Höre, auf Ehre, so geht es weiter!

GRAF HEINZ. Dann sage ich dir, daß du deinen Wagen, das heißt deine Zukunft, heißt dein Haus, vom Wetterhahn bis zum Kellerloch hinab demolierst.

GRAF ULRICH, *der seine Tätigkeit nicht unterbrochen hat, nach längerem Schweigen plötzlich aufgerichtet.* Sage mir, Heinz, wie brät man die Meeramsel? Stopft man den Bauch mit Wacholderbeeren aus, oder schmort man sie mit den Eingeweiden?

GRAF HEINZ, *aufseufzend, verzweifelt.* Gott weiß es, für diesen Gesandtschaftsposten eigne ich mich nicht. Mein Vater mag jemand anders schicken. Gute Verrichtung, Herr Markgraf! Leb wohl!

GRAF ULRICH. Ach, also hat dich dein Vater geschickt, lieber Heinz. Was hat er für einen Grund gehabt? Er ist ja vor zwei, drei Tagen erst selbst bei mir gewesen. Ich habe ja deswegen sogar meinen Lagerplatz wechseln müssen. Meinetwegen setze dich also hin und sag mir, was es Neues gibt!

GRAF HEINZ. Du bist im Irrtum, wenn du meinst, daß ich mehr auf Wunsch meines Vaters als aus eigenem Antriebe gekommen bin. Ich bin über dein Verhalten

empört, und ich wollte dir das persönlich mitteilen.

GRAF ULRICH. Es wäre mir lieber gewesen, ihr hättet die einzelnen Klagepunkte gegen mich sine ira et studio, trocken und übersichtlich, in einer Denkschrift niedergelegt.

GRAF HEINZ. In Gottes Namen, so sperre gefälligst die Ohren auf! Deine Frau Griselda ist, was sie gewesen ist, eine schlechte Magd auf dem elenden Fronhöfchen ihres Vaters geworden.

GRAF ULRICH. Nun also, wenn meine Frau wieder Dienstmagd geworden ist, so ist, was eintreten mußte, wie ich voraussah, endlich geschehen: der Zornbraten ist ihr wieder gewachsen. Aber sie mag nicht glauben, daß ich auf die Art etwa kleinzukriegen bin! Sie sollte mich eigentlich besser kennen.

GRAF HEINZ. Du verkennst deine Frau total, guter Freund.

GRAF ULRICH. Das wiederhole doch bitte noch mal! — Vielleicht kannst du mir ihre Reize aufschließen.

GRAF HEINZ. Du denkst an Trotz und willst nicht verstehen, daß du eine dir bis zur Torheit in Liebe ergebene Frau mißhandelt und zur Verzweiflung getrieben hast.

GRAF ULRICH. Habe ich ihr das Haus verboten und etwa, wie zu meiner Hündin, gesagt: Marsch in die Hundehütte zurück?

GRAF HEINZ. Und doch ist ihr kein anderer Ausweg geblieben!

GRAF ULRICH. So? Gut! — Ich bin nur froh, daß auch mir noch schließlich der alte Ausweg übrigbleibt und daß meine alte Philosophie mir noch zu guter Letzt aus diesem unnützen Handel heraushelfen konnte. Ein Haar, dann war es für immer zu spät.

GRAF HEINZ. Was meinst du für einen unnützen Handel?

GRAF ULRICH. Antworte: wenn du auf einem Schiff

mit anderen Passagieren fährst — die Leute tanzen, freuen sich, der Kapitän trinkt Schnaps und stellt das Ruder, das Steuerruder meine ich, immer tiefer ins offene Meer hinein; du allein aber weißt, das Schiff ist leck — wirst du dann nicht bei der nächsten Gelegenheit es verlassen?

GRAF HEINZ. Ohne den anderen etwas zu sagen von dem Leck?

GRAF ULRICH. Sie glauben es nicht.

GRAF HEINZ. Also, wenn ich dich recht verstehe, hat das Schiff deiner Ehe ein Leck bekommen!?

GRAF ULRICH. Allerdings!

GRAF HEINZ. Inwiefern?

GRAF ULRICH. Sie bekam ein Kind.

GRAF HEINZ. Weiter!

GRAF ULRICH. Das ist genug, weiter braucht es nichts.

GRAF HEINZ, *lachend*. Du sagtest, das Schiff deiner Ehe habe ein Leck bekommen. Ein Kind ist kein Leck, ein Leck ist kein Kind.

GRAF ULRICH, *durch Heinzens Humor widerstrebend angesteckt, aber mit aller möglichen Bestimmtheit*. Ein Kind ist ein Leck im Schiff der Ehe.

GRAF HEINZ. Du hast die tollsten Ansichten, die noch je im Kopfe eines Mannes entstanden sind. Die allerkrausesten! Allerwildesten!

Er lacht herzlich.

GRAF ULRICH, *nur mühsam den Ernst bewahrend, mit Eigensinn*. Ich habe die allervortrefflichsten Ansichten! — *Die Spannung beider Männer löst sich in einem langen Gelächter*. — *Graf Ulrich, sich fassend*. Guter Vetter, pack deine sieben Sachen, du langweilst mich!

GRAF HEINZ. Wirf mich doch über den Abhang hinunter, da dir ja schließlich eine Gewalttat immer recht locker sitzt! Gutwillig aber geh' ich jetzt nicht! Bist du ganz sicher, wer der Vater des Kindes ist?

GRAF ULRICH. —? Sonst wäre Griselda nicht mehr am Leben!

GRAF HEINZ. Will also heißen, daß du, kein anderer, schuld an der Existenz des Kindes bist.

GRAF ULRICH. Gefehlt, mein Schlaukopf! In dieser plumpen Schlinge fängst du mich nicht.

GRAF HEINZ, *heiter, bestimmt, unbeirrt*. Du selbst hast das Leck in dein Schiff gestoßen!

GRAF ULRICH, *sich fassend*. Mensch, schweig! Ich drücke dir sonst die Hirnschale ein.

GRAF HEINZ. Was tut's? Eine Lüftung von Zeit zu Zeit kann, wie ich mehr und mehr zu glauben geneigt bin, den meisten unter uns Herren der Schöpfung nur nützlich sein. Nein, Ulrich, du bist total auf dem Holzwege. Du brauchtest dir bloß deinen Jungen anzusehen, so würden dir die berühmten Schuppen von beiden Augen herunterfallen, glaub mir das!

GRAF ULRICH. Ihr sollt mich damit in Frieden lassen! Ich mag die verwünschten Bälger nicht.

GRAF HEINZ. Das wirst du mir niemals einreden, Ulrich. Dazu habe ich dich zu viele dutzend- und schockmal sogar mit den unappetitlichen Bauernkindern deinen Spaß treiben sehn! Wenn ich dir sage, ich lüge nicht, der Junge kann beinahe schon — wahrhaftig in Gott! — „Papa“ zu mir sagen.

GRAF ULRICH *stutzt, zwingt sich zum Ernst*. Sage, du meinst wohl, ich bin dein Hanswurst?

GRAF HEINZ. Gott bewahre, du bist ein Fürst und hast höchstens allerdurchlauchtigste Eigenheiten. Übrigens, eh ich gehe, möchte ich dich doch noch gebeten haben, führe dir folgendes zu Gemüt: daß nämlich der junge Graf Hicks aus der Nachbarschaft einer gewissen Bauernmagd bereits stark um die Schürzenbänder herumnestelt.

GRAF ULRICH. Was tut der junge Graf Hicks aus der Nachbarschaft? — *Er bricht in ein ungeheures,*

befreiendes Gelächter aus: Schlaukopf, das binde du einem anderen auf!

GRAF HEINZ, *dringlicher, mit heftigem Überzeugungseifer.* Mann! Wenn du an ihrer Treue, an der Festigkeit ihrer Treue, an der festen Tugend dieses auserlesenen Geschöpfes so wenig zweifeln kannst, worauf willst du denn dann mit dem allen hinaus? Diesen Foltern und Martern für euch beide? Das verstehe, wer will! Wir begreifen dich nicht.

GRAF ULRICH. Ich habe auch niemals behauptet, guter Heinz, daß ich so flach wie mein Vetter und so platt wie mein Onkel bin. — *Graf Heinz verbeugt sich.* — Im Gegenteil, ich leugne es nicht, daß mein Begriff von der Liebe, der Liebe des Weibes zum Manne und umgekehrt des Mannes zum Weibe, ein höherer und auch tieferer als der eure ist. — *Sich verfärbend, langsam, mit leidenschaftlich bebender Stimme:* Ich habe Griselda so sehr und so ungeteilt geliebt! Sie hätte euch, meine ganze Vettern- und Basenschaft, wie Schwaben und Wanzen mit einem brennenden Strohwisch ausräuchern können. Ich hätte bravo dazu gesagt.

GRAF HEINZ, *achselzuckend.* Vom Wort zur Tat ist ein großer Schritt.

GRAF ULRICH. Bei halben Naturen! Nicht bei ganzen! Nein, mein Freund, so wie ich es eben verstehe, hab' ich geliebt, auf meine Art und auf meine Weise! Eine Art, eine Weise, die, ich gebe es zu, durch eine Reihe von nutzlosen, wüsten Jahren verborgen lag oder unbefriedigt blieb und die dann unerwartet in dieser reinsten und stärksten Frau ein Genüge fand — bei dem ich am Ende doch wieder betrogen wurde. Höre, ich werde dir jetzt etwas mitteilen. Es gibt ein Gefühl, und du glaubst damit im innersten Wesen der Dinge zu sein! Man könnte es eine Klarheit nennen, vor der im Bereiche der Dinge nichts undurchdrungen bleibt. Nun, durch ebendiese Klarheit bin ich — und

es war eine über alle Begriffe gehende Seligkeit! — bin ich im Anfang eins mit meinem Weibe Griselda gewesen. Von dieser Klarheit wußte nur ich, und so wußte auch ich nur, daß sie sich trübte: Gewölke, Dünste, Nebel, ich weiß nicht was, zogen auf! — Da kam die Frage: Wo ist mein Kind?

GRAF HEINZ. Du hattest es ihr doch weggenommen.

GRAF ULRICH. Als ich sie, Griselden, nach Wochen der Qual, nach Wochen der Angst und der Trennung wiedersah, da sagte sie nicht mehr mit dem ganzen Genügen und Vertrauen des Herzens: „Küsse mich!“ oder „Wie habe ich mich nach dir gesehnt!“... Das Herz meines Herzens hauchte mir nicht mehr ins Ohr: „Ich war tot, wie du tot warst, Herz meines Herzens, und nun bin ich wieder lebendig in dir!“ — sondern sie fragte: „Wo ist das Kind!“ Und also ist sie für mich ein anderes, fremdes Weib geworden! Da kehrte ich denn zu meiner alten, ewigen Mutter zurück, freiwillig einsam: und nur das Rauschen des Meeres, das Duften der Gräser, das Summen und das Rauschen der Bienen und Bäume soll es sein, was diese Einsamkeit etwa weitet, erfüllt oder aufhebt.

GRAF HEINZ. Herr Gott, ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß du wirklich ein so stammbuchmäßiger Empfindler bist.

GRAF ULRICH. Ich hätte es ebensowenig gedacht. Und am allerwenigsten hätt' ich gedacht, daß ich jemals zu dir so reden würde. — Ah! Du hast dir Verstärkung mitgebracht. — *Die Baronin im Jagdhabit erscheint auf einem Fußsteige, der sie heraufgeführt hat.*

DIE BARONIN. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich weder eine Beauftragte noch etwa ein Friedensengel mit der Palme bin. In dieser Beziehung seid Ihr sicher vor mir, Erlaucht. Ich bin nicht für Frieden. Ich bin für offenen Kampf zwischen Mann und Weib! Ich bin für offene Feindseligkeiten!

GRAF ULRICH. Dann kommt heran und eßt eine rohe Zwiebel mit mir!

DIE BARONIN. Ihr kriegt es auch ohne Zwiebel zuwege, daß Weibsleuten, die mit Euch in Berührung geraten, die Augen nicht trocken bleiben, Erlaucht. Das ist unsere Schwäche, ich gebe es zu, warum sind wir so töricht! Immerhin bleibe ich doch dabei, daß ein gesunder Krieg mir lieber ist als ein fauler Friede.

GRAF ULRICH. So sei euch denn beiden hiermit in aller Form aufs neue der Krieg erklärt.

DIE BARONIN. Am liebsten, Ihr nehmt mich für neutral, Ihr seht mich als Schlachtenbummler an und benutzt mich gelegentlich etwa für den Aufklärungsdienst. Euere Frau hat sich auf ihrem väterlichen Gütchen verschanzt, und wenn Ihr nicht den Sturm lauf von einst wiederholen wollt, so bleibt ihre Stellung uneinnehmbar.

GRAF ULRICH. Ich? Wiederholen? Den Sturm lauf von einst?

GRAF HEINZ. So viel ist gewiß: sie hat den guten Papa, der freiwilligerweise den Parlamentär machte, mit Grazie an die Luft gesetzt.

GRAF ULRICH. Hat sie das immer noch nicht verlernt?

GRAF HEINZ. O nein, im Gegenteil! Sie hat unter deiner eigenartigen Leitung in bezug auf Trotz, Wut, Härte und Bitterkeit die glänzendsten Fortschritte zu verzeichnen.

DIE BARONIN. Sie ist so frisch und wacker wie je und befördert lustig Hinz und Kunz mit bloßen Armen vor das Hoftor hinaus. Es müßte denn gerade der Rechte kommen...

GRAF ULRICH. Hoffentlich denkt Ihr dabei nicht an mich! Nun, Baronin, ich danke Euch für die Aufklärung, und wenn Euch das Botenlaufen nicht ennuyiert, so richtet dem Gegenteil diese Botschaft aus... Hier

ist eine alte Bohnenstange, und hier oben, hier binde ich meinen Fahnenwimpel, das heißt einen alten Jagdstumpf dran. Wenn eine gewisse Bauernmagd, die Griselda heißt, eingesehen haben wird, daß sie mich verletzt, im Allerheiligsten gekränkt und beleidigt hat, und, möglichst aber auf bloßen Knien, über den Berg zu mir heraufrutschen will, so mag sie vor dieser Standarte Abbitte leisten, und dann wollen wir sehen, was weiter wird.

GRAF HEINZ. Mein Junge, da kannst du lange warten. Dann richte dir nur für die nächsten dreißig bis vierzig Jahre eine regensichere Hütte ein! Sie geht nicht einmal unter irgendeiner Bedingung ins Schloß zurück.

GRAF ULRICH. Du sagst, sie will nicht ins Schloß zurückgehn?

DIE BARONIN. Unter einer Bedingung will sie es tun.

GRAF ULRICH. Unter welcher?

DIE BARONIN. Als hörige Bauernmagd und nur, um wieder die Treppen zu waschen.

GRAF ULRICH. Oh, ich finde, das ist eine hübsche Idee von ihr. Sie denkt damit ihrem eisernen Eigensinn und, nicht zu vergessen, einem niedrigen Rachebedürfnis genug zu thun! Nun, mag sie kommen, es rührt mich nicht! Mag sie im Schlosse die Treppen waschen! Mag sie erkennen, daß der Knorren dem Knuppen gewachsen ist und daß Bauernstolz, ihr Bauerntrotz und ihr wieder ausgebrochener sträflicher Eigensinn gegen den Willen eines Mannes gehalten das Flattern eines hilflosen Seevogels gegen ein felsiges Vorgebirge ist. Mag sie sich dann dran zu Tode rackern! — *Er stöckert das Feuer auseinander.* So, und nun heißt es, suche dir einen anderen Feuerplatz! Denn dieser ist wieder von Kannibalen entdeckt, für immer seines Friedens beraubt und entheiligt worden. — *Er greift seine Armbrust und macht sich fertig, davonzugehen.* — Wer Ruhe am gierigsten suchen muß, der hat auch den Lärm am tiefsten

empfunden. Doch freilich, davon versteht ihr nichts..
Ihr wollt immer weniger, als Gott geben will! Ich will
immer mehr! Ihr werft euch fort für sechs Pfennig, um
mit euren sechs Pfennigen nachher zu prahlen: ich ver-
kaufe mich teuer oder behalte mich.

DIE BARONIN. Ich glaube, Erlaucht halten die
Fischpredigt wie weiland der heilige Antonius.

ELFTE SZENE

Das Treppenhaus im markgräflichen Schlosse. Im Mittelgrund die Treppe. Links das Eingangsportal, rechts Glasportal in den Park. Es ist morgens vor sechs Uhr. Der alte Graf Eberhard kommt durch das Hauptportal. Der Kastellan tritt ihm entgegen.

GRAF EBERHARD. Ich muß den Propst sprechen, Kastellan.

DER KASTELLAN. Der Herr Propst haben gestern eine lange Unterredung bis tief in die Nacht mit dem Herrn Markgrafen gehabt. Vielleicht mögen deshalb noch der Herr Propst zu Bette liegen.

GRAF EBERHARD. Ist der Markgraf endlich zurückgekehrt?

DER KASTELLAN. Gestern um Mitternacht oder heute um Mitternacht, wie man ebensogut sagen kann, sind der gnädige Herr eingetroffen. Um Mitternacht ging die Hausschelle. Ich sah durchs Guckloch, bevor ich aufmachte. Es tut mir leid: ich hatte den gnädigen Herrn Markgrafen nicht sogleich erkannt.

GRAF EBERHARD. Jedenfalls ist der Graf im Hause. Das gereicht mir einigermaßen zur Beruhigung.

DER KASTELLAN. Kaum waren Seine Erlaucht im Schloß, so mußten fünf oder sechs Botenreiter aufsitzen. Und nachdem die Besprechung mit Hochwürden, unserm Herrn Propst, vorüber war, wurden alle fünf oder sechs abgefertigt und jagten davon, nach allen vier Windrichtungen, in die Gott sei Dank mondhelle Nacht hinaus.

GRAF EBERHARD. Einer von diesen Schlingeln ist auch bei mir gewesen und hat mich, Gott weiß zu welchem Zweck, aus dem Schläfe geweckt. Denn ich kann mir nicht denken, daß seine Botschaft nicht ebensogut am Morgen zurechtgekommen sein sollte.

Der Propst erscheint.

DER SCHLOSSPROPST. Da seid Ihr, Herr Graf!

GRAF EBERHARD *läßt den Kastellan stehen, der sich in seine Loge zurückzieht.* Ja, da bin ich. Sagt mir nun, bitte, warum ich durchaus habe so früh aufstehen müssen!

DER SCHLOSSPROPST. Der Graf ist ins Schloß zurückgekehrt.

GRAF EBERHARD. Das hat mir soeben der Kastellan anvertraut. Nun, der kleine Ulricus Franziscus Heliodor wird daheim, unter der Oberleitung meiner Frau, wahrscheinlich soeben mit seinem ganzen Hofstaat aufgepackt und in Kutschen geladen. Aber warum konnte dies alles, wenn es wirklich sein muß, nicht am hellen Mittag geschehen?

DER SCHLOSSPROPST. Der Markgraf kam heut nacht in einem arg zermürbten Seelenzustand nach Hause zurück und gab nacheinander eine Reihe von übereilten Befehlen, unter denen vielleicht der letzte, der Euch herbeigeführt hat und den kleinen Erben herführen soll, der am meisten segensreiche ist. — Im ersten Eifer nämlich hat er seiner Gattin den strikten Befehl überbringen lassen, unverzüglich hier zu erscheinen, eine Order, gespickt mit Drohungen, die er zu meinem Entsetzen den Fronvogt überreichen ließ.

GRAF EBERHARD. Wenn das geschehen ist, so wird sie wenigstens kommen, Herr Schloßpropst!

DER SCHLOSSPROPST. Ich wollte ihn anfangs davon abbringen. Zum Glück jedoch kam mir zur rechten Zeit die Erinnerung an das, was Ihr bei dem Versuche, die Gräfin zu ihrer Pflicht zurückzuführen, erfahren habt. Und jetzt sehe ich es durchaus bereits als eine Fügung des Himmels an, daß der Graf durch sein wildes und blindes Handeln grade jene eine Bedingung getroffen hat, unter der allein, wie Ihr sagtet, die Gräfin das Haus ihres Gatten wieder betreten will. Denn nun, so schwierig eine Versöhnung noch immer ist, scheint wenigstens eine Hoffnung vorhanden.

GRAF EBERHARD. Ihr werdet Euch die Versöhnung, so hoff' ich, nicht zu leicht vorstellen, Herr Propst.

DER SCHLOSSPROPST. Nein. Einesteils erscheint mir, nach dem, was geschehen ist, und nach dem, was ich diese Nacht noch mit dem Grafen erlebt habe, der friedliche Ausgleich fast ein Ding der Unmöglichkeit, anderntheils aber bin ich durch den überraschenden Umstand einigermaßen beherzter gemacht, daß ich, gegen einen nicht sehr erheblichen Widerstand, die Rückkunft des Kindes durchsetzen konnte.

GRAF EBERHARD. Ich bin doch erstaunt, daß mein Neffe diese letzte Maßregel gegen Griselden wirklich ergriffen und nicht unter seiner Würde gehalten hat! *Graf Ulrich, in arg verstörtem Zustand, durch das Gartenportal.*

DER SCHLOSSPROPST. Er weiß nicht mehr, was er tut, Herr Graf!

GRAF ULRICH. Wenn ihr Geheimnisse habt, ich störe euch nicht.

GRAF EBERHARD. Gott bewahre uns, lieber Neffe Ulrich: du hast befohlen, ich bin zur Stelle!

GRAF ULRICH. Oh, ich würde mich dreimal bitten lassen und am Ende schließlich doch zu einem Manne nicht gehen, dem seine Frau entlaufen ist.

GRAF EBERHARD, *krampfhaft lustig*. Ist dir denn deine Frau entlaufen?

GRAF ULRICH. Wie eine Mietsmagd hat sie sich, mit dem Mietsgroschen in der Hand, davongemacht. — Laßt! Es gibt dabei nichts zu beschönigen! Es ist ein Ding, das einem nicht so viel Ehre macht wie der Ritterschlag.

GRAF EBERHARD. Mein lieber Junge, darf man dir eine untertänigste Wahrheit sagen?

GRAF ULRICH. Habe ich je an der Lüge Gefallen gehabt?

GRAF EBERHARD. Ich meine, du darfst dich darüber nicht wundern.

GRAF ULRICH. Ja, ja, ja, ja, ich weiß es, ich bin ein Wüterich! Ich bin Herodes! Ich habe mir meine Sporen verdient beim bethlehemitischen Kindermord! Ihr seid die Narren! Ihr seid die Blinden! Ihr seid unsinnig, nicht ich! — Nun meinethalben, macht mich zum Teufel, zum Gottseibeius, zum Popanz, zum Menschenfresser, zum Kinderschreck! Laßt Bilder von mir anfertigen mit glühenden Augen, schäumenden Hauern und Haifischzähnen! Vergeßt auch die Tigerpranken nicht! — Was kann ich schließlich dawider tun?! Ich werde mir eine ganze Galerie davon an die Wände meiner Jagdhütte anheften und werde darüber lachen, lachen aus Herzensgrund.

GRAF EBERHARD. Lieber Ulrich, ich habe mehr als einmal nach außenhin die Ansicht vertreten, daß du keineswegs der wilde Mann, für den du dich ausgibst, bist. Immerhin nahmst du der Mutter ihr Kind! — und hast sie noch überdies, nur auf ein harmloses Wort hin, sich selbst überlassen.

GRAF ULRICH. Ein harmloses Wort!? Wie? Was? Was geht mich ein muttertolles Weibsbild an?! Wißt ihr, was ich seit Wochen geschluckt habe? Ich habe in zitternder Angst um ihr Leben mich selbst, meine lächerlich belohnte närrische Glut und Leidenschaft wie einen Hund mit Steinen und Knütteln ins Hundeloch, in die Hundehütte gejagt. Ich habe mich übermenschlich niedergehalten, um nur ja aus der Kammer diesen Götzen, dieses Idol, diese blonde Qual wieder in unverehrter Kraft und Frische hervorgehen zu sehen. — Und nun trat sie hervor... ich darf nicht dran denken.

DER SCHLOSSPROPST. Sie hat Euch doch aber, soviel ich erfahren habe, nur mit aller Sanftmut nach dem Verbleiben ihres Kindchens gefragt.

GRAF ULRICH. Ich aber habe nach ihr, nach ihr

und sonst weder nach Gott und Menschen gefragt! — Doch was rede ich da zu Pfählen und Bratspießen!

GRAF EBERHARD. Es freut mich, daß du doch unversehens wieder einmal auf den kunstlosen Feldweg deines früher oft so frischen rustikalen Humors getreten bist.

GRAF ULRICH. Ich bin in einen Abgrund getreten!

GRAF EBERHARD. Ulrich, wenn Männer und Frauen in Zwist geraten, so wird man mit seinem Urteil behutsam sein. Fest steht, daß der Gegenstand deiner Ungnade nicht unedel ist! Ich habe im Gegenteil immer mehr und mehr und noch jüngst am meisten den weisen und echten Sinn deiner Wahl — trotz einiger blauer Flecke und Schrammen — verstehen gelernt.

GRAF ULRICH. Meint Ihr, sie solle mich täglich durchprügeln? — Wäre noch ein Funken des ungetrübten lautereren Lebensquells in ihr, aus dem ich so tiefe Züge getrunken habe, so hätte sie mich gesucht, gesucht... und so hätten wir uns dann wiedergefunden! — Doch blieb sie tot und erwachte nicht! — Genug! Diese unzweideutige Kränkung hat Gott sei Dank jeden letzten Rest meiner Schwäche ausgebrannt und ausgetilgt! — Ich bin befreit! Der Rest ist Sache meiner Notare und meines Gesandten zum Bischof von Rom.

GRAF EBERHARD. Du wirst, bevor du das Äußerste unternimmst, noch mit vielen klugen Männern Rat halten.

GRAF ULRICH. Erst wird sie kommen und wird mir den Fuß küssen! Dann mag sie in Gottes Namen bis an ihr seliges Ende weiter Ziegen hüten und Kühe melken nach Herzenslust.

DER SCHLOSSPROPST. Ihr werdet schwerlich so hart verfahren! Sie hat Euch den Erben Eures Namens, Eurer Güter zur Welt gebracht. Und ich weiß genau: Ihr liebt Euer Weib!

GRAF ULRICH. Ach! Ihr seid ja ein Tausendsassa, guter Propst! — Gebt ihr das Kind! Ich will sie nicht

sehen! Mag sie sich mit dem Kinde wenden, wohin sie will.

GRAF EBERHARD. Mann und Herr, besinne dich doch! Verleugne doch den Zweck und Wert deines Daseins, die Kraft deiner Ahnen nicht! Du bist doch kein Bäcker oder Schuhmacher und lebst doch nicht von der Hand in den Mund, ohne Zukunft und ohne Vergangenheit, selbstisch, wichtigtuerisch für den Tag, in den Tag hinein. Sieh dir doch mal deinen Jungen an! Beinahe kann er ja schon „Papa“ zu mir sagen!

GRAF ULRICH, *mit verdächtiger Heftigkeit*. Bleibt mir vom Leibe!

Er eilt schnell die Treppe hinauf ins Innere des Hauses ab. Graf Eberhard und der Propst blicken einander vielsagend an.

GRAF EBERHARD. „Erst wird sie kommen und mir den Fuß küssen?!“ Ich fürchte, wir werden das nicht erleben, Propst! — Er ist noch sehr weit entfernt davon, sich einigermaßen vorzustellen, was unter seiner eigenartigen Leitung schließlich wieder aus seinem Weibe geworden ist.

Sechs Wäscherinnen, Bauernfrauen und Bauernmädchen, mit bunten Kopftüchern, jede einen Eimer, Bürste und Hader tragend, kommen schwatzend aus dem Garten, beleben die Halle und beginnen an verschiedenen Stellen zu scheuern. Die erste Wäscherin kniet auf den Fliesen der Halle, die zweite auf der Treppe. Die übrigen beraten sich kurz über die Verteilung der Arbeit.

ERSTE WÄSCHERIN, *zu der, die bereits auf der Treppe kniet und arbeitet*. Pack du dich rauf in den oberen Flur! Du kannst wohl abwarten, bis man dir deine Arbeit zuteilen tut.

ZWEITE WÄSCHERIN; *es ist Griselda, unkenntlich unter dem Kopftuch und ebendie Magd, die auf der Treppe kniet*. Verwünschte Krähe, willst du wohl deiner Wege gehn? Was? Willst du mich wohl in Frieden lassen! Da! *Sie schlägt ihr den Scheuerlappen um*

den Kopf. An deine Arbeit! Und wenn du noch aufmuckst, bekommst du den Holzeimer an den Kopf.

DER KASTELLAN, *zu Griselda.* Halt's Maul, Weib, du bist hier im Schloß und in keinem Pferdestall!

GRAF EBERHARD. Kastellan!

DER KASTELLAN. Herr Graf!

GRAF EBERHARD. Wir wollen allein sein. Zieht Euch in Euer Torwärterhäuschen zurück!

DER KASTELLAN. Zu dienen, Herr Graf.

Er geht durch das Hauptportal ab.

GRAF EBERHARD. Was sagt Ihr zu dieser Stimme, Herr Schloßpropst, wenn man fragen darf?

DER SCHLOSSPROPST. Zu welcher?

GRAF EBERHARD. Habt Ihr nicht eben die Magd auf der Treppe reden gehört?

DER SCHLOSSPROPST. Leider ja, ich hörte sie reden.

GRAF EBERHARD. Nehmt bis auf weiteres an, daß die Magd, die dort auf der Treppe kniet, Griselda ist.

DER SCHLOSSPROPST. Ich würde die Gräfin Griselda auf den ersten Blick, und zwar unter jeder Vermummung, wieder erkennen.

GRAF EBERHARD, *ist zu Griselda getreten.* Du baumstarkes Mädchen, wie heißt du denn?

GRISELDA, *barsch, ohne aufzublicken.* Griselda ist noch immer mein Name.

GRAF EBERHARD, *mit halber Wendung zum Propst.* Den gleichen Namen hat ja die gnädige Herrin dieses Hauses geführt.

GRISELDA. Oh, es leben viele mit diesem Namen.

GRAF EBERHARD, *auch für Griselden hörbar.* Wollt Ihr den Klang dieser unvergeßlichen Stimme nun noch weiter verkennen, Herr Propst?

DER SCHLOSSPROPST, *kaum seiner mächtig.* Nein — doch ist es mir, als wankten die Stufen unter mir und die Mauern der Halle um mich! — *Er tritt mit Entschluß zu Griselda:* Gnädigste Gräfin, verweigert mir den

Gehorsam in dieser Minute nicht! Erhebt Euch und geht in Eure Gemächer! Es ist alles zu Eurem Empfange bereitgemacht.

GRISELDA. Was wollt Ihr? Ich habe meine Arbeit. Stört mich nicht!

DER SCHLOSSPROPST. Gräfin Griselda, es ist an Euch, es ist Weibespflcht, versöhnlich zu sein. Ihr dürft Euer Herz nicht so verhärten. Wißt Ihr nicht, daß die Hand, die schlägt, vor Gott die am meisten geschlagene ist? Seit Mitternacht heut ist Graf Ulrich, Euer Gatte, wieder im Schlosse, und wer ihn genau betrachtet, der könnte vielleicht der Meinung sein, daß er nicht durchaus als ein Triumphator wiedergekommen ist. Geht ihm auf halbem Wege entgegen! — Gräfin, Ihr schweigt?

GRISELDA, *hart*. Ich verstehe Euch nicht.

DER SCHLOSSPROPST. Es ist nicht recht, daß Ihr Euch in diesen schweren Minuten meiner besseren Einsicht entgegenstellt. Irgendwie müßt ihr beide gefehlt haben, und irgendwie muß euch beiden die volle Einsicht kommen davon. Seid versichert, ich habe die feste Gewißheit gewonnen, daß das Herz Eures Gatten Euch noch immer...

GRAF EBERHARD. Aber willst du nicht etwas weniger eifrig sein, gute Magd, im Treppenwaschen? Du erwiesest den Worten des würdigen Propstes doch eine Art von Achtung damit!

GRISELDA. Ich kann in jeder anderen Arbeit eher als in dieser nachlässig sein.

GRAF EBERHARD. So!? Was bezweckst du denn aber damit? Nämlich daß du hier auf den Knien liegst, um mit wahrer Wut die Treppen zu waschen, während weit mehr auf dem Spiele steht?

GRISELDA. Warum ich so eifrig wasche? Wartet ein wenig, ich sage es Euch: ich versuche meine Schmach und zugleich die Schmach dieses Hauses von den Stufen herunterzuwaschen.

GRAF EBERHARD. Ich sehe nur eine Schmach, nämlich diese: daß Ihr hier wie eine schlechte Magd auf der Treppe liegt.

GRISELDA. Das aber ist für mich keine Schmach, denn ich wasche, wasche, wasche die Berührungen meiner Füße... ich wasche sie von den Stufen herunter. Und wenn ich blind werde und meine Hände verliere, so werde ich ohne Augen und ohne Hände weiter im Geiste ebendieselben Stufen waschen bis an meinen Tod.

GRAF EBERHARD. Aber inwiefern spricht Ihr von einer doppelten Schmach?

GRISELDA. Diese Stufen sind geschändet durch mich! Ich bin durch diese Stufen geschändet! Ich hätte Euern gnädigen Herrn erwürgen sollen, statt mit ihm zu gehen.

DER SCHLOSSPROPST. Auch Ihr, Frau Gräfin Griselda, habt, wie ich sehr wohl erkenne, einen Dämon niederzuzwingen in Euch!

GRISELDA. Da hofft nur nicht, daß irgend etwas in mir jetzt noch niederzuzwingen ist!

DER SCHLOSSPROPST. Gut, so laß mich für alles andere sorgen und begeben Euch in Eure Gemächer hinein!

GRISELDA. Wollt Ihr dem Grafen Ulrich eine Dienstmagd verkuppeln, Herr Propst?

DER SCHLOSSPROPST. Er soll seine Gattin wieder erhalten!

GRISELDA. Soll die Treppe, ihr gnädigen Herren, die ich eben mit saurer Mühe wasche, wieder unrein werden im Augenblick?

DER SCHLOSSPROPST. Wir bitten Euch innigst, gnädigste Gräfin, jetzt nicht zum Schaden des ganzen Hauses hart, störrisch und unversöhnlich zu sein.

GRISELDA. Wenn ich — Gott wolle das verhüten! —, wenn ich ihm jemals wieder Auge in Auge entgegen-

trete, dem gnädigen Herrn: was, meint Ihr wohl, wird meine erste Frage sein? — Räuber! Räuber! Wo ist mein Kind? — Er hat mich in meinem Kinde zertreten.

Die alte Gräfin Eberhard tritt durch das Portal.

GRÄFIN EBERHARD. Was heißt das? Welche Exzentritäten! Man läßt uns kaum Zeit, den Schlaf aus den Augen zu wischen, man weckt uns eine Stunde nach Mitternacht, und für den Empfang ist nichts vorbereitet. Kastellan! He, Kastellan! — Ah! da bist du ja wenigstens, lieber Eberhard! Was gibt's? Warum holt man uns mitten in der Nacht aus den Federn heraus?

GRAF EBERHARD. Liebe, danach wirst du den Propst fragen. Ich habe, Gott sei Dank, meine Hand diesmal nicht im Spiel.

GRÄFIN EBERHARD. Wo habt ihr denn hier die Dienerschaft?

Der Haushofmeister erscheint.

HAUSHOFMEISTER. Ich habe die Dienerschaft vorläufig auf den Rat des Herrn Propstes zurückgezogen.

GRÄFIN EBERHARD. Dann komme gefälligst einer von euch und helfe der Amme mit dem Kinde aus dem Wagen heraus. — *Die Amme kommt mit dem Prinzen Ulricus Franziscus Heliodor im Steckkissen.* — Du Ausbund von einer Amme, hatt' ich dir nicht befohlen, bis Leute kommen, im Wagen zu bleiben? Sie hat sich nämlich im Dunkeln bei diesem Holterdiepolter-Aufbruch den Fuß verstaucht. Geh und stütze sie, Eberhard! Faßt sie gefälligst am Arme, Haushofmeister! — Aus welchem Grunde, mein lieber Propst, mußte denn dieses prinzliche Blut durchaus vor Tagesanbruch hier einziehen? Sagt mir, warum es so eilig war und ist!

DER SCHLOSSPROPST. Das Temperament Eures Nefen zwingt uns allen das ihm eigene Zeitmaß auf.

GRÄFIN EBERHARD. Seine Tollheit veranlaßt uns alle zu Tollheiten! Hier habt ihr einen im Steckkissen, der

unter uns allen bei weitem der vernünftigste ist: das heißt, er schläft wie ein Stein so friedlich.

GRAF EBERHARD. Wahrhaftig, er schläft in dieser Morgengewitterschwüle ahnungslos, wie ein Murmeltier.

GRÄFIN EBERHARD. Nun, Amme, vorwärts, mit deinem verstauchten Fuße die Treppe hinauf! — Was, willst du mir etwa zusammenpurzeln?

HAUSHOFMEISTER. Die Zimmer im ersten Stock nach dem Wasser hinaus sind zurechtgemacht.

GRÄFIN EBERHARD. Hoffentlich nicht über der Mangelkammer! — Halte sie! Amme, was fällt dir ein?

DIE AMME, *die etwa vier Stufen genommen hat, muß sich anlehnen und kommt nicht weiter.* Nur einen ganz kleinen Augenblick. Es ist nichts. Es war nur ein Stechen im linken Fuß.

GRÄFIN EBERHARD. Stich wieder, Amme! Vorwärts, hinauf!

HAUSHOFMEISTER. Setzt Euch nieder, haltet das Kind!

GRÄFIN EBERHARD. Wie denn? Sie rutscht mir wahrhaftig die drei, vier Stufen wieder zurück. Das Frauenzimmer kann keine Treppen mehr steigen.

DER SCHLOSSPROPST, *Kreuzeszeichen.* Segne Gott deinen Eingang, fürstliches Kind!

GRÄFIN EBERHARD. Und Sorge für kräftige Arme und Beine, solange du selbst noch nicht laufen kannst! — Magd! Komm her, verstehst du? Gib, Amme! Sie mag dir das Kind hinauftragen.

Griselda, im Kopftuch, richtet sich auf und kommt steif, ein wenig wankend, die Treppen herunter. Man legt ihr das Kind in die Arme. Sie blickt darauf nieder wie erstarrt.

HAUSHOFMEISTER. Aber vergiß nicht, daß du den Erbherrn und keinen Holzeimer in den Händen hast, und steige mit Vorsicht die Treppen hinauf!

Griselda steigt zwei Stufen, sinkt eine davon zurück. Sie nimmt vier weitere Stufen, bleibt stehen und muß sich

anlehnen. Sie nimmt gewaltsam abermals drei Stufen, steht einen Augenblick bebend, gerade emporgerichtet, und bricht mit einem röchelnden Laut in die Knie.

GRÄFIN EBERHARD. Was, können die Weibsbilder nicht mehr ein Zweimonatskind über eine bequeme Treppe hinauftragen? Ist denn dies Frauenzimmer verrückt? — Um Gottes willen, haltet das Kind!

Die alte Gräfin ist herzugeeilt und hat Griselden das Kind abgenommen: diese bricht nun mit einem lauten Schrei zusammen. Fast im gleichen Augenblick erscheint oben auf der Treppe Graf Ulrich.

GRAF ULRICH. Griselda! Griselda! Hier bin ich, Griselda, riefst du mich?

Er kommt heruntergeeilt und nimmt Griselden in seine Arme. Gatte und Gattin finden sich in einem langen, inbrünstigen Kuß. Amme und Gräfin Eberhard tragen das Kind vollends die Treppe hinauf und verschwinden mit ihm. Die Gatten scheinen alles um sich her vergessen zu haben. Das veranlaßt auch den Grafen Eberhard und den Propst, die beide Zeichen tiefer Rührung an den Tag legen, sich zurückzuziehen. Graf Ulrich und Griselda bleiben allein. Unter immer erneuten Zeichen leidenschaftlicher Liebe führt Ulrich die Gattin, die ihren Arm um seinen Hals gelegt hat, die Stufen herab. Graf Ulrich, atemlos: Wir werden Franziscus Heliodor die Herrschaft Stein am See verschreiben. . .

GRISELDA. Küsse mich!

GRAF ULRICH. Wir schenken den Eltern das Vorwerk Schönbuche. . .

GRISELDA. Küsse mich!

GRAF ULRICH. Warum hab' ich dir alles dies angetan? — Ich weiß es nicht!

GRISELDA. Geh nie mehr von mir fort, Geliebter!

GRAF ULRICH. Wende doch nicht deinen schönen

Hals so angstvoll nach unserem Kinde zurück! Ich liebe, ich liebe, ich liebe mein Kind! — Blick anders! Blicke nicht mehr, wie ein armes beraubtes Tier auf der Weide blickt! — Denn jetzt... jetzt ist es mir so, als wär' ich erwacht! Und als wär' ich dorthin entronnen, wo du bist! Und als wär' ich dort eingelassen, wo du bist! Niemand wird dir dein Kind mehr antasten!

GRISELDA. Ulrich, nun seh' ich auf einmal klar, warum du mich damals verlassen hast.

GRAF ULRICH. Ich fasse es nicht! Ich begreife es nicht! Wer hat seinen Fluch auf mich gelegt, daß ich dich, Griselda, die ich doch mit einer sündhaften Liebe liebe, mit aller erdenklichen Bosheit des Herzens martern muß? — Verwünsche mich! Treibe mich wie ein tolles, geächtetes Tier in die Welt hinaus!

GRISELDA. Meinst du, daß ich dich niemals zugleich geliebt und gemartert hätte?

GRAF ULRICH. Nein! — Griselda, ich habe den Ruf deines Herzens gehört! Hätte ich diesen Schrei deines Herzens früher gehört! Wer bin ich, daß ich mich gegen diesen gebieterischen Ruf, der uns machtlos erbeben läßt, dich so wie mich, Griselda, auflehne!? — Sage mir, wie ich büßen muß?

GRISELDA. Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!

ZWÖLFTE SZENE

Wiederum die Treppenhalle. Sie ist reich mit Blumen ausgeschmückt. Durch eine geöffnete Rundpforte auf dem Treppenabsatz blickt man in die Schloßkapelle. Der Haushofmeister und einige Diener geben der dreizehnten Treppenstufe durch Purpur und Goldbrokat einen auserlesenen Schmuck. Der Propst im Ornat, Graf und Gräfin Eberhard in Feierkleidung kommen aus der Kapelle.

DER SCHLOSSPROPST. Wer wird den kleinen Ulricus Franziscus Heliodor eigentlich über die Taufe halten?

GRAF EBERHARD. Ihr stellt sonderbare Fragen, Herr Propst. Glaubt Ihr, mein Neffe wird es sich nehmen lassen?

GRÄFIN EBERHARD. Wer sagte mir doch, daß es der Markgraf selber sich ausdrücklich vorbehalten hat? Heilige Mutter Anna, ich glaube, er hat es mir selber gesagt. Früher, wißt Ihr ja, hab' ich mich kaum zwei Worte mit ihm zu reden getrauen dürfen, so daß mir der neue Zustand noch immer förmlich unfaßlich ist.

GRAF EBERHARD. Habt Ihr nun auch die richtige Stufe abgezählt?

DER HAUSHOFMEISTER. Jawohl! Es war die dreizehnte Stufe.

GRAF EBERHARD *zählt nach*. Eins, zwei, drei, fünf, sieben, acht, neun... Jawohl. Sie ist's.

DER SCHLOSSPROPST. Glaubt mir, sooft ich die Treppen gehe, vermeide ich immer noch, obgleich es mir schwer wird, zwei Stufen mit einem Schritt zu nehmen, diese geheiligte Stufe zu betreten, auf der die Gräfin Griselda mit dem Kinde im Arme zusammengebrochen ist.

GRAF EBERHARD. Es ging mir das eine Mal beinahe wirklich ebenso, lieber Propst, ich wäre beinahe darüber gestolpert.

GRÄFIN EBERHARD. Was haltet Ihr von der Zahl Dreizehn, Propst?

DER SCHLOSSPROPST. Genau das, was ich von dieser dreizehnten Stufe halte. Sie war eine Unglücksstufe und zugleich eine Stufe unendlichen Glücks. Hier sank die gemarterte Gräfin nieder, und hier läuterte Gott für immer dem Fürsten sein allzu verstocktes Herz.

GRÄFIN EBERHARD. Versteckt oder offen, lieber Propst: es ist immer ein harter Kampf zwischen Mann und Weib! Oder meint Ihr nicht?

DER SCHLOSSPROPST. Ich weiß das sehr gut aus der Ohrenbeichte. Wir unterstützen meistens das Weib.

GRÄFIN EBERHARD, *launig*. Solltet Ihr nicht auch manchmal den Mann unterstützen?

DER SCHLOSSPROPST, *launig*. Auch wenn wir das tun, helfen wir immer den Frauen zu ihrem natürlichen Recht.

GRÄFIN EBERHARD *lacht*. Freilich, solange Ihr jung seid, Propst.

Alle drei und auch der Haushofmeister lachen herzlich.

DER SCHLOSSPROPST. Gott hat Großes an diesen Menschen getan.

GRÄFIN EBERHARD. Habt Ihr dies alles eigentlich gar so schwer genommen?

GRAF EBERHARD. Es hat doch Augenblicke gegeben, Kind, wo auch mir, einem durchgesottenen Ehemann, beinahe jeder Hoffnungsfunke erloschen schien.

GRÄFIN EBERHARD. Nach den Flitterwochen die Zitterwochen! Ich rechne dies alles bei Licht betrachtet noch in die Kindeswehen der Ehe hinein. Nun aber, wo sich der Kampf und der Sieg gewissermaßen entschieden hat, blicke ich ruhig in die Zukunft.

DER SCHLOSSPROPST. Ein edles, bewunderungswürdiges Weib. In einem gewissen Betrachte jenen nicht unähnlich, die später die Kirche zu Heiligen machte, mit einer Stärke der Seele und Willenskraft ohnegleichen

begabt, gleich groß im Dulden wie im Handeln.

GRÄFIN EBERHARD. Und, Propst, nicht ohne Gerissenheit.

GRAF EBERHARD. Instinkt, Instinkt!

GRÄFIN EBERHARD. Oder Bauernschläue.

DER SCHLOSSPROPST. Ich vergöttere sie! Ich verehere sie hoch!

GRÄFIN EBERHARD. Jedenfalls hat sie meinen Mann wie einen lästigen Enterich vor das Hoftor gesetzt und ihren Herrn Ulrich platt auf die Erde. *Vater und Mutter Helmbrecht, sonntäglich gekleidet, kommen durchs Portal.*

VATER HELMBRECHT. Wir wollten einen schönen guten Morgen hiermit geboten haben.

DER HAUSHOFMEISTER. Du hast dich verlaufen, Bäuerchen.

GRÄFIN EBERHARD, *in Betrachtung der Mutter Helmbrecht*. Schau, das ist eine hübsche Tracht. Das ist hundert Jahre und länger her, daß die Leute solche Kleider getragen haben. Sag mal, Alterchen, willst du mir deine ganze Robe, die du anhast, verkaufen? Ich zahle gut.

MUTTER HELMBRECHT. Nein, du kurioses Grafenweib, ich kann dir die Kleider vom Leibe nicht verkaufen. Denkst du, ich sollte, sechzigjährig, wie Gott mich gemacht hat, zur Taufe gehen?

GRAF EBERHARD. Du bist gescheit, meine Liebe. Das ist ja die Großmama und der Großpapa! Wie geht's, lieber Großpapa? Wie geht's, liebe Großmama? Seid ihr jetzt etwas umgänglicher geworden?

VATER HELMBRECHT. Je nachdem!

GRAF EBERHARD, *halblaut zum Propst*. Glaubst mir, wir werden im Laufe der Zeit, bei der neuerlichen ehe-lichen Gewichtsverteilung, manches von diesen beiden Alten zu schlucken bekommen.

DER SCHLOSSPROPST. Ad maiorem Dei gloriam! — Ich gebe zu, daß die Aspekten für diese Kinder der Einfachheit jetzt günstiger sind.

Aus einer Thür treten unten in die Halle Graf Ulrich, Graf Heinz und die Baronin, alle drei frisch und lebhaft.

GRAF ULRICH. Kleine Baronin, du bist eigentlich eine recht gute Haut. Ich hätte dich früher kennen sollen. Übrigens auch noch ganz hübsch, wenn die Sonne dein rötliches Haar bescheint. Du mußt dir den Zopf wie Griselda stecken. Übrigens ganz famos, wie du laufen kannst. Herrgott, ich sehe überhaupt auf einmal alle Krähen für Nachtigallen an.

DIE BARONIN. Ihr seid in der Tat so scharmant, Erlaucht, daß man auf den Gedanken kommen könnte, man hätte es mit einem jüngeren Bruder von Euch zu tun. Es ist wie auf einem grünen Saatsfelde ein ständiges Jubilieren um Euch.

GRAF ULRICH. Baronin, ich habe Lerchen gefrühstückt! — Lieber Heinz Eberhard, heirate doch! Ich schwöre dir, lieber Heinz, du mußt heiraten! — Teufel nochmal, warum heiratest du nicht?

GRAF HEINZ. Das geht nicht über Hals über Kopf.

GRAF ULRICH. O doch: es geht über Hals wie ein Halseisen und wie eine Nachtmütze über Kopf. Doch Scherz beiseite, ich fühle mich wahrhaft göttlich heut. Ich bin so gestimmt, daß ich das Ba-ba eines Kinder-mäulchens dem Muh-muh eines Ochsen mit Böufchen bei weitem vorziehe. Selbst das herrliche Brausen der grünen Orgel des Waldes ersetzt mir nicht ein von der Amme meines Jungen miserabel gedudeltes Kinderlied: „Hulli Hulli Gänschen, die Wurst hat zwei Schwänzchen.“ Propst, könnte da nicht der Kantor vielleicht eine große Fuge mit Pauken, Orgel und Posaunen daraus machen? — Nichts? Nun, der Taufzug wird also feierlich diesen Gang heraufkommen, hier einbiegen und die Treppe emporsteigen. Vor der dreizehnten Stufe wird haltgemacht. — Wir steigen langsam von Stufe zu Stufe unter Musik einer Kindertrompete und Kindertrommel bis in die himmlische Kinderstube, wollte

sagen, bis in die Schloßkapelle hinein.

DER SCHLOSSPROPST. Und Ihr führt Eure Gattin von Stufe zu Stufe, stützt sie, tragt sie auf Händen, wenn es sein muß... nicht wahr?...

GRAF ULRICH. Ich werde von der Einförmigkeit meiner uniformen Liebe, Verehrung, Neigung, Dankbarkeit, Ergebung und Leidenschaft, auch meiner Reue nicht zu vergessen, fortan nicht mehr zollbreit abweichen, bis wir beide, mein Weib und ich, zwei eingekampfte Schlafröcke sind.

GRAF EBERHARD. Wovor ich einstweilen noch keine Furcht habe. Ulrich, ich bin kein junger Mann, aber ein Blick auf dein junges Weib macht Alte jung oder macht sie unglücklich.

GRAF ULRICH. Was würdet Ihr sagen, wenn Ihr sie einmal à la Veronese oder à la Tizian serviert sehen könntet! Doch pst! Ich glaube, das schickt sich nicht. Es ist in der Tat zum Verrücktwerden.

GRAF EBERHARD. Du schläfst doch gut, lieber Ulrich?

GRAF ULRICH. Warum?

GRAF EBERHARD. Du hast solche Ränder um die Augen.

GRAF ULRICH. Gott!... Bei der Lampe... die Ehe ist ein schwieriges Studium.

DER SCHLOSSPROPST. Ich wüßte aber kein anderes so lohnendes.

GRAF ULRICH. Wißt Ihr auch, wie man ein Kind beruhigt und aus nassen Windeln in trockene legt?

DER SCHLOSSPROPST. Gott sei Dank, das verlangt unsere heilige Mutter Kirche von uns nicht.

GRAF ULRICH. Aber Mutter Griselda verlangt es. Solange Ihr das nicht begriffen habt, wißt Ihr auch von dem Bric-à-brac lohnender ehelicher Resultate nur so wenig. Aber schließlich ist mir die Perle im Golde aufgegangen bei dieser Gelegenheit: Ulricus Franziscus

Heliodor — le roi est mort, vive le roi! — Saluzzae princeps, dominus, rex.

GRAF EBERHARD *umarmt und küßt Ulrich*. Junge, nun bist du doch noch, und zwar auf strahlende Weise, vernünftig geworden.

GRAF ULRICH. Das kommt davon, weil ich jetzt erst in der richtigen Schule bin. Ich bin auch übrigens gleich avanciert. Ich darf ein Bändchen am Steckkissen halten. Ich darf dem regierenden Herrn die Klapper reichen, auch wohl gelegentlich etwas vorklappern. Im übrigen freilich geht es gehörig strenge zu. Und das ist gut, denn ich hatte mir wirklich das unnütze Schwatzen angewöhnt: jetzt schreit dafür oder klappert der Prinz oder wird beschrien und beklappert. Ich habe den Mund kaum mehr aufzutun. Ist aber wirklich etwas zu sagen, so nimmt es mir neuerdings meine Frau gewöhnlich noch ab. Sie ist tatsächlich gesprächig geworden. Das macht, sie hat ein strampelndes Thema bekommen, das geradezu unerschöpflich ist.

GRAF HEINZ. Man merkt es dir an, daß du lange die Schleusen der Sprache nicht ordentlich mehr geöffnet hast. Du überschwemmst uns ja sturzbachartig.

GRÄFIN EBERHARD. Sollte es nicht noch hie und da Schulpausen geben, bester Graf?

GRAF ULRICH. Gott sei Dank, hie und da gibt es Schulpausen.

GRÄFIN EBERHARD. Griselda, Eure Mitschülerin, wird doch schließlich auch außer der Schule für Momente zu sprechen sein.

GRAF ULRICH. Solche Momente leugne ich nicht. Aber dieser Tyrann des Hauses gibt ganz verteufelt acht auf mich. Ich muß mir dergleichen Freuden erschleichen. Wodurch sie denn in der Hauptsache von der anderen Seite manchmal etwas gedankenlosen Sukturs erhalten, aber auf meiner Seite immer noch recht passabel ausschlagen. Propst, meine Frau ist ein

solches Geschöpf... Ihr würdet Eure Soutane ablegen, wenn Ihr nur einen Begriff von den blonden Schätzen... pst!... von ihrer unsterblichen Seele hättet. — Ah! Der Schwiegerpapa und die Schwiegermama! *Er begrüßt beide freundlich, aber beiläufig.* Haushofmeister, führe die Leutchen zur Gräfin hinauf! — *Der Haushofmeister mit Vater und Mutter Helmbrecht ab.* — Dies also hier war die Stufe, wo ich Griselden wiederfand. Ich scheue mich nicht es zu sagen, daß auf dieser Stufe Blut aus dem Herzen Griseldens in das Blut meines Herzens gedrungen ist. Nicht durch Euch, guter Propst, sondern hier erst auf dieser zärtlich geliebten Stufe ist eine Ehe geschlossen worden. — *Man hört Musik in der Kapelle.*

DER SCHLOSSPROPST. Sie sei gesegnet! — Wir sind bereit.

Graf Ulrich hat sich auf der dreizehnten Stufe niedergelassen, diese zärtlich streichelnd. Der Schlosspropst wird von zwei Mönchen in die Kapelle geholt. Leiser Orgelklang nimmt zu. Der Haushofmeister kommt wieder.

DER HAUSHOFMEISTER. Ich habe zu melden, daß der Täufling, die gnädige Gräfin und der Zug der Gäste geordnet sind.

GRAF ULRICH, *die Stufe streichelnd.* Ach, Baronin, ach, es ist doch recht schade, Heinz! Es ist doch recht jammer-, jammerschade.

GRAF HEINZ. Was meinst du denn, daß nun auf einmal wieder, lieber Ulrich, so schade sein sollte?

GRAF ULRICH. Ach! Oh! Daß diese Stufe nun doch überschritten ist! — *Er springt mit Entschluß auf und steigt die Treppe herab, einige schmachttende Kußhände werfend.* — Leb wohl, liebe Stufe! Ade, liebe Stufe! Du schöne, bittere, böse Stufe, ade, ade!

Ein Glöckchen beginnt zu läuten. Aus der Kapellentür tritt, voran der Propst, die Geistlichkeit bis an den oberen Treppenrand, um hier den Taufzug zu erwarten. Unten erscheint bald darauf dieser Zug: an der Spitze Pagen

mit Lichtern, eine Edelfrau, die den Täufling trägt. Griselda an der rechten Seite führt den Markgrafen. Das Ehepaar Helmbrecht, hernach eine kleine Anzahl Männer und Frauen, worunter Graf und Gräfin Eberhard, Graf Heinz sowie die Baronin sind. Der Haushofmeister bringt auf der Mitte der Treppe den Zug zum Stehen, so daß Graf und Gräfin Griselda die zwölfte Stufe innehaben.

GRAF ULRICH. Erlauchte Gattin, gnädigste Gräfin, hört mich an! Wir stehen vor der dreizehnten Stufe. Nur wenigen außer uns ist der Sinn dieser festlich geschmückten Stelle bekannt. Das Holz dieser Stufe wird aufbewahrt, und zwar als Reliquie unseres Hauses, sin einer Nische unserer Schloßkirche in einem kunstreich aus Bronze gegossenen Schrein...

GRISELDA. Ulrich, bitte, beeile dich! — Oder wirst du noch lange reden?

GRAF ULRICH. Dafür wird hier eine Stufe aus purem Golde eingelegt zu einem Gedächtnis auf immerdar. Man wird alljährlich an einem bestimmten Tag, den wir beide kennen, hier zur Erinnerung Messe lesen.

GRISELDA. Ich danke dir, Ulrich! Es genügt! Du merkst es ja wohl, das Kind wird unruhig...

GRAF ULRICH. Wir wollen uns zu Gemüte führen... wir wollen uns zu Gemüte halten... wir werden... wir würden... wir waren... die Glorie... oder Gloriöle... zum Kuckuck, Griselda, was hast du denn?

GRISELDA. Ulrich, ich weiß, was du sagen willst. Das Kind... der Kleine... er kann es nicht aushalten.. Wir müssen hintereinander weg an den Taufstein und wieder ins Bett mit ihm.

Der Graf sieht seine Gattin verständnislos an. Der Zug geht weiter.

DIE RATTEN

BERLINER TRAGIKOMÖDIE

Begonnen im Frühjahr 1909 in Sestri Levante und Portofino,
fortgeführt im Sommer 1909 und Winter 1909/10, beendet im
Sommer 1910 in Agnetendorf. Erstveröffentlichung: Buchausgabe
1911. Copyright 1938 by Gerhart Hauptmann in Agnetendorf.

DRAMATIS PERSONAE

HARRO HASSENREUTER, ehemaliger Theaterdirektor
SEINE FRAU
WALBURGA, seine Tochter
PASTOR SPITTA
ERICH SPITTA, Kandidat der Theologie, sein Sohn
ALICE RÜTTERBUSCH, Schauspielerin
NATHANAEL JETTEL, Hofschauspieler
KÄFERSTEIN } Schüler Hassenreuters
DR. KEGEL }
JOHN, Maurerpolier
FRAU JOHN
BRUNO MECHELKE, ihr Bruder
PAULINE PIPERKARCKA, Dienstmädchen
FRAU SIDONIE KNOBBE
SELMA, ihre Tochter
QUAQUARO, Hausmeister
FRAU KIELBACKE
SCHUTZMANN SCHIERKE
ZWEI SÄUGLINGE

ERSTER AKT

Im Dachgeschoß einer ehemaligen Kavalleriekaserne zu Berlin. Ein fensterloses Zimmer, das sein Licht von einer brennenden Lampe erhält, die von der Mitte der Decke über einen runden Tisch herunterhängt. In die Hinterwand mündet ein gerader Gang, der den Raum mit der Entreetür verbindet, einer eisenbeschlagenen Tür mit einer primitiven Schelle, die der Eintritt Begehrende von außen durch einen Drahtzug in Bewegung setzt. Eine Tür in der Wand links schließt ein Nebengemach ab. An der Wand rechts führt eine Treppe auf den Dachboden.

Auf diesem Dachboden, sowie in den sichtbaren Räumlichkeiten, hat der Extheaterdirektor Harro Hassenreuter seinen Theaterfundus untergebracht.

Man kann bei dem ungewissen Licht im Zweifel sein, ob man sich in der Rüstkammer eines alten Schlosses, in einem Antiquitätenmagazin oder bei einem Maskenverleiher befindet.

Zu beiden Seiten des Ganges sind auf Ständern Helme und Brustharnische Pappenheimscher Kürassiere aufgestellt, ebenso in je einer Reihe an der rechten und linken Wand des vorderen Raumes. Die Dachbodentreppe steht zwischen zwei Geharnischten. Die Decke darüber schließt die übliche Bodenklappe ab.

Ein Stehpult ist vorn links an die Wand gerückt. Tinte, Federn, alte Geschäftsbücher und ein Kontorbock sowie einige Stühle mit hohen Lehnen um den runden Milteltisch lassen erkennen, daß der Raum zu Büro Zwecken dienen muß. Wasserflasche mit Gläsern auf dem Tisch und einige Photographien über dem Stehpult. Die Photographien zeigen Direktor Hassenreuter als Karl Moor sowie in verschiedenen anderen Rollen.

Einer der Pappenheimschen Kürassiere trägt einen ungeheuren Lorbeerkrantz um den Nacken gehängt mit einer Schleife, deren Enden in goldenen Lettern die Worte

tragen: „Unserem genialen Direktor Hassenreuter! Die dankbaren Mitglieder.“ Eine Serie mächtiger roter Schleifen trägt nur die Aufschriften: „Dem genialen Karl Moor“... „Dem unvergleichlichen, unvergeßlichen Karl Moor“... usw. usw. Der Raum ist nach Möglichkeit zu Magazin-zwecken ausgenutzt. Wo irgend angängig, hängen an Kleiderhaken deutsche, spanische und englische Kostümstücke aus verschiedenen Jahrhunderten. Man sieht schwedische Reiterstiefel, spanische Degen und deutsche Flamberge.

Die Tür links hat die Aufschrift: Bibliothek. Das ganze Gemach zeigt eine malerische Unordnung. Alte Scharteken und Waffen, Pokale, Becher usw. liegen umher.

Es ist eines Sonntags, Ende Mai.

Frau John, über Mitte der Dreißig hinaus, und das blutjunge Dienstmädchen Piperkarcka sitzen am Mitteltisch. Die John, den Oberkörper weit über den Tisch gelehnt, redet lebhaft auf das Dienstmädchen ein. Die Piperkarcka, dienstmädchenhaft aufgedonnert, mit Jackett, Hut und Schirm, sitzt aufrecht. Ihr hübsches rundes Lärvchen ist verweint. Ihre Gestalt zeigt Spuren noch vollendeteter Mutterschaft. Sie malt mit der Schirmspitze auf der Diele.

FRAU JOHN. Na ja doch! Freilich! Ick sag't ja, Pauline.

DIE PIPERKARCKA. Nu ja. Ick will nu also Schlachtensee oder Halensee. Muß jehn un muß nachsehn, ob ick ihm treffe!

Sie trocknet ihre Tränen und will sich erheben.

FRAU JOHN verhindert die Piperkarcka am Aufstehen. Pauline! Um Jottes willen, bloß det nich! Det nich, um keenen Preis von de Welt. Det macht Skandal, kost Jeld und bringt nischt. Wat woll'n Se woll, und wo Se noch in den Zustande sind, dem schlechten Halunken noch weiter nachloofen!?

DIE PIPERKARCKA. Denn soll meine Wirtin heute soll warten umsonst verjeblich auf mir. Ick spring im Landwehrkanal und versaufe.

FRAU JOHN. Pauline! Warum denn? warum denn, Pauline? Jeben Se Obacht, heeren Se jetzt bloß um Jottes willen 'n janz 'n eenziges... bloß ma 'n janzen kleenen Oojenblick uff mir, und passen Se dadruff uff, wat ick Ihn vorstelle! Det wissen Se doch, ick hab et Ihn doch bei de Normaluhr, wo ick an Alexanderplatz aus de Marchthalle bin jekomm, jleich anjesehn und hab et Ihn uff'n Kopp druff jesacht. Wat hab ick jesacht? Jeld, hab ick Ihn uff'n Kopp druff jefragt, Jeld, kleenet Aas, er will nischt von wissen! Det jeht hier vielen, det jeht hier allen, det jeht hier vielen Millionen Mächens so! Und denn hab ick jesacht... wat hab ick jesacht? Komm, hab ick jesacht, ick will dir helfen.

DIE PIPERKARCKA. Zu Hause darf ick mir nu janz natürlich nich blicken lassen, wie ick verändert bin. Mutter schreit doch auf'n ersten Blick! Vater haut mir Kopf an die Wand und schmeißt mir Straße. Jeld hab ick nu ebenfalls ooch weiter nu weiter keens nich, als wie Stücker zwei Joldstücke, was ick mich Jackettfutter einjenäht. Hätte mich schlechter Mensch nich Mark nich Pfennig übriggelassen.

FRAU JOHN. Freilein, mein Mann ist Mauerpolier. Freilein, wenn Se bloß wollten Obacht jebn... jebn Se doch um Jotteswillen Obacht, wat ick Ihn for Vorschläge unterbreiten tu. Freilein, denn is doch uns beede jeholfen. Ihn is jeholfen und so desselbijenjleichen ooch mir. Außerden is Pauln, wat mein Mann is, jeholfen, wo sterbensjerne een Kindeken will, weil det uns doch unser eenziget, unser Adelbertchen, an de Bräune jestorben is. Ihr Kind hat et jut wie'n eejnet Kind. Denn kenn Se jehn Ihrem Schatz wieder uffsuchen, kenn wieder in'n Dienst, kenn wieder bei Ihre Eltern jehn, det Kind hat

et jut, und keen Mensch uff die ganze Welt nich braucht wat von wissen.

DIE PIPERKARCKA. I jradel! Ick stürze mir Landwehrkanal! — *Sie steht auf.* — Ick schreibe Zettel, ick lasse Zettel in mein Jackett zurück: du hast mit deine verfluchte Schlechtigkeit deine Pauline im Wasser jetrieben! Dann setze vollen Namen Alois Theophil Brunner, Instrumentenmacher, zu. Denn soll ersehn, wie er mit sein Mord auf Jewissen man meinswegen fertig wird.

FRAU JOHN. Warten Se, Freilein, ick muß erst uffschließen!

Frau John stellt sich, als wolle sie die Piperkarcka hinausbegleiten.

Noch bevor beide Frauen den Gang erreichen, tritt Bruno Mechelke langsam forschend aus der Thür links und bleibt stehen. Bruno Mechelke ist eher klein als groß, hat einen kurzen Stiernacken und athletische Schultern. Niedrige, weichende Stirn, bürstenförmiges Haar, kleiner runder Schädel, brutales Gesicht mit eingerissenem und vernarbtem linkem Nasenflügel. Die Haltung des etwa neunzehnjährigen Menschen ist vornübergebeugt. Große plumpe Hände hängen an langen, muskulösen Armen. Die Pupillen seiner Augen sind schwarz, klein und stechend. Er bastelt an einer Mausefalle herum.

BRUNO pfeift seiner Schwester wie einem Hunde.

FRAU JOHN. Ick komme gleich, Bruno. Wat wiste denn?

BRUNO, *scheinbar in die Falle vertieft.* Ick denke, ick soll hier Fallen uffstellen.

FRAU JOHN. Haste dem Speck denn rinjemacht? — *Zur Piperkarcka:* 't is bloß mein Bruder. Erschrecken sich nicht, Freilein!

BRUNO, *wie vorher.* Ick ha heute Kaisa Willem jesehn, Jette. Ick war mit de Wachparade jegang.

FRAU JOHN, *zur Piperkarcka, die durch Brunos Er-*

scheinung angstvoll gebannt ist. Et is bloß mein Bruder, bleiben Se man! — *Zu Bruno:* Junge, wie siehst du bloß wieder aus? Det Freilein muß sich ja von dich Angst kriejen.

BRUNO, *wie vorher. Ohne aufzublicken.* Schuberle buberle, ick bin 'n Jespenst.

FRAU JOHN. Mach uff'n Boden und stell deine Mausefallen!

BRUNO, *wie vorher. Tritt langsam an den Tisch.* Jawoll, det is ooch man wieder so'n Jeschäft zum Vahungern. Wenn ick mit Streichhölzer handeln du, denn ha ick wahrhaftig mehr Pinke von.

DIE PIPERKARCKA. Atje, Frau John.

FRAU JOHN, *wütend auf den Bruder los.* Wiste woll jehn und wist mir in Frieden lassen!

BRUNO, *geduckt.* Hab dir man nich. Ick jeh ja schonn. *Er zieht sich folgsam wieder in das anstoßende Zimmer zurück, dessen Thür Frau John resolut hinter ihm schließt.*

DIE PIPERKARCKA. Den mecht ick Tierjarten Jrune-wald nicht bejejen. Bei Nacht nich und nich ma bei Dage nich.

FRAU JOHN. Jnade Jott, wo ick Brunon hetze und der ma hinter een hinter is!

DIE PIPERKARCKA. Atje. Hier jefällt mir nich. Wenn mich wieder sprechen wollen, lieber Bank bei Wasserkunst Kreuzberg, Frau John.

FRAU JOHN. Pauline, ick ha Brunon mit Sorje un Kummer Tag un Nacht großjebracht. Ihr Kindeken hat et noch zwanzigmal besser. Also Pauline, wenn et jeboren is, nehme ick det Kind, un bei meine in Jott vastorbene Eltern, wo ick an Totensonntag immer noch und keen Mensch mich zurückhält nach Rüdersdorf jeh und Lichter uff beede Jräber ansteche: det kleene Wurm soll et madich jut habn, wie et besser keen jeborener Prinz und keene jeborene Prinzessin haben tut.

DIE PIPERKARCKA. Ick jeh, mit meine letzten

Pfennig kaufen mir Vitriol — trifft, wen trifft! — und
jiefen dem Weibsbild, wo mit ihm jeht — trifft, wen
trifft! — mitten in Jesicht! Trifft, wen trifft! Brennt
ihm janze verfluchte hübsche Visage kaputt! Mir jleich!
Brennt ihm Bart kaputt! Brennt ihm Augen kaputt,
wenn er mit andres Frauzimmer jeht. Trifft, wen
trifft! Hat mir betrogen, zu Jrunde jerichtet, hat mir
Jeld jeraubt, hat mich Ehre jeraubt! hat mich verfluch-
tiger Hund verführt, verlassen, belogen, betrogen, in
Elend jestoßen! Trifft, wen trifft! Soll blind sein! Nase
soll wegjefressen sein! Soll jar nich mehr überhaupt auf
Erde sein!

FRAU JOHN. Freilein Pauline, bei meine ewige
Seligkeit, von Stund an, wo det kleene Wurm erst ma
uff de Welt is — von den Augenblick an — det soll et
haben, als wenn et, ick weeß nich wo — in Samt und
Seide jeboren wär. Bloß jutes Zutrauen und, det Se
ja sachen! — Ick habe mir allens ausjedacht. Et jeht
zu machen, Pauline, et jeht, et jeht, sach ick Ihn! Und
weder 'n Dokter noch Polizei noch Ihre Wirtin merkt
wat von. — Und denn kriejen Se erst ma hundertund-
dreiundzwanzig Mark, wat ick mir von det Reinmachen
hier beim Direktor Hassenreuter abjespart habe, aus-
jehahlt.

DIE PIPERKARCKA. Denn lieber bei die Jeburt er-
würgen! Verkaufen nich!

FRAU JOHN. Wer redet denn von verkoofen, Pauline?

DIE PIPERKARCKA. Wat hab ick Oktober vorijen
Jahr bis heutijen Tag for Himmelsangst ausjestanden.
Bräutijam steßt mir fort! Mietsfrau steßt mir fort.
Schlafbodenstelle is mir jekündigt. Wat du ick denn,
daß man mir so verachtet und von die Leute verflucht
un ausstoßen muß?

FRAU JOHN. Det sach ick ja, det kommt, weil der
Deibel unsern Herrn Christus Heiland noch immer
ieber is.

Ohne bemerkt zu werden, ist Bruno, bastelnd wie vorher, geräuschlos wiederum in die Thür getreten.

BRUNO sagt in eigentümlicher Weise, scharf, aber wie nebenbei. Lampen!

DIE PIPERKARCKA. Der Mensch erschrickt mir. Lassen mir fort!

FRAU JOHN geht heftig auf Bruno los. Willst du woll jehn, wo de hinjeheerst! Ick ha dir jesacht, ick wer dir rufen.

BRUNO, wie vorher. Na Jette, ick ha doch bloß Lampen jesacht.

FRAU JOHN. Biste verrickt? Wat heeßt denn det: Lampen?

BRUNO. Na, klinkt et denn nich an de Einjangstir?

FRAU JOHN erschrickt, horcht, hält die Piperkarcka zurück, die im Begriff ist, davon zu gehen. Pst, Freilein! Halt! Warten Se man noch 'n Oojenblick!

Bruno schnitzelt weiter. Die beiden Frauen horchen.

FRAU JOHN, leise, angstvoll, zu Bruno. Ick heer nischt.

BRUNO. Du ollet vatrockentes Kichenspinde, denn schaff da man bessare Lauscha an!

FRAU JOHN. Det wär in det janze Vierteljahr det erstema, det der Direkter kommt, wenn Sonntag is.

BRUNO. Wenn der Theatafritze kommt, kann a mir meinswejen gleich angaschieren.

FRAU JOHN, heftig. Quatsch nich!

BRUNO, grinsend zur Piperkarcka. Jlobens et, Freilein, ick ha bei Zirkus Schumann 'n dummen Aujust sein Esel dreimal rum die Manesche jebracht. Det mach ick allens! Ick wer mir woll furchten.

DIE PIPERKARCKA scheint die phantastische Sonderbarkeit der Umgebung erst jetzt zu bemerken, erschrocken, stark beunruhigt. Josef Maria, wo bin ick denn?

FRAU JOHN. Wer kann denn det sind?

BRUNO. Da Direkta nich, Jette. Det is eha 'ne Tülle, wo elejante Trittlinge hat.

FRAU JOHN. Freilein, jehn Se man zwee Minuten, sein so jut, hier uff'n Oberboden! 's kommt eener, kann sind, der bloß wat wissen will.

In ihrer zunehmenden Angst tut die Piperkarcka das Verlangte. Sie klettert über die Treppe auf den Oberboden, dessen Klappe geöffnet ist. Frau John hat sich so gestellt, daß im Notfalle die Piperkarcka gegen die Entreetür gedeckt ist. Die Piperkarcka verschwindet. Frau John und Bruno bleiben allein.

BRUNO. Wat wiste denn mit die barmherzige Schwester?

FRAU JOHN. Det jehst dir nischt an, verstehste mich.

BRUNO. Ick frage ja man, weil det de vor det Mächen so ängstlich 'ne Wand machen dust. Sonst is et mich doch wahaftig Pomade.

FRAU JOHN. Det soll dir ooch immer Pomade sind.

BRUNO. Danke Komma, denn kann ick woll abtippeln.

FRAU JOHN. Lump, weeßt du woll, wat du mir schuldig bist?

BRUNO, *pomadig*. Wat regste dir denn uff? Wo stoß ick dir denn? Wat wiste? Ick muß jetzt zu meine Braut. Mir schläfert. Vorichte Nacht hab ick unter Sträucher in Tierjarten plattjemacht. Und juterletzt is Kohlmarcht bei mich. — *Er kehrt seine Hosentaschen um.* Foljedessen muß ick jehn 'n Stück Brod verdienen.

FRAU JOHN. Hier jeblieden und nich von de Stelle! oder du krist, und wenn det de jaulst wie 'n kleener Hund, kriste nimmermehr, wenn't bloß 'n Pfennig is, krist de von mich! Bruno, du jehst uf schlechte Weeje.

BRUNO. Ick wer woll immer jejen de janze Welt — noch wat! — wer ick der Potsdammer sind. Soll ick etwa nich jehn, wo ick scheen bei Hulda'n zu leben krieje? — *Er zieht eine schmutzige Brieftasche.* — Nich ma 'n dreckigen Pfandschein ha ick mehr in de Plattmullje drin. Wat wiste von mich, un denn laß mir abschrenken.

FRAU JOHN. Von dir? Wat ick will? For wat wärest du woll nitze? Du bist zu nischt weiter nitze, als det eene Schwester, wo nich richtig im Koppe is, mit so'n Lump und Tagedieb Mitleid hat.

BRUNO. Kann sind, det de in Koppe manchmal nich richtig bist.

FRAU JOHN. Unser Vater hat oft zu mich jesacht, wo du schon mit fünf, sechs Jahre alt schlechte Dinge jetrieben hast, det mit dir in Leben keen Staat weiter nich zu machen is un det ick dir sollte loofen lassen. Un mein Mann, wo richtig un orndlich is... vor so'n juten Mann darfst du dir nich blicken lassen.

BRUNO. Jewiß doch, det weeß ick ja allens, Jette! Aber so eenfach schiebt sich det nu eemal nu eben nich. Wat wiste? Ick weeß, ick bin mit 'n Ast uff'n Puckel, wenn det'n ooch det'n keener sieht, un nich in Zang-zuzih uff de Welt jekomm. Ick muß sehn un mir mit mein Ast mangmang helfen. Na jut so! wat wiste? Von wejen de Ratten brauchst du mir nich. Du wist bloß wat mit die Dohle vertussen.

FRAU JOHN, *die Faust drohend unter Brunos Nase.* Verrat du een einziget kleenet Sterbenswort, denn mach ick dir kalt. Denn bist du 'ne Leiche!

BRUNO. Na weeßte, vastehste, ich mache mir dinne. — *Er steigt die Treppe hinauf.* — Womeeglich komm ick, mir nischt dir nischt, noch ma in Schokoladenkasten rin. — *Er verschwindet durch die Bodenklappe.* Frau John löscht eilig die Lampe und tappt sich zur Bibliothekstür. Sie geht in die Bibliothek, schließt aber die Tür hinter sich nicht ganz.

Die Geräusche eines verrosteten Schlosses und Schlüssels, der darin umgedreht wurde, sind vernehmlich gewesen. Ein leichter Schritt kommt nun den Gang herauf. Vorübergehend war der Berliner Straßenlärm, auch Kindergeschrei aus den Hausfluren vernehmlich geworden. Leierkastenmusik vom Hof herauf.

Mit scheuen Bewegungen erscheint Walburga Hassenreuter. Das Mädchen ist noch nicht sechzehn Jahre alt und sieht hübsch und unschuldig aus. Sonnenschirm, fußfreies helles Sommerkleidchen.

WALBURGA stutzt, horcht, sagt dann ängstlich: Papa! Ist schon jemand hier oben? Papa! Papa! Sie horcht lange gespannt und sagt dann: Es riecht ja hier so nach Petroleum! — Sie findet Streichhölzer, entzündet eines davon, will die Lampe anstecken und verbrennt sich an dem noch heißen Zylinder. — Au! Donnerwetter, wer ist denn hier? — Sie hat aufgeschrien und will fortlaufen.

Frau John erscheint wieder.

FRAU JOHN. I, Freilein Walburga, wer wird denn gleich Lärm machen! Sein Se man friedlich! Det bin ja bloß ick.

WALBURGA. Gott, hab ich aber einen ganz entsetzlichen Schreck bekommen, Frau John.

FRAU JOHN. Weshalb denn, Freilein? Wat suchen Se denn heit an Sonntag hier?

WALBURGA, *Hand auf dem Herzen.* Mir steht noch immer das Herz ganz still, Frau John.

FRAU JOHN. Wat hat's denn, Freilein Walburga? Wer ängstigt Se denn? Sie missen det doch von Ihren Herrn Vater wissen, det ick Sonntag und Wochentag hier oben mang die Kisten und Kasten zu tun habe, mit Staub abbürsten und Motten auskloppen. In drei, vier Wochen, wenn ick jlicklich mit die zwölf- oder achtzehnhundert Theaterlumpen eemal rum bin und fertig bin, fängt et doch immer wieder von frischen an.

WALBURGA. Ich hab' mich erschrocken, weil sich der Lampenzylinder noch ganz heiß anfaßte, Frau John.

FRAU JOHN. Nu ja, de Lampe hat ebent jebrannt, un ick hab se vor eene halbe Minute ausjepustet. — Sie hebt den Zylinder ab. — Mir brennt et nich! Ick hab harte Hände! — Sie zündet den Docht an. — Na, nu wird

Licht! Nu hab ick se wieder anjestochen. Wat is nu Jefährliches los? Ick sehe nischt.

WALBURGA. Hu, Sie sehen ja aus wie ein Geist, Frau John.

FRAU JOHN. Wie soll ick aussehn?

WALBURGA. Das ist, wenn man so aus der prallen Sonne ins Finstere kommt... in diese muffigen Kammern hinein, da ist man wie von Gespenstern umgeben.

FRAU JOHN. Na, kleenet Jespenst, weshalb kommen Se denn? — Sind Se alleene, oder is noch jemand? Kommt am Ende Papa noch nach?

WALBURGA. Nein! Papa ist heute zu einer wichtigen Audienz nach Potsdam hinaus.

FRAU JOHN. Und wat suchen denn also Sie nu woll hier?

WALBURGA. Ich? Ich bin einfach spazierengewesen.

FRAU JOHN. Na, denn sehn Se man wieder, det Se fortkomm! In Papa'n seine Rumpelkammer scheint keene Pfingstsonne nich.

WALBURGA. Sie sollten auch, so grau wie Sie aussehen, mal lieber raus an die Sonne gehn.

FRAU JOHN. I, Sonne is bloß for feine Leitel! Wenn ick man alle Dache meine paar Pfund Staub und Dreck uff de Lunge krieje — jeh man, Kindken, ick muß an de Arbeet! — mehr brauch ick nich: ick lebe von Müllstoob und Mottenpulver. — *Sie hustet.*

WALBURGA, *ängstlich.* Sie brauchen Papa nicht sagen, daß ich hier oben gewesen bin.

FRAU JOHN. Ick? Ick habe woll sonst nischt beseret zu tun.

WALBURGA, *scheinbar leichthin.* Und sollte Herr Spitta nach mir fragen...

FRAU JOHN. Wer?

WALBURGA. Der junge Herr, der bei uns im Hause Privatstunde gibt...

FRAU JOHN. Na, und?

WALBURGA. Sind Sie so freundlich, und sagen Sie ihm, daß ich hier gewesen, aber gleich wieder gegangen bin.

FRAU JOHN. Also Herrn Spitta soll ick et sagen, Papa'n nich?

WALBURGA, *unwillkürlich*. Um Gottes willen nicht, liebste Frau John!

FRAU JOHN. Na wacht du, wacht! Jib du bloß man Obacht! Manch eene hat ausjesehn wie du und is aus die Jejend jekomm wie du, wo nachher in de Drajonerstraße in Rinnsteen oder jar in de Barnimstraße hinter schwedsche Jardinen zugrunde jejangen is.

WALBURGA. Sie werden doch damit nicht sagen wollen, Frau John, oder glauben wollen, daß in meiner Beziehung zu Herrn Spitta etwas Unerlaubtes oder Ungehöriges ist?

FRAU JOHN, *in höchstem Schreck*. Mund zu! — Et hat jemand dem Schlüssel im Schloß jestochen.

WALBURGA. Auslöschen!

FRAU JOHN *bläst schnell die Lampe aus*.

WALBURGA. Papa!

FRAU JOHN. Freilein, ruff uff'n Oberboden!

Sie und Walburga verschwinden über die Treppe durch den Bodenverschlag, der verschlossen wird.

Zwei Herren, der Direktor Harro Hassenreuter und der Hofchauspieler Nathanael Jettel, erscheinen durch die Flurtür im Gange. Der Direktor ist mittelgroß, glattrasiert, fünfzig Jahre alt. Er pflegt große Schritte zu nehmen und bekundet ein lebhaftes Temperament. Sein Gesichtsschnitt ist edel, das Auge von kühnem Ausdruck. Sein Betragen ist laut. Sein Wesen überhaupt durchaus feurig. Er trägt einen hellen Sommerüberzieher, den Zylinder nach hinten gerückt, und übrigens Frackanzug und Lackschuhe. Der leger geöffnete Paletot enthüllt eine mit Ordenssternen überdeckte Brust. — Hofchauspieler Jettel trägt unter dem leichtesten Sommerüberzieher einen weißen Flanellanzug.

Er hat einen Strohhut nebst elegantem Stock in der linken Hand, gelbe Schuhe an den Füßen. Er ist ebenfalls glattrasiert und über die Fünfzig alt.

DIREKTOR HASSENREUTER ruft. John! Frau John! Ja, das sind nun hier meine Katakomben, lieber Jettel! Sic transit gloria mundi! Hier hab' ich nun alles, mutatis mutandis, untergebracht, was von meiner ganzen Theaterherrlichkeit übriggeblieben ist: alte Scharteken, alte Lappen und Lumpen! — John! John! Sie ist hier gewesen, denn der Lampenzylinder ist heiß! — *Er zündet mit einem Streichholz die Lampe an.* — Fiat lux, pereat mundus! So! Jetzt können Sie mein Motten-, Ratten- und Flohparadies bei Lichte besehen.

NATHANAEL JETTEL. Haben Sie also meine Karte bekommen, bester Direktor?

DIREKTOR HASSENREUTER. Frau John! Ich werde mal sehn, ob sie auf dem Boden ist. — *Er steigt sehr gewandt die Treppe hinauf und rüttelt an der Bodenklappe.* — Verschluss! Den Schlüssel hat die Canaille natürlich wieder am Schürzenband. — *Er pocht wütend mit der Faust gegen die Klappe.* — John! John!

NATHANAEL JETTEL, etwas ungeduldig. Direktor, geht es nicht ohne die John?

DIREKTOR HASSENREUTER. Was? Glauben Sie, daß ich Ihnen den miserablen Lappen, den Sie gerade da für Ihr Gastspiel brauchen, aus meinen dreihundert Kisten und Kasten ohne die John, im Frack und mit sämtlichen Orden, so wie ich vom Prinzen komme, selber heraussuchen kann?

NATHANAEL JETTEL. Erlauben Sie mal! In Lappen absolviere ich meine Gastreisen nicht.

DIREKTOR HASSENREUTER. Mensch, spielen Sie doch in Unterhosen! Meinethalben! Mich stört das nicht! Nur vergessen Sie nicht, wer vor Ihnen steht! Deshalb, wenn der Hofschauspieler Jettel — na wenn schon! — gnädigst

zu pfeifen geruhen, springt der Direktor Harro Hassenreuter noch lange nicht. Sapristi! Wenn irgendein Komödiant einen schäbigen Turban oder zwei alte Transtiefel braucht, muß sich ein pater familias, ein Familienvater, den einzigen Sonntagnachmittag unter den Seinen abknapsen? Soll womöglich wie 'n Tackel auf allen vieren in alle Bodenwinkel hinein? Nein, Freundchen, da müßt ihr euch andere aussuchen.

NATHANAEL JETTEL, *sehr ruhig*. Könnten Sie mir nicht sagen, Direktor, wer Ihnen in Gottes Namen auf die Krawatte getreten hat?

DIREKTOR HASSENREUTER. Mein Junge, ich habe noch vor kaum einer Stunde die Beine unterm Tisch eines Prinzen gehabt: post hoc, ergo propter hoc! Ich setze mich Ihretwegen in einen verfluchten Omnibus und kutsche in diese verfluchte Gegend... wenn Sie meine Gefälligkeit nicht zu würdigen wissen: scheren Sie sich!

NATHANAEL JETTEL. Sie haben mich auf vier Uhr hierher bestellt. Sie haben mich eine volle geschlagene Stunde in dieser entsetzlichen Mietskaserne, auf diesem lieblichen Korridore unter dem Kinderpöbel warten lassen... Ich habe gewartet, Ihnen nicht den geringsten Vorwurf gemacht! Und jetzt sind Sie geschmackvoll genug, mich als eine Art Spucknapf zu betrachten.

DIREKTOR HASSENREUTER. Mein Junge...

NATHANAEL JETTEL. In's Teufels Namen, der bin ich nicht! Eher mache ich Sie zu meinem Hanswurst und lasse Sie für sechs Groschen Purzelbaum schießen!

Er nimmt entrüstet Hut und Stock und geht.

DIREKTOR HASSENREUTER *stutzt, bricht dann in ein tolles Gelächter aus und schreit hinter Jettel her*. Machen Sie sich nicht lächerlich! — Und übrigens bin ich kein Maskenverleiher! — *Man hört die Flurtür ins Schloß knallen. Direktor Hassenreuter zieht die Uhr: Rindvieh*

verdammtes! Schafskopf verfluchter! Ein Segen, daß das Rindvieh, verdammte, gegangen ist!

Er steckt die Uhr ein, zieht sie gleich darauf wiederum und lauscht. Hierauf geht er unruhig hin und her, bleibt stehen, blickt in den Zylinderhut, dessen Inneres einen Spiegel enthält, und kämmt sich sorgfältig. Er tritt an den Mittlestisch und öffnet einige von den Briefschaften, die dort gehäuft liegen. Dazu singt er trällernd:

O Straßburg, o Straßburg,
du wunderschöne Stadt.

Abermals sieht er nach der Uhr. Plötzlich geht die Türschelle über seinem Kopf. — Auf die Minute! Was doch die Dinger, wenn es drauf ankommt, pünktlich sind! — Er eilt und öffnet die Flurtür, jemand laut und fröhlich begrüßend. Die Trompetentöne seiner Stimme werden bald von glöckchenartigem Lachen einer weiblichen akkompagniert. Sehr bald erscheint der Direktor wieder, von einer eleganten, jungen Dame begleitet, Alice Rütterbusch. — Alice! Kleine Alice! Komm erst mal näher, kleine Alice! Komm mal ans Licht! Ich muß doch sehen, ob du noch dieselbe kleine, schockscharmante, tolle Alice aus den besten Tagen meiner reichsländischen Direktionsperiode bist!? Mädél, ich hab' dich ja gehen gelehrt! ich hab' deine ersten Schritte gegängelt — das Sprechen! Du sagtest ja immer Chief statt Chef! Ha ha ha! Hoffentlich hast du das nicht vergessen.

ALICE RÜTTERBUSCH. Schaun's, Direktor, Sie glauben doch net, daß i undankbar bin?

DIREKTOR HASSENREUTER *nimmt ihr den Schleier ab.* Mädél, du bist ja noch jünger geworden!

ALICE RÜTTERBUSCH, *hochrot, beglückt.* Da müßt' einer auch gehörig daher lügen, wenn einer behaupten wollt', daß du dich zum Nachteil verändert hast. Aber weißt, arg finster hast's bei dir oben und a bissel — Harro, wenn's d' mechst a Fenster aufmachen! — so a bissel a schwere Luft.

DIREKTOR HASSENREUTER.

Pillicock saß auf Pillicocks Berg!

— — — — —

Doch Mäus' und Ratten und solch Getier
aß Thoms sieben Jahr lang für und für.

Im Ernst, ich hab' finstere und schwere Zeiten durchgemacht! Du wirst ja schließlich, trotzdem ich dir lieber nichts geschrieben habe, liebe Alice, davon unterrichtet sein.

ALICE RÜTTERBUSCH. Das war aber net grad, weißt, sehr freundschaftlich, daß d' mir auf alle die sauberen und langen Brief kein Wörtel geantwort hast.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wozu, ha ha ha, einem kleinen Mädchen antworten, wenn man genug mit sich selber zu tun hat und in keiner Beziehung was nützen kann? Sessa! Ex nihilo nihil fit! Das heißt auf Deutsch: aus nichts kann nichts werden! Motten und Staub! Staub und Motten! Ha ha ha! Das ist alles, was ich von meiner deutschen Kulturarbeit an der westlichen Grenze geerntet habe.

ALICE RÜTTERBUSCH. Du hast also den Fundus net an den Direktor Kurz abgetreten?

DIREKTOR HASSENREUTER. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt.“ Nein, meine Kleine, ich habe den Fundus nicht in Straßburg gelassen! Dieser ehemalige Kellner, Kneipwirt und Pächter von anrühigen Tanzlokalen, der mein Nachfolger wurde — dieser Kretin, diese bête imbécile —, wollte den Fundus nicht! — Sessa, den Fundus hab' ich nicht dort gelassen: dafür aber vierzigtausend Mark sauerverdientes Geld, von Gastspielreisen aus meiner Mimenzeit! Außerdem fünfzigtausend Mark zugebrachtes Vermögen meiner braven Frau. Sessa! — Übrigens, daß ich den Fundus behielt, war ein Glück für mich. — Da! Ha ha ha! Diese Kerle hier — *er berührt einige der Geharnischten* — du kennst sie doch?

ALICE RÜTTERBUSCH. I kenn' doch meine Pappenheimer.

DIREKTOR HASSENREUTER. Nun also: diese Pappenheimischen Kerle hier, und was drum und dran baumelt, haben den alten Lumpensammler und Maskenverleiher Harro Eberhard Hassenreuter nach seiner Hedschra tatsächlich über Wasser gehalten! — Aber reden wir lieber von heiteren Dingen: ich habe mit Vergnügen aus der Zeitung ersehen, daß du von Exzellenz für Berlin engagiert werden wirst.

ALICE RÜTTERBUSCH. I mach' mir nix draus! I möcht' lieber bei dir spielen, und das mußst mir versprechen, wann's du wieder eine Direktion übernehmen tust... das versprichst mir, daß i augenblickli kontraktbrüchig werden kann! — *Der Direktor bricht in Lachen aus.* — I hab' mi drei Jahre lang gnua auf die Provinzschmierer rungeärgert. Berlin mag i net! Und a Hoftheater schon lang net. Jessas die Leit! das Komödienspielen! — Weißt, i g'hör' zum Fundus, i hab' immer bloß daher g'hört!

Sie nimmt unter den Pappenheimern Aufstellung.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ha ha ha ha! Also komm, du getreuer Pappenheimer.

Er öffnet die Arme weit, sie fliegt hinein, und beide begrüßen einander mit einigen lange anhaltenden Küssen.

ALICE RÜTTERBUSCH. Geh, Harro, jetzt sagst mir: was macht deine Frau?

DIREKTOR HASSENREUTER. Therese geht's gut, außer daß sie trotz Kummer und Sorgen von Tag zu Tag dicker wird. — Mädal, Mädal, wie du duftest! — *Er drückt sie an sich.* — Weißt du auch, daß du teufelsmäßig gefährlich bist?

ALICE RÜTTERBUSCH. Meinst, daß i blöd bin? Freili bin i gefährlich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sakra!

ALICE RÜTTERBUSCH. Meinst, i sollt' mir in der schönen Gegend, drei Stiegen hoch, unter an muffigen

Dach, mit dir a Rendezvous geben, wann ich net wißt, daß das für uns zwei, ans wie's andere, gefährlich is? Ibrigens hab' i ja, Gott sei Dank, weil i halt immer a Glück haben muß, wann i schon amal auf Schleichwegen geh', auf der Treppen den Nathanael Jettel troffen, bin dem Herrn Hofschauspieler bei ei'm Haar direkt in die Arme g'rannt. Wird schon sorgen, daß das nicht unter uns bleibt, daß i di b'sucht hab'.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ich muß das Datum ver-schrieben haben: der Mensch behauptet, ha ha ha, ich hätte ihn ganz ausdrücklich für heut nachmittag her-bestellt.

ALICE RÜTTERBUSCH. Das war aber net etwa die einzige Bassermannsche Gestalt, der i auf die sechs Treppenabsätz begegnet bin, und was mir die lieben kleinen Kinderln, die auf die Stufen rumkugeln, nach-geschrien haben, das is dermaßen unparlamentarisch, das is von solche Kröten, noch net drei Käs' hoch sind's, schon die allergrößte Gemeinheit, die mir noch vor-kommen is.

DIREKTOR HASSENREUTER *lacht, wird dann ernst.* Ja, siehst du: daran gewöhnt man sich; was so hier in diesem alten Kasten mit schmutzigen Unterröcken die Treppe fegt und überhaupt schleicht, kriecht, ächzt, seufzt, schwitzt, schreit, flucht, lallt, hämmert, hobelt, stichelt, stiehlt, treppauf treppab allerhand dunkle Gewerbe treibt, was hier an lichtscheuem Volke nistet, Zither klimpert, Harmonika spielt — was hier an Not, Hunger, Elend existiert und an lasterhaftem Lebenswandel geleistet wird, das ist auf keine Kuhhaut zu schreiben. Und dein alter Direktor, last not least, rennt, ächzt, seufzt, schwitzt, schreit und flucht, ha ha ha, wie der Berliner sagt, immer mittenmang mit. Ha ha ha, Mädels, mir ist es recht dreckig gegangen.

ALICE RÜTTERBUSCH. Weißt ibrigens, wen i, wie i grad auf den Bahnhof Zoologischer Garten zusteuer',

troffen hab'? Den alten guten Fürst Statthalter hab i
troffen. Und sixt, unverfroren wie i amal bin, bin i
zwanzig Minuten lang neben ihm hergschwenkt und
hab' ihn in an langen Diskurs verwickelt, und auf Ehre,
Harro, wie ich dir sag', so is es buchstäblich tatsächlich
g'schegn. Auf'n Reitweg is plötzlich Majestät mit großer
Suite vorübergeritten. I denk', i versink! Und hat übers
ganze Gesicht gelacht und Durchlaucht so mit dem
Finger gedroht. Aber g'freit hab' i mi, das kannst mir
glauben. Aber jetzt kommt d' Hauptsach'. Jetzt paß
auf! — Ob i mi freun tät', hat mi Durchlaucht plötzli
g'fragt, und ob i wieder nach Straßburg mecht', wann
der Direktor Hassenreuter das Theater tät' wieder
übernehmen. Na weißt: beinah hab' i an Sprung getan!

DIREKTOR HASSENREUTER. *Er wirft seinen Überzieher ab und steht in seinen Orden da.* Du hast wahr-
scheinlich bemerken müssen, daß die kleine Durch-
laucht vorzüglich gefrühstückt hat. Sessa! Wir haben
zusammen gefrühstückt. Wir haben ein exquisites
kleines Herrenfrühstück beim Prinzen Ruprecht draußen
in Potsdam gehabt. Ich leugne nicht, daß sich vielleicht
eine Wendung zum Guten im miserablen Geschieke
deines Freundes vorbereitet.

ALICE RÜTTERBUSCH. Liebster, wie a Staatsmann,
wie a Gesandter siehst du ja aus.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ah, du kennst diese
Brust voll hoher und höchster Orden noch nicht!? Klär-
chen und Egmont! Hier magst du dich satt trinken! —
Neue Umarmung. Carpe diem! Genieße den Tag! Sekt,
kleine Naive, steht allerdings auf dem jetzigen Reper-
toire deines alten Direktors, Erweckers und Freundes
nicht! — *Er öffnet die Truhe und entnimmt ihr eine
Flasche Wein.* — Aber dieser Stiftswein ist auch nicht
von Pappel! — *Er zieht den Korken. Die Türschelle geht.*
— Was? Pst! Wer hat denn die ungeheure Dreistigkeit,
am Sonntagnachmittag hier anzuklingeln? — *Es klingelt*



stärker. — Kleine, zieh dich mal in die Bibliothek zurück!
— *Alice eilt in die Bibliothek ab. Es klingelt wieder.* —
Donnerwetter noch mal, der Kerl ist ja irrsinnig. — *Er
eilt nach der Thür.* — Gedulden Sie sich, oder scheren
Sie sich! — *Man hört ihn die Thür öffnen.* — Wer? Wie?
„Ich bin's, Fräulein Walburga?“ Was? Fräulein Wal-
burga bin ich nicht. Ich bin nicht die Tochter! Ich bin
der Vater! Ach, Sie sind's, Herr Spitta! Gehorsamer
Diener, ich bin der Vater! Ich bin der Vater! Was wün-
schen Sie denn? — *Im Gange erscheint wiederum der Direk-
tor, geleitet von Erich Spitta, einem einundzwanzigjährigen
jungen Menschen, der Brille und Zwicker trägt und übrige-
gens scharfe und nicht unbedeutende Züge hat. Spitta gilt als
Kandidat der Theologie und ist entsprechend gekleidet. Er
hält sich nicht gerade, und seiner Körperentwicklung ist die
Studierstube und mangelhafte Ernährung anzumerken.* —
Wollten Sie meiner Tochter Walburga hier auf dem
Speicher Privatstunde geben?

SPITTA. Ich fuhr im Pferdebahnwagen vorüber und glaubte wirklich, ich hätte Fräulein Walburga unten durch das Portal ins Haus eilen sehen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Gar keine Ahnung, mein lieber Spitta. Meine Tochter Walburga ist augenblicklich mit ihrer Mutter in der englischen Kirche, ich glaube, zu einem liturgischen Gottesdienst.

SPITTA. Dann verzeihen Sie vielmals, wenn ich gestört habe. Ich nahm mir die Freiheit, heraufzukommen, weil ich mir sagte: eine Begleitung in dieser Gegend, vielleicht auf dem Rückwege nach dem Westen, wäre Fräulein Walburga am Ende nicht unangenehm.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wohl, wohl, aber sie ist nicht hier, bester Spitta. Ich bedauere sehr. Ich selber bin nur zufällig hier, der Post wegen! Und ich habe auch leider andere dringende Sachen vor. — Wünschen Sie sonst was, mein guter Spitta?

Spitta putzt seinen Kneifer und gibt Zeichen von Verlegenheit.

SPITTA. Man gewöhnt sich nicht gleich an die Dunkelheit.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie benötigen vielleicht Ihr Stundengeld. Schade: ich habe leider die Gewohnheit, nur mit einem Notpfennig in der Westentasche auf die Straße zu gehn. Ich muß Sie schon bitten, sich zu gedulden, bis ich wieder in meiner Wohnung bin.

SPITTA. Hat durchaus keine Eile, Herr Direktor.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ja, das sagen Sie so: aber ich bin ein gehetztes Wild, guter Spitta...

SPITTA. Und doch möchte ich, da ich dieses Zusammentreffen wirklich als eine Art höhere Fügung ansehen muß, um eine Minute Ihrer kostbaren Zeit bitten. Dürfte ich, kurz, eine Frage tun?

DIREKTOR HASSENREUTER, *mit den Augen auf der Uhr, die er gezogen hat.* Genau eine Minute. Die Uhr in der Hand, bester Spitta.

SPITTA. Frage und Antwort wird, denk' ich, kaum von so langer Dauer sein.

DIREKTOR HASSENREUTER. Also los!

SPITTA. Habe ich wohl Talent zum Schauspieler?

DIREKTOR HASSENREUTER. Um Gottes willen, Mensch, sind Sie denn irrsinnig? Verzeihen Sie, bester Herr Kandidat, wenn ich in einem solchen Fall bis zur Unhöflichkeit außer dem Häuschen bin. Es heißt zwar: *natura non facit saltus*, aber Sie haben da einen unnatürlichen Sprung gemacht. Da muß ich mal erst zu Atem kommen. Und nun Schluß davon! Denn glauben Sie mir, wenn wir beide jetzt über diese Frage zu diskutieren anfangen, so würden wir in drei bis vier Wochen, sagen wir Jahren, darüber noch nicht zum Schluß gekommen sein. Sie sind Theologe, mein Bester, und stammen aus einem Pastorhaus: wie kommen Sie denn auf solche Gedanken? Wo Sie doch Konnexionen haben und Ihnen die Wege zu einer behaglichen Existenz geebnet sind.

SPITTA. Ja, das ist eine lange, innere Geschichte, eine lange Geschichte schwerer innerer Kämpfe, Herr Direktor, die allerdings bis zu dieser Stunde nur mir bekannt und also absolutes Geheimnis gewesen sind. Da hat mich das Glück in Ihr Haus geführt, und von diesem Augenblick an fühlte ich, wie ich dem wahren Ziel meines Lebens näher und näher kam.

DIREKTOR HASSENREUTER, *mit peinlicher Ungeduld*. Das ehrt mich. Das ehrt mich und meine Familie! — *Er legt ihm die Hände auf die Schulter*. — Dennoch muß ich Ihnen jetzt die ganz inständige Bitte vortragen, von der Erörterung dieser Angelegenheit im Augenblicke abzusehen. Meine Geschäfte sind unaufschieblich.

SPITTA. Dann möchte ich nur noch so viel hinzusetzen — damit Sie's wissen! —, daß ich absolut fest entschlossen bin.

DIREKTOR HASSENREUTER. Aber mein lieber Herr Kandidat: wer hat Ihnen denn diese Raupen in den Kopf gesetzt? Ich habe mich über Sie gefreut. Habe Sie schon im Geist Ihres friedlichen Pfarrhauses wegen beneidet. Gewissen literarischen Ambitionen, die einem hier in der Großstadt anfliegen, habe ich keinen Wert beigelegt. Das ist nur so nebenbei und verliert sich zweifellos wieder bei ihm, dachte ich mir! — Mensch, und nun wollen Sie Komödiant werden? Kurz: Gnade Gott, wenn ich Ihr Vater wäre! Ich würde Sie bei Wasser und Brot einsperren und Sie nicht eher herauslassen, als bis Ihnen jede Erinnerung an diese Torheit entschwunden wäre. Dixi! Und nun adieu, guter Spitta.

SPITTA. Einsperren oder irgendeine andere Gewaltmaßregel würde bei mir durchaus nichts helfen, fürcht' ich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Aber Mensch: Sie wollen Schauspieler werden! Mit Ihrer schiefen Haltung, mit Ihrer Brille und vor allem mit Ihrem heiseren und scharfen Organ geht das doch nicht.

SPITTA. Wenn es im Leben solche Käuze gibt wie mich, warum soll es nicht auch auf der Bühne solche

Käuze geben! Und ich bin der Ansicht, ein wohlklingendes Organ, womöglich verbunden mit der Schiller-Goethisch-Weimarischen Schule der Unnatur, ist eher schädlich als förderlich. Die Frage ist nur: würden Sie mich, wie ich nun einmal bin, als Schüler annehmen?

DIREKTOR HASSENREUTER *zieht hastig seinen Sommerpaletot über*. Nein! Denn erstens ist meine Schule auch nur eine Schule Schillerisch-Goethisch-Weimarischer Unnatur! Zweitens könnte ich es vor Ihrem Herrn Vater nicht verantworten! Und drittens zanken wir uns so schon genug, jedesmal nach den Privatstunden, die Sie in meinem Hause geben, beim Abendbrot. Das würde dann bis zur Prügelei ausarten. Und nun Spitta: ich muß auf die Pferdebahn.

SPITTA. Mein Vater ist bereits informiert. Ich habe ihm in einem zwölf Seiten langen Brief Punkt für Punkt die Geschichte meiner inneren Wandlung eröffnet...

DIREKTOR HASSENREUTER. Sicherlich wird der alte Herr äußerst davon geschmeichelt sein! Mensch, und nun kommen Sie mit mir, ich werde sonst wahnsinnig! *Der Direktor zieht Spitta gewaltsam mit sich fort und hinaus. Man hört die Tür ins Schloß fallen.*

Es wird still bis auf das ununterbrochene Rauschen Berlins, das nun lauter hervortritt. Nun wird die Bodenklappe geöffnet und Walburga Hassenreuter steigt in wahnsinniger

Hast, gefolgt von Frau John, die Treppe herunter.

FRAU JOHN, *flüsternd, heftig*. Wat is denn? Et is doch jar nischt jeschehn.

WALBURGA. Frau John, ich schreie! Ich muß gleich losschreien! Um Gottes willen, ich kann gar nicht an mich halten, Frau John.

FRAU JOHN. Taschentuch mang die Zähne, Mächen! Et is ja jar nischt! Wat haste dir denn?

WALBURGA, *zähneklappernd, ihr Röcheln gewaltsam bezwingend*. Ich bin ja des Todes... ich bin ja des Todes erschrocken, Frau John!

FRAU JOHN. Wenn ick man wißte, for wat du erschrocken bist?

WALBURGA. Haben Sie nicht diesen schrecklichen Menschen gesehn?

FRAU JOHN. Wat is denn da schrecklich? Det is doch mein Bruder, wo mich manchmal bei Papans seine Sachen auskloppen helfen dut.

WALBURGA. Und das Mädchen, das mit dem Rücken am Schornstein sitzt und wimmert.

FRAU JOHN. Det is deine Mutter nich anders je-jangen, eh det du zur Welt jekommen bist.

WALBURGA. Ich bin hin. Ich bin tot, wenn Papa wiederkommt.

FRAU JOHN. Nu denn sieh, det de fortkommst, und fackel nich lange! — *Frau John begleitet die entsetzte Walburga den Gang hinunter und läßt sie hinaus. Dann kommt sie wieder.* Det Mächen weeß, Jott sei Dank, von hellichten Dache nischt.

Sie nimmt die entkorkte Weinflasche, gießt einen der Römer voll und nimmt ihn mit auf den Boden, wo sie verschwindet. Kaum ist das Zimmer leer, so erscheint der Direktor wieder.

DIREKTOR HASSENREUTER, noch an der Thür, singend.
„Komm herab, o Madonna Teresa!“ — *Er ruft: Alice!*
— *Noch immer an der Thür: Komm mal! Hilf mir mal die eiserne Stange mit dem doppelten Schloß vor die Thür legen. Alice!* — *Er kommt nach vorn.* — Wer jetzt noch unsere Sonntagsruhe zu stören wagt: anathema sit! — Heda! Kobold! Wo steckst du, Alice? — *Er wird auf die Weinflasche aufmerksam und hebt sie in die Höhe.* — Was? Halb leer? Schlingel! — *Man hört eine hübsche weibliche Singstimme hinter der Bibliothekstür sich in Koloraturen ergehen.* — Ha ha ha ha! Himmel! Sie hat sich schon einen Schwips angetrunken.

ZWEITER AKT

Die Wohnung der Frau John im zweiten Stock des gleichen Hauses, in dessen Dachgeschoß der Fundus des Direktors Hassenreuter untergebracht ist: ein weitläufiges, ziemlich hohes, graugetünchtes Zimmer, das seine frühere Bestimmung als Kasernenraum verrät. Die Hinterwand enthält eine zwei-flügelige Tür nach dem Flur. Über ihr ist eine Schelle angebracht, die von außen an einem Draht gezogen werden kann. Rechts von der Tür beginnt eine etwas mehr als mannshohe Tapetenwand, die geradlinig nach vorn geht, hier einen rechten Winkel macht und wiederum geradlinig mit der rechten Seitenwand verbunden ist. So ist eine Art von Verschlag abgeteilt, über den einige Schrankgesimse hervorragen und der das Schlafzimmer der Familie ist.

Tritt man durch die Flurtüre ein, so hat man zur Linken ein Sofa, überzogen mit Wachsleinwand. Es ist mit der Rücklehne an die Tapetenwand geschoben. Diese ist über dem Sofa mit kleinen Familienbildchen geschmückt: Maurerpolier John als Soldat, John und Frau als Brautpaar usw. Vor dem Sofa steht ein ovaler Tisch, mit einer verblichenen Baumwolldecke. Man muß von der Tür aus an Tisch und Sofa vorübergehen, um den Zugang zum Schlafraum zu erreichen. Dieser ist mit einem Vorhang aus buntem Kattun verschlossen.

An der nach vorn gekehrten Schmalwand des Verschlages steht ein freundlich ausgestatteter Küchenschrank. Rechts davon, an der wirklichen Wand, der Herd. Wie denn der hier verfügbare kleine Raum vornehmlich zu Küchen- und Wirtschaftszwecken dienen muß. Ein etwa auf dem Sofa Sitzender blickt gerade gegen die linke Zimmerwand und zu den beiden Fenstern hinaus. Am vorderen Fenster ist ein saubergehobeltes Brett als eine Art Arbeitstisch angebracht. Hier liegen zusammengerollte Kartons (Baupläne), Pausen, Zollstock, Zirkel,

Winkelmaß usw. Am hinteren Fenster ein Fenstertritt darauf ein Stuhl und ein Tischchen mit Gläsern. Die Fenster haben keine Gardinen, sind aber einige Fuß hoch mit buntem Kattun bespannt.

Das ganze Gelaß, dessen dürftige Einrichtung ein alter Lehnstuhl aus Rohr und eine Anzahl von Holzstühlen vervollständigen, macht übrigens einen sauberen und gepflegten Eindruck, wie man es bei kinderlosen Ehepaaren des öfteren trifft. Es ist gegen fünf Uhr am Nachmittag, Ende Mai. Die warme Sonne scheint durch die Fenster. Maurerpolier John, ein vierzigjähriger bärtiger, gutmütig aussehender Mann, steht behaglich am vorderen Fenstertisch und macht sich Notizen aus den Bauplänen. Frau John sitzt mit einer Näharbeit auf dem Fenstertritt des anderen Fensters. Sie ist sehr bleich, hat etwas Weiches und Leidendes an sich, zugleich aber einen Ausdruck tiefer Zufriedenheit, der nur zuweilen von einem flüchtigen Blick der Unruhe und der lauernden Angst unterbrochen wird. An ihrer Seite steht ein Kinderwagen — sauber, neu und nett —, darin ein Säugling gebettet ist.

JOHN, bescheiden. Mutter, wie wär det, wenn ick det Fenster 'n Ritzen uffmachen däte und ick machte mir dann 'n bißken de Pipe an?

FRAU JOHN. Mußte denn rauchen? Sonst laß et man lieber!

JOHN. I, ick muß ja nich, Mutter! Ick mechte bloß jern! Aber laß man! 'n Priem, Mutter, tut et am Ende in selbigenleichen ooch.

Er präpariert sich mit behaglicher Umständlichkeit einen neuen Priem.

FRAU JOHN, nach einigem Stillschweigen. Wat? Du mußt noch ma hin ufft Standesamt?

JOHN. Det hat er jesacht, det ick noch ma hin müßte und janz genau anjeben. . . det ick det müßte janz genau anjeben Ort und Stunde, wo det Kindchen jeboren is.

FRAU JOHN, *Nadel am Mund*. Warum haste denn det nich anjeben?

JOHN. Weeß ick et denn? Ick weeß et doch nich.

FRAU JOHN. Det weeßte nich?

JOHN. Bin ick dabei jewesen?

FRAU JOHN. Na, wenn de mir hier in meine Berliner Wohnung sitzen läßt und liechst det janze jeschlagene Jahr in Altona, kommst hechstens ma monatlich mir besuchen: wat wiste denn wissen, wat in deine Behausung vorjehn dut?

JOHN. Wo soll ick nich jehn, wo der Meester de mehrschte Arbeet hat? Ick jeh dorthin, wo ick scheen verdiene.

FRAU JOHN. Ick ha et dir doch in Briefe jeschrieben, det unser Jungeken hier in de Wohnung jeboren is.

JOHN. Det weeß ick. Det hab ick ihm ooch jesacht! Det is doch janz natierlich, hab ick jesacht, det et in meine Wohnung jeboren is. Da hat er jesacht: det is jar nich natierlich! Na denn, sach ick, mag et meinswegen uff'n Oberboden bei de Ratten und Mäuse jewesen sind! So kreppte ick mir, weil er doch sagte, det et womeechlich jar nich sollte in meine eijene Wohnung sind jewesen. Denn schrie er: wat sind det for Redensarten! Wat? sag ick: ick bin for Lohn un Brot; for Redensarten, Herr Standesbeamter, bin ick nich! Un nu sollte ick Tag und Stunde anjeben...

FRAU JOHN. Ick hab et dir doch sojar genau uff'n Zettel jeschrieben, Paul.

JOHN. Wenn eener jekreppt is, denn is er verjeßlich. Ick jloobe, wenn er mir hätte jefracht: sind Sie Paul John, der Mauerpolier?, ick hätte jeantwort: ick weeß et nich. Na, nu war ick doch 'n bißken verjnügt jewesen un hatte mit Fritzen eenen jekippt; denn war noch Schubert und Schindlerkarl zujukomm; denn hieß et: ick muß nu 'ne Lage jeben, weil ick doch Vater jeworden bin! — Na! und die Brieder wollten mir ooch

nich loslassen und warteten unten an de Tür von't Standesamt. Und nu dachte ick, det se unten stehen! Und wo er mir frachte, an welchen Dache det meine Frau entbunden is, denn wußte ick nischt un mußte laut loslachen.

FRAU JOHN. Häste man nachher jetrunken, Paul, un häste vorher besocht, wat neetig is!

JOHN. Det sachste so? Aber wenn du uff deine ollen Dache noch so 'ne Zicken machst, denn wa ick verjnügt, denn freut ick mir, Mutter.

FRAU JOHN. Nu jehste und sachst bein Standesamt, det dein Kindeken an fünfundzwanzigsten Mai von deine Ehefrau in deine Wohnung jeboren is.

JOHN. War et denn nich an sechsundzwanzigsten? Ick ha nämlich schlankweg dem sechsundzwanzigsten Mai jesacht! Denn hieß et, weil er doch merkte, det ick an Ende nich so janz sicher war: stimmt's, denn is jut; sonst komm Se wieder!

FRAU JOHN. I, denn laß et man, wie et is! — *Die Tür wird geöffnet und Selma Knobbe schiebt einen elenden Kinderwagen herein, der im traurigsten Gegensatz zu dem der Frau John steht, darin liegt, in jämmerlichsten Lumpen, ebenfalls ein Säugling.* — Nee nee, Selma, mit det kranke Kind bei uns in de Stube rieber, det jing woll vordem, nu jeht det nich.

SELMA. Er keucht so velle mit sein Husten. Drieiben bei uns wird zu velle jeroocht, Frau John.

FRAU JOHN. Ich ha dir jesacht, Selma, du kannst immer komm, ma Milch un ma Brot holen. Aber wo hier mein Adelbertchen womeechlich mit Auszehrung oder derjleichen anfliegen dut, laß du det arme Wurm drieiben bei seine feine Mama drieiben!

SELMA, *weinerlich*. Mutter is jestern und heut nich zu Hause jekomm. Ick kann nachts nich schlafen mit det Kind. Helfjottchen quarrt de janze Nacht ieber. Ick muß doch ma schlafen. Ick spring zum Fenster

raus, oder ick laß Helfjottchen mitten uff de StraÙe und nehme Reißaus, det mir keen Polizist nich mehr finden kann.

JOHN *betrachtet das fremde Kind.* Sieht beese aus! Mutter, nimm dich ma mit det Häufchen Unglick 'n bißken an!

FRAU JOHN, *resolut, drängt Selma mit dem Kinderwagen hinaus.* Marsch, fort aus der Stube! Det jeht nich, Paul. Wer eejnet hat, kann sich mit fremde nich abgeben. Soll de Knobben sehn, wo se bleiben dut. Wat anders is Selma! Du kannst immer rieber komm. Du kannst dir hier ooch hernach 'n bißken uff's Ohr leejen. *Selma mit dem Kinderwagen ab. Frau John verschließt die Thür hinter ihr.*

JOHN. Hast dir doch frieher mit die Knobbeschen Rotznäsen immer bekümmert!

FRAU JOHN. Det vastehste nich. Det sich Adelbertchen womeechlich mit schlimme Oojen un Krämpfe von een andret anstecken dut.

JOHN. Det mag sind. Bloß nenn ihm nich Adelbertchen, Mutter! Det dut nich jut, 'n Kind 'n selbichten Namen zu jeben wie een andret, det mit acht Dache, unjedooft, mit Dot abjejang'n is. Det laß man! Davor ha ick Manschetten, Mutter.

Es wird an die Thür geklopft. John will öffnen.

FRAU JOHN. Wat denn?

JOHN. Na, Jette, 't will eener rin.

FRAU JOHN *dreht hastig den Schlüssel herum.* Ick wer mir woll, wo ick marode bin, von alle Welt ieberloofen lassen! — *Sie horcht und ruft dann:* Ick kann nich uffmachen: wat wollen Se denn?

EINE FRAUENSTIMME, *aber tief und männlich.* Ich bin Frau Direktor Hassenreuter.

FRAU JOHN, *überrascht.* Ach Jott nee! — *Sie öffnet die Thür.* — Nehm Se't nich iebel, Frau Direktor! Ick ha ja nich ma jewußt, wer 't is.

Frau Direktor Hassenreuter ist nun, gefolgt von Walburga, eingetreten. Sie ist eine kolossale, asthmatische Dame, älter als fünfzig. Walburga ist ein wenig unscheinbarer gekleidet als im ersten Akt. Sie trägt ein ziemlich umfangreiches Paket.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Guten Tag, Frau John! Ich wollte doch nun — obgleich mir das Treppensteigen schwer wird —, wollte doch nun mal sehen, wie's nach dem frohen Ereignis... ja... Ereignis mit Ihnen beschaffen ist.

FRAU JOHN. Et jeht mir, Jott sei Dank, wieder so hallweeje, Frau Direktor.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Das ist doch wahrscheinlich Ihr Mann, Frau John? Das muß man sagen... muß man sagen — daß Ihre liebe Frau sich in der langen Wartezeit niemals beklagt und immer... immer fröhlich und guter Dinge ihre Arbeit oben bei meinem Mann im Theatermagazin verrichtet hat.

JOHN. Det is ooch. Se hat ihr mächtig jefreit, Frau Direkter.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Nun, da wird man wohl auch... da wird Ihre Frau wohl die Freude haben, Sie öfters... öfters als wie bisher — zu Hause zu sehn!

FRAU JOHN. Ick ha'n juten Mann, Frau Direkter, wo sorjen dut und solide is. Und deshalb, weil Paul auswärts uff Arbeit jeht, denn hat er mir längst nich sitzen lassen. Aber for so'n Mann, wo 'n Bruder schon 'n Jungen von zwölf in de Unteroffiziersschule hat... det is ooch keen Leben ohne Kinder! Denn kricht er Jedanken! Denn macht er in Hamburg schenet Jeld! Denn is alle Dache Jelejenheet, un denn will er fort nach Amerika auswandern.

JOHN. I, Jette, det war ja man bloß so 'n Jedanke.

FRAU JOHN. Sehn Se, det is mit uns kleene Leite... det is 'n sauer verdientes Durchkommen, wo unsereens

hat, aber dennoch... *Sie fährt John schnell mit der Hand durchs Haar.* — Wenn ooch eener mehr is un Sorjen mehr sin — sehn Se, det Wasser läuft ihm de Backen runter! — denn freut er sich.

JOHN. Det is, wir haben schon vor drei Jahre 'n Jungchen jehabt, und det is mit acht Dache einjejang.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Das hat mir mein Mann... mein Mann bereits... hat mir mein Mann bereits gesagt, wie sehr Sie sich um den Sohn gegrämt haben. Sie wissen ja... wissen ja, wie mein braver Mann Aug' und Herz... Herz und Auge für alles hat. Und wenn es sich gar... gar um Leute handelt, die um ihn sind und ihm Dienste leisten, da ist alles Gute... und Schlimme... alles Gute und Schlimme... was ihnen zustößt... zustößt, so, als wär' es ihm selbst passiert.

FRAU JOHN *klopft John auf die Schulter.* Ick seh ihm noch, wie er mit det kleene Kindersärjiken uff beede Knie dazumal in Kinderleichenwaachen jesessen hat. Det durfte d'r Dotenjräber nich anrihren.

JOHN *wischt sich Wasser aus den Augen.* Det war ooch so. Det jing ooch nich.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Denken Sie... denken Sie, heute mittag bei Tisch — mußten wir... mußten wir plötzlich Wein trinken. Wein! Wo Leitungswasser in den letzten Jahren... Karaffen mit Leitungswasser — unser einziges... einziges Getränk bei Tische ist. Liebe Kinder, sagte mein Mann. — Er ist, wie Sie wissen, elf oder zwölf Tage ins Elsaß verreist gewesen!... Also ich trinke, sagte mein Mann, auf meine gute, brave Frau John, weil... rief er mit seiner schönen Stimme!... weil sie ein sichtbares Zeichen dafür ist, daß unserem Herrgott... Herrgott der Schrei eines Mutterherzens nicht gleichgültig ist. — Und da haben wir auf Sie angestoßen! — So! Und nun bringe ich... bringe ich Ihnen hier im ganz besonderen... ganz besonderen

Auftrage meines Mannes einen sogenannten Soxhlet-Kinder-Milchapparat. — Walburga, du magst den Kessel mal auspacken!

Direktor Hassenreuter tritt ohne Umstände durch die nur angelehnte Flurtür herein. Er trägt Zylinder, Sommerpaletot, Handschuhe, spanisches Rohr mit Silbergriff, im ganzen die etwas abgeschabte Garnitur des Wochentags.

Er spricht hastig und fast ohne Pausen.

DIREKTOR HASSENREUTER, *sich den Schweiß von der Stirn wischend.* Heiß! Berlin macht heiß, meine Herrschaften! In Petersburg ist die Cholera! Sie haben meinen Schülern Spitta und Käferstein gegenüber geklagt, daß Ihr Kindchen nicht zunehmen will, Frau John. Eigentlich ist es ja ein Verfallssymptom unserer Zeit, daß die meisten Mütter ihre Kinder selber zu nähren nicht mehr fähig oder nicht willens sind. Sie haben schon einmal einen Jungen am Brechdurchfall eingebüßt, Mutter John. Hilft alles nichts: wir müssen hier deutsch reden! Damit Sie nun diesmal nicht wieder Pech haben und nicht etwa gar in die Scheren von allerlei alten Basen fallen, deren gute Ratschläge meistens für Säuglinge tödlich sind, hat Ihnen meine Frau auf meine Veranlassung diesen Milchkochapparat mitgebracht. Ich habe damit meine ganze kleine Gesellschaft, auch die Walburga, großgezogen... Sapristi, da sieht man ja auch mal wieder den Herrn John! Bravo! Der Kaiser braucht Soldaten, und Sie hatten einen Stammhalter nötig, Herr John! Gratuliere Ihnen von ganzem Herzen!
Er schüttelt John kräftig die Hand.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER, *am Kinderwagen.* Wieviel... wieviel hat es gewogen bei der Geburt?

FRAU JOHN. Et hat genau acht Pfund und zehn Jramm jewogen.

DIREKTOR HASSENREUTER, *jovial, laut und lärmig.* Ha ha ha, strammes Produkt! Acht Pfund zehn Gramm frisches deutsch-nationales Menschenfleisch!

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Die Augen, das Näschen: der ganze Vater! — Das Kerlchen ist Ihnen wirklich... wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten, Herr John.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie werden den Bengel doch hoffentlich in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnehmen lassen.

FRAU JOHN, *glücklich und gewichtig*. Det wird richtig in de Parochialkirche, richtig am Taufstein, richtig von Jeistlichen wird et jetauft.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sessa! Und welche sind seine Taufnamen?

FRAU JOHN. Det hat natierlich, wie Männer nu eemal sind, 'n langet Jerede abgesetzt. Ich dachte Bruno! Det will er nich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Aber Bruno ist doch kein übler Name.

JOHN. Det mag immer sind, det Bruno weiter keen iebler Name is. Da will ick mir weiter drier nich ausdricken.

FRAU JOHN. Wat sachste nich, det ick 'n Bruder habe, wo Bruno heeßt und wo zwölf Jahre jünger is: und jeht manchmal 'n bißken uff leichte Weeje. Det is bloß de Verführung! Der Junge is jut! Det jloobste nich!

JOHN *bekommt einen roten Kopf*. Jette, du weeßt, wat det mit Brunon for 'n Kreuz jewesen is! Wat wiste?! Soll unser Jungeken so 'n Patron kriejen? Et is 'n Patron! Aber eener, ick kann et nich ändern... eener, wo unter polizeiliche Uffsicht is.

DIREKTOR HASSENREUTER, *lachend*. Um's Himmels willen, dann suchen Sie ihm einen anderen Patron!

JOHN. Jott soll mir bewahren... ick ha mir bei Brunon anjenommen, in de Maschinschlosserei Stellung verschafft, nischt davon jehat als Ärjer un Schande! Jott soll bewahren, det er womeechlich kommt un mein

Jungeken anfassen dut! — *Er krampft die Faust* —
Denn, Jette, denn kennt' ick nich for mir jut sachen.

FRAU JOHN. Immerzu doch, Paul. Bruno kommt ja nich! — So viel kann ick dir aber jewißlich sachen, det mein Bruder mich in die schweren Stunden redlich beiseite jewesen is.

JOHN. Warum haste mir nich kommen lassen, Jette?

FRAU JOHN. So 'n Mann, wo Angst hat, mocht' ick nich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sind Sie nicht Bismarckverehrer, John?

JOHN *kratzt sich hinter den Ohren*. Det kann ick nu so genau nich sachen; aber wat meine Jenossen in't Mauerjewebe sind, die sind et nich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Dann habt ihr kein deutsches Herz im Leibe! Ich habe meinen ältesten Sohn, der bei der Kaiserlichen Marine ist, Otto genannt! Und glauben Sie mir — *er weist auf das Kindchen* —, diese neue künftige Generation wird wissen, was sie dem Schmiede der deutschen Einheit, dem gewaltigen Heros, schuldig ist. — *Er nimmt den Blechkessel des Milchapparates, den Walburga ausgepackt hat, in die Hände und hebt ihn hoch*. — Also, die ganze Geschichte mit diesem Milchapparat ist kinderleicht: das ganze Gestell mit sämtlichen Flaschen — jede Flasche zunächst ein Drittel mit Milch und zwei Drittel mit Wasser gefüllt! — wird in diesen Kessel mit kochendem Wasser gestellt. Auf diese Weise, wenn man das Wasser im Kessel anderthalb Stunden lang auf dem Siedegrade hält, wird der Inhalt der Flaschen keimfrei gemacht: die Chemiker nennen das sterilisieren.

JOHN. Jette, bei de Frau Mauermeister ihre Milch, womit sie die Zwillinge uffziehen dut, wird et ooch sterililililisiert.

Die Schüler des Direktors Hassenreuter, Käferstein und Dr. Kegel, zwei junge Leute im Alter zwischen zwanzig

und fünfundzwanzig, haben angeklopft und die Tür geöffnet.

DIREKTOR HASSENREUTER, *der seine Schüler bemerkt hat.* Geduld, meine Herren, ich komme gleich! Ich arbeite hier einstweilen noch im Fache der Säuglingsernährung und Kinderfürsorge.

KÄFERSTEIN, *ausgesprochener Kopf, große Nase, bleich, ernster Gesichtsausdruck, bartlos, einen immer schalkhaften Zug um den Mund. Mit Grabesstimme, weich, zurückhaltend.* Wir sind nämlich die drei Könige aus dem Morgenlande.

DIREKTOR HASSENREUTER, *der noch immer den Milchkochapparat hoch in den Händen hält.* Was sind Sie?

KÄFERSTEIN, *wie vorher.* Wir wollen das Kindelein grüßen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ha ha ha ha! Wenn Sie schon Könige aus dem Morgenlande sind, meine Herren, dann fehlt doch, soweit ich sehen kann, der dritte.

KÄFERSTEIN. Der dritte ist unser neuer Mitschüler auf dem Felde dramaturgischer Tätigkeit, Kandidat der Theologie Erich Spitta, der durch einen gesellschaftspsychologischen Zwischenfall einstweilen noch Ecke Blumen- und Wallnertheaterstraße festgehalten ist.

Dr. KEGEL. Wir machten uns eiligst aus dem Staube.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sehen Sie, es steht ein Stern über Ihrem Hause, Frau John! — Aber sagen Sie mal, hat sich etwa unser braver Kurpfuscher Spitta wieder mal öffentlich an die Heilung sogenannter sozialer Schäden gemacht? Ha ha ha ha! Semper idem! Das ist ja ein wahres Kreuz mit dem Menschen.

KÄFERSTEIN. Es war ein Auflauf, und da hat er wohl, wie es scheint, in der Volksmenge eine Freundin wieder erkannt.

DIREKTOR HASSENREUTER. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach würde der junge Spitta viel besser zum Sanitätsgehilfen oder zum Heilsarmeeoffizier geeignet

sein. Aber so ist es: der Mensch wird Schauspieler.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Der Lehrer der Kinder, Herr Spitta, wird Schauspieler?

DIREKTOR HASSENREUTER. Wenn du erlaubst, Mama, hat er mir die Eröffnung gemacht. — Aber nun, wenn Sie Weihrauch und Myrrhen bringen, packen Sie aus, lieber Käferstein! Sie sehen, Ihr Direktor ist vielseitig. Bald ver helfe ich meinen Schülern, die ihr nach dem Inhalt der Brüste der Musen durstig seid, zu geistiger Nahrung, nutrimentum spiritus! Bald...

KÄFERSTEIN *klappert mit der Sparkasse*. Nun, ich stelle also das Ding, es ist eine feuersichere Sparkasse, hier neben die Equipage des jungen Herrn Maurerpoliers, mit dem Wunsche, daß er es mindestens mal bis zum Regierungsbaumeister bringen möge.

JOHN *hat Schnapsgläschen auf den Tisch gestellt, nimmt und entkorkt eine unangebrochene Likörflasche*. Na, nu muß ick det Danziger Joldwasser uffmachen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wer da hat, Sie sehen, dem wird gegeben, Frau John.

JOHN, *während er eingießt*. Det is nich jesacht, det for Maurerpolier John sein Kind nich jesorcht wäre, meine Herrn! Aber ick rechen et mir an, meine Herrn. — *Frau Direktor und Walburga ausgenommen, ergreifen alle die Gläser*. — Wohlsein! — Mutter, nu komm, wir wolln ooch ma anstoßen!

Es geschieht, sie trinken.

DIREKTOR HASSENREUTER, *im Ton der Rüge*. Mama, du mußst selbstverständlich mittrinken.

JOHN, *nachdem er getrunken hat, aufgeräumt*. Ick jeh nu ooch nich mehr nach Hamburg hin. D'r Meester mag ma 'n andern hinschicken. Ick zerjle mir schonn mit 'n Meester desweejen drei Dache rum. Ick muß mir nu wieder jleich mein Hut nehmen; hat mir wieder ma jejen sechs uffs Büro bestellt! Wenn er nich will, denn laßt er't bleiben: det jeht nich, det 'n Familien-

vater immer un ewich wech von seine Familie is. Ick ha 'n Kollegen... et kost mir een Wort, da wer ick, wo se de Fundamente lejen, bei't neue Reichstagsgebäude einjestellt. Zwölf Jahre bin ick bei meinen Meester! Et kann ja ooch ma woanders sind.

DIREKTOR HASSENREUTER *klopft John ebenfalls auf die Schulter.* Sessa! Ganz Ihrer Ansicht, Herr Maurerpolier. Unser Familienleben ist eine Sache, die man uns mit Geld und guten Worten nicht abkaufen kann.

Kandidat Erich Spitta tritt ein. Sein Hut ist beschmutzt, sein Anzug trägt Schmutzflecken. Er ist ohne Schlips. Er sieht bleich und erregt aus und säubert mit dem Taschentuch seine Hände.

SPITTA. Verzeihung. Könnte ich mich bei Ihnen mal eben 'n bißchen säubern, Frau John?

DIREKTOR HASSENREUTER. Ha ha ha! Um Gottes willen, was haben Sie denn angebahnt, guter Spitta?

SPITTA. Ich habe nur eine Dame nach Hause begleitet, Herr Direktor, weiter nichts.

DIREKTOR HASSENREUTER, *der an einem allgemeinen Lachausbruch ob der Worte Spittas teilgenommen hat.* Na hören Sie mal an! Und da setzen Sie noch hinzu: weiter nichts? Und verkünden es offen vor allen Leuten?

SPITTA, *verblüfft.* Wieso nicht? Es handelte sich um eine gutgekleidete Dame, die ich hier im Hause auf der Treppe schon öfters gesehen hatte und die leider auf der Straße verunglückt ist.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ach, was Sie sagen: erzählen Sie mal, bester Spitta. Augenscheinlich hat die Dame Ihnen Flecke auf den Anzug und Schrammen auf die Hände gemacht.

SPITTA. Ach nein. Das war wohl höchstens der Janhagel. Die Dame erlitt einen Anfall. Ein Schutzmann griff sie dabei so ungeschickt, daß sie auf den Straßendamm, und zwar dicht vor einem Paar Omnibuspferden, niederfiel. Ich konnte das absolut nicht mit ansehen,

obgleich der Samariterdienst auf der Straße im allgemeinen, wie ich zugebe, unter der Würde gutgekleideter Leute ist.

Frau John schiebt den Kinderwagen hinter den Verschlag und kommt wieder mit einem Waschbecken voll Wasser, das sie auf einen Stuhl setzt.

DIREKTOR HASSENREUTER. Gehörte die Dame vielleicht jener internationalen guten Gesellschaft an, die man je nachdem nur reglementiert oder auch kaserniert?

SPITTA. Das war mir in diesem Falle ebenso gleichgültig, wie ich sagen muß, Herr Direktor, wie dem Omnibusgaul, der seinen linken Vorderhuf geschlagene fünf, sechs oder acht Minuten lang, um die Frau nicht zu treten, die unter ihm lag, in der Schwebelage gehalten hat. — *Spitta erhält eine Lachsalve zur Antwort.* — Sie lachen! Für mich ist das Verhalten des Gauls nicht lächerlich. Ich konnte ganz gut verstehen, daß einige Leute ihm Bravo zuriefen, Beifall klatschten, andre eine Bäckerei stürmten und Semmeln herausholten, womit sie ihn fütterten.

FRAU JOHN, *fanatisch.* I, hätt' er man feste zutreten! — *Die Bemerkung der John löst wieder allgemeines Gelächter aus.* — Und ieberhaupt, wat die Knoben is: die jehört öffentlich uff'n Schandarmenmarkt, öffentlich uff de Bank jeschnallt und jehörig mit Riemen durchjefuchtelt! Stockhiebe, det det Blut man so spritzt.

SPITTA. Ich habe mir niemals eingebildet, daß das sogenannte Mittelalter eine überwundene Sache ist. Es ist noch nicht lange her. Man hat eine Witwe Mayer noch im Jahre achtzehnhundertsiebenunddreißig hier in Berlin, auf dem Hausvogteiplatz, von unten herauf geradebrecht. — *Er zieht Scherben einer Brille hervor.* — Übrigens muß ich sofort zum Optiker.

JOHN, *zu Spitta.* Entschuldijen Se man! Se haben die feine Dame doch hier am Flur jejenieber rinjebracht?

Na ja! Det hat Mutter ja gleich jemerkt, det det keen andrer Mensch wie de Knobben jewesen is, wo bekannt for is, det se Mädels mit zwölf uff de Jasse schickt, selber fortbleibt, trinkt und allerhand Kundschaft hat, um Kinder nich kümmert, und wo berauscht is und uffwachen dut, allens mit Fäuste und Schirme durchprijelt.

DIREKTOR HASSENREUTER, *sich raffend und besinnend.*
Allons, meine Herren, wir müssen zum Unterricht. Es fehlt uns schon eine Viertelstunde. Meine Zeit ist gemessen. Unser Stundenschluß muß leider heute ganz pünktlich sein. Komm, Mama! Auf Wiedersehn, meine Herrschaften!

Der Direktor gibt seiner Frau den Arm und geht, gefolgt von Käferstein und Dr. Kegel ab. Auch John nimmt seinen Kalabreser.

JOHN, *zu seiner Frau.* Adje, ick muß ooch zum Meester hin.

Auch John geht.

SPITTA. Könnten Sie mir mal einen Schlips leihen?

FRAU JOHN. Ick will mal sehn, wat sich bei Paul in de Schublade vorfinden dut. — *Sie öffnet den Tischschub und verfärbt sich.* — Jesus! — *Sie nimmt ein durch ein buntes Band zusammengehaltenes Büschelchen Kinderhaar aus der Schublade.* — Da hab ick ja 'n Büschelschen Haar jefunden, wo mein Jungeken, wo mein Adelbertchen schon in Sarch mit Vaters Papierschere abjeschnitten is. — *Tiefe, kummervolle Traurigkeit zieht sich plötzlich über ihr Gesicht, das sich aber ebenso plötzlich wieder aufhellt.* — Un nu liecht et doch wieder in Kinderwaachen! — *Sie geht mit eigentümlicher Fröhlichkeit, das Haarbüschel in der Hand den jungen Leuten vorweisend, zur Thür des Verschlages, wo der Kinderwagen, zwei Drittel sichtbar, sich befindet. Dort angelangt, hält sie das Haarbüschel an das Kinderköpfchen:* Na nu kommt mal, kommt mal! — *Sie winkt mit seltsamer Heimlichkeit Walburga und Spitta, die auch neben sie an den Kinder-*

wagen treten. Seht mal det Häarchen und det! —? ob det nich detselbichte... ob det nich janz und jänzlich een und detselbichte Häarchen is.

SPITTA. Richtig! Bis auf die kleinste Nuance, Frau John.

FRAU JOHN. Jut so! jut so! Mehr wollt ick nich! *Sie verschwindet mit dem Kinde hinter dem Verschlag.*

WALBURGA. Findest du nicht, Erich, daß das Betragen der John eigentümlich ist?

SPITTA *faßt Walburgas Hände und küßt sie scheu und inbrünstig.* Ich weiß nicht, weiß nicht! Oder ich zähle heut nicht mit, weil ich alles von vornherein subjektiv düster gefärbt sehe. Hast du den Brief bekommen?

WALBURGA. Jawohl. Aber ich konnte nicht herausfinden, warum du so lange nicht bei uns gewesen bist.

SPITTA. Verzeih, Walburga, ich konnte nicht kommen.

WALBURGA. Warum nicht?

SPITTA. Weil ich innerlich zu zerrissen bin.

WALBURGA. Du willst Schauspieler werden? Ist's wahr? Du willst umsatteln?

SPITTA. Was schließlich noch mal aus mir wird, steht bei Gott! Nur niemals ein Pastor, niemals ein Landpfarrer!

WALBURGA. Du, ich habe mir lassen die Karten legen.

Spitta. Das ist Unsinn, Walburga. Das sollst du nicht.

WALBURGA. Ich schwöre dir, Erich, es ist kein Unsinn. Sie hat mir gesagt, ich hätte einen heimlichen Bräutigam, und der sei Schauspieler. Natürlich hab' ich sie ausgelacht, und gleich darauf sagt Mama, du wirst Schauspieler.

SPITTA. Tatsächlich?

WALBURGA. Tatsächlich! Und dann hat mir die Kartenlegerin noch gesagt, wir würden durch einen Besuch viel Not haben.

SPITTA. Mein Vater kommt nach Berlin, Walburga, und das ist allerdings wahr, daß uns der alte Herr etwas zu schaffen machen wird. — Vater weiß das nicht, aber ich bin mit ihm innerlich längst zerfallen, auch ohne diese Briefe, die mir hier in der Tasche brennen und mit denen er meine Beichte beantwortet hat.

WALBURGA. Über unserm verunglückten Rendezvous hat wirklich ein böser, neidischer, giftiger Stern geschwebt. Wie habe ich meinen Papa bewundert! Aber seit jenem Sonntag werde ich aller Augenblick' rot für ihn, und so sehr ich mir Mühe gebe, ich kann ihm seitdem nicht mehr gerade und frei ins Auge sehn.

SPITTA. Hast du mit deinem Papa auch Differenzen gehabt?

WALBURGA. Ach, wenn es bloß das wäre! Ich war stolz auf Papa! Und jetzt muß ich zittern; wenn du es wüßtest, ob du uns überhaupt noch achten kannst.

SPITTA. Ich, und verachten! Ich wüßte nicht, was mir weniger zukäme, gutes Kind. Sieh mal: ich will mit Offenheit gleich mal vorangehn. Eine sechs Jahre ältere Schwester von mir war Erzieherin, und zwar in einem adeligen Hause. Da ist etwas passiert... und als sie im Elternhaus Zuflucht suchte, stieß mein christlicher Vater sie vor die Tür. Er dachte wohl: Jesus hätte nicht anders gehandelt! Da ist meine Schwester allmählich gesunken, und nächstens werden wir beide mal nach dem kleinen sogenannten Selbstmörderfriedhof bei Schildhorn gehn, wo sie schließlich gelandet ist.

WALBURGA *umarmt Spitta*. Armer Erich, davon hast du ja nie ein Wort gesagt.

SPITTA. Das ist eben nun anders: ich spreche davon. Ich werde auch hier mit Papa davon sprechen, und wenn es darüber zum Bruche kommt. — Du wunderst dich immer, wenn ich erregt werde und wenn ich mich manchmal nicht halten kann, wo ich sehe, wie irgendein armer Schlucker mit Füßen gestoßen wird, oder wenn

der Mob etwa eine arme Dirne mißhandelt. Ich habe dann manchmal Halluzinationen und glaube am helllichten Tage Gespenster, ja meine leibhaftige Schwester wiederzusehn.

Pauline Piperkarcka, ebenso wie früher gekleidet, tritt ein. Ihr Gesichtchen erscheint bleicher und hübscher geworden.

DIE PIPERKARCKA. Jun Morjen!

FRAU JOHN, *hinter dem Verschlage*. Wer ist denn da?

DIE PIPERKARCKA. Pauline, Frau John.

FRAU JOHN. Pauline? — Ick kenne keene Pauline.

DIE PIPERKARCKA. Pauline Piperkarcka, Frau John.

FRAU JOHN. Wer? — Denn wachten Se man 'ne Minute, Pauline!

WALBURGA. Adieu, Frau John.

FRAU JOHN *erscheint vor dem Verschlage, schließt sorgfältig den Vorhang hinter sich*. Jawoll! Ick ha mit det Freilein wat zu verabreden. Seht ma, det ihr naus uff de StraÙe kommt! *Spitta und Walburga schnell ab. Frau John schließt die Thür hinter beiden*. Sie sind et, Pauline? Wat wollen Se denn?

DIE PIPERKARCKA. Wat werde wollen? Et hat mir herjetrieben. Habe nich länger warten können. Muß sehn, wie steht.

FRAU JOHN. Wat denn? Wat soll denn stehn, Pauline?

DIE PIPERKARCKA, *mit etwas schlechtem Gewissen*. Na, ob jesund is, ob jut in Stand.

FRAU JOHN. Wat soll denn jesund, wat soll denn in Stande sind?

DIE PIPERKARCKA. Dat sollen woll wissen von janz alleine.

FRAU JOHN. Wat soll ick denn von alleene wissen?

DIE PIPERKARCKA. Ob Kind auch nich zujestoßen is.

FRAU JOHN. Wat for'n Kind? Un wat zujestoßen?

Reden Se deitsch! Se blubbern ja man keen eenziget richtiget deutsches Wort aus de Fresse raus.

DIE PIPERKARCKA. Wenn ick nur sagen, was wahr is, Frau John.

FRAU JOHN. Na wat denn?

DIE PIPERKARCKA. Mein Kind...

FRAU JOHN *haut ihr eine gewaltige Backpfeife*. Det sache nochmal, un denn kriste so lange den Schuh um de Ohren, bis et dir vorkommt, det du 'ne Mutter von Drillinge bist. Nu raus! Un nu laß dir nich wieder blicken!

DIE PIPERKARCKA *will fort. Rüttelt an der Thür, die aber verschlossen ist*. Hat mir jeschlagen, zu Hilfe, zu Hilfe! Brauche mir nich jefallen zu lassen! — *Weinend*: Aufmachen! Hat mir mißhandelt, Frau John!

FRAU JOHN, *vollkommen umgewandelt, umarmt Pauline, sie so zurückhaltend*. Pauline, um Jottet willen, Pauline! Ick weeß nich, wat in mir jefahren hat! Sein Se man jut, ick leiste ja Abbitte! Wat soll ick tun? Pauline, soll ick fußfällig uff de Knie, Pauline, Pauline, Abbitte tun?

DIE PIPERKARCKA. Was haben mir ins Jesicht jeschlagen? Ick jehe zu Wache und zeigen an, det mir hier ins Jesicht jeschlagen hat. Ick zeigen an, ick gehen zu Wache.

FRAU JOHN *hält ihr Gesicht hin*. Da, hauste mir wieder in't Jesicht! Denn is et jut! denn is et verjlichen.

DIE PIPERKARCKA. Ick jehe zu Wache...

FRAU JOHN. Denn is et verjlichen. Ick sache, Mächen, denn is et, Mächen, sag ick, akkurat mit de Waage verjlichen! Wat wiste nu, Mächen? Nu jeradezu!

DIE PIPERKARCKA. Wat soll mich nützen, wenn Backe jeschwollen is.

FRAU JOHN *haut sich selbst einen Backenstreich*. Da! Meine Backe is ooch jeschwollen. Mächen, hau zu, und jeniere dir nich! — Un denn komm, denn raus, watte uff 'n Herzen hast. Ick will mittlerweile... ick

koche inzwischen for Sie und for mir, Freilein Pauline, 'n rechten juten Bohnenkaffee, Jott weeß et, und keene Zichorientunke.

DIE PIPERKARCKA, *weicher*. Warum sin denn auf einmal so niederträchtig und jrob zu mich armes Mächen, Frau John?

FRAU JOHN. Det is et! det mecht ick alleene wissen! Komm Se, Pauline, setzen sich! So! Scheeneken, sag ick! Setzen sich! Scheen, det Se mich ma besuchen komm! Wat ha ick von meine Mutter desweejen schon for Schmisse jekricht, ick bin doch aus Brickenberch jebürtig! weil ick mir manchmal ja nich jekannt habe. Die hat mehr wie eemal zu mich jesacht: Mädél, paß uff: du machst dir ma unglücklich. Det kann ooch sin, det se recht haben dut. Wie jeht's, Pauline, wat machen Se denn?

DIE PIPERKARCKA *legt Scheine und Silbergeld, die Handvoll, ohne zu zählen, auf den Tisch*. Hier is det Jeld: ick brauchen ihm nicht.

FRAU JOHN. Ick weeß doch von keenen Jelde, Pauline.

DIE PIPERKARCKA. Oh, werden woll janz jut wissen von Jeld! Et hat mir jebannt. Et war mich wie Schlange unter Kopfkissen...

FRAU JOHN. I wo denn...?

DIE PIPERKARCKA. Is vorjekrochen, wo ick müde bin eineschlafen. Hat mir jepeinigt, hat mir umringt, hat mir jequetscht, wo ick habe laut aufjeschrien, und meine Wirtin hat mir jefunden, wo ick fast abjstorben, längelang auf Diele jelegen bin.

FRAU JOHN. Lassen Se det man jut sind, Pauline! Trinken Se erst ma 'n kleenen Schnaps! — *Sie gießt ihr Kognak ein*. — Un dann essen Se erst ma 'n Happenpappen: mein Mann hat jestern Jeburtstag gehat. *Sie holt einen Streuselkuchen, von dem sie Streifen schneidet*.

DIE PIPERKARCKA. I wo denn, ick mag nich essen, Frau John.

FRAU JOHN. Det stärkt, det dut jut, det müssen Se essen! Aber ick muß mir doch freuen, Pauline, det Se doch wieder mit Ihre jute Natur bei Ihre Kräfte jekommen sin.

DIE PIPERKARCKA. Nu will ick et aber mal sehn, Frau John.

FRAU JOHN. Wat denn, Pauline? Wat woll'n Se denn sehn?

DIE PIPERKARCKA. Hätt ick laufen jekonnt, wär ick früher jekomm. Das will jetzt sehn, warum jekommen bin.

Frau John, deren fast kriechende Freundlichkeiten von angstvoll bebenden Lippen gekommen sind, erbleicht auf eine unheilverkündende Weise und schweigt. Sie geht nach dem Küchenschrank, reißt die Kaffeemühle heraus und schüttelt heftig Kaffeebohnen hinein. Sie setzt sich, quetscht die Kaffeemühle energisch zwischen die Knie, faßt die Kurbel und starrt mit einem verzehrenden Ausdruck namenlosen Hasses zur Piperkarcka hinüber.

FRAU JOHN. So? — Ach! — Wat wiste sehen? — Wat wiste nu jetzt uff eemal sehn? — Det, det wat de hast mit deine zwee Hände erwürjen jewollt.

DIE PIPERKARCKA. Ick? —

FRAU JOHN. Wiste noch liijen? Ick werde dir anzeigen.

DIE PIPERKARCKA. Nu haben mir aber jenug jequält und bis auf't Blut jemartert, Frau John. Mir nachjestellt, mir Schritt und Tritt nich Ruhe jelassen. Bis haben Kind auf Oberboden auf Haufen alter Lumpen zu Welt jebracht. Mich Hoffnung jemacht, mit schlechten Spitzbubenjungen Angst jemacht. Mich Karten jelegt von wegen mein Bräutigam un weiterjehetzt, bis bin wie verrückt jeworden.

FRAU JOHN. Det bist du ooch noch! Jawoll: du bist janz und jar verrückt! Wat, ick hab dir jequält? Wat hab ick? Ick habe dir aus 'n Rinnstein jlesen! Ick

hab dir jeholt bei Schneejestöber, bei de Normaluhr, wo de hast mit verzweifelte Oochen — un wie de hast ausjesehen! — hintern Laternanzünder herjestarrt. Jawoll: denn ha ick dir nachjestellt, det dir der Schutzmänn, det dir der jrüne Waachen, det dir der Deibel nich hat holen jekonnt! Ick habe dir keene Ruhe jelassen, ick ha dir jemartert, bis det de nich sollst mit dein Kind unterm Herzen in't Wasser jehn. — *Äfft ihr nach:* Ick jeh im Landwehrkanal, Mutter John! Ick erwürje det Kind! Ick ersteche det Wurm mit meine Hutnadell! Ick jeh, ick lauf, wo der Lump von Vater sitzen un Zither spielen dut, mitten in't Lokal, und schmeiß ihn det tote Kind vor die Fiße. Det haste jesacht, so haste jesprochen, so jing et den lieben langen Dach, un manchmal de halbe Nacht noch dazu, bis ick dir hab hier ins Bette jebracht un so lange jestreichelt, det de bist endlich injeschlafen un bist mittags um zwölf, wie die Glocken von alle Kirchen jeläut't haben, an andern Dache erst wieder uffjewacht. Jawoll, so ha ick dir angst jemacht, wieder Hoffnung jemacht, so ha ick dir keene Ruhe jelassen! Haste det allens verjessen, wat?

DIE PIPERKARCKA. Aber et is doch mein Kind, Mutter John...

FRAU JOHN *schreit.* Denn hol et dir aus'n Landwehrkanale!

Sie springt auf, läuft umher und nimmt bald diesen, bald jenen Gegenstand in die Hand, um ihn sogleich wieder wegzuwurfen.

DIE PIPERKARCKA. Soll ick mein Kind nich ma sehen dürfen?

FRAU JOHN. Spring in't Wasser un such et! Denn haste et! Weeß Jott, ick halte dir nu weiter nich.

DIE PIPERKARCKA. Jut! Mejen mich schlajen, mejen mir prügeln, mejen mir schmeißen Wasserflasche an Kopp: eh nich weiß, wo Kind is, eh nich haben mit Augen jesehen, bringen mich keiner und niemand von Stelle fort.

FRAU JOHN, *einlenkend*. Pauline, ick ha et in Flege jegeben.

DIE PIPERKARCKA. Lijje! Ick hör et doch schmatzen, wo et janz genau hintern Vorhang is! — *Das Kind hinter dem Tapetenverschlag beginnt zu schreien. Die Piperkarcka eilt auf den Vorhang zu, dabei nicht ohne falsche Note, ein wenig pathetisch weinerlich rufend: Weine nicht, armes, armes Jungchen, jutes Mutterchen kommen schon! — Frau John, fast von Sinnen, ist vor den Eingang gesprungen, den sie der Piperkarcka verstellt. — Die Piperkarcka, ohnmächtig wimmernd, mit geballten Fäusten: Soll mir jetzt zu mein Kinde reinlassen!*

FRAU JOHN, *furchtbar verändert*. Sieh mir ma an, Mächen! Mächen, sieh mir ma in't Jesicht! — Jloobst du, det mit eene, die aussieht wie ich... det mit mir noch zu spaßen is? — *Die Piperkarcka hat wimmernd Platz genommen. Setz dir! flenne! wimmere! bis dir, ick weß nich wat... jammere, bis det dir die Jurjel geschwollen is! Det, wenn de hier rinwillst — denn bist du tot, oder ick bin tot — un denn is ooch det Jungchen nich mehr am Leben!*

DIE PIPERKARCKA *erhebt sich entschlossen*. Denn jeben acht, was jeschehen, Frau John!

FRAU JOHN, *wiederum einlenkend*. Pauline, die Sache is zwischen uns richtig un abjemacht. Wat wollen Se sich mit det Kindchen behängen, wo jetzt mein Kindeken und in beste Hände jeborgen is? Wat wollen Se denn mit det Kindeken uffstellen? Jehn Se zu Ihren Breitijm! Da sollen Se woll mit den Besseres zu tun haben als Kinderjeschrei, Kindersorjen und Kimmernis.

DIE PIPERKARCKA. Erst recht! Nu jerade! Nu muß er mir heiraten! — Haben alle... hat Frau Kielbacke, als ick mir müssen haben behandeln lassen, zu mich jesacht. Soll nich nachjeben! Muß mir heiraten. Auch Standesbeamte gab mich Rat. Hat jesacht, janz wütend,

als ick haben erzählt, wohin jekrochen un habe Kind auf Dachboden Welt jebracht... schreit janz wütend: ick muß nich nachlassen. Hat jesacht arme jeschundene Kreatur zu mich, Tasche jejriffen, Taler zwei Jroschen Jeld jeschenkt. Jut! Lasse mir weiter nich ein, Frau John. Adje! Bin bloß jekommen, sowieso, daß morjen nachmittag fünf zu Hause sind! Warum? Weil morjen einjesetzter Pfleger von Jemeinde nachsehn kommt. Ick werde mir weiter hier noch rumärgern.

FRAU JOHN, *starr, entgeistert*. Wat, du hast et jemeldt uff't Standesamt?

DIE PIPERKARCKA. Etwa nich? Ick soll woll Jefängnis komm?

FRAU JOHN. Wat hast du jemeldet beim Standesbeamten?

DIE PIPERKARCKA. Sonst janischt, als det mit Knaben niederjekommen bin. Ick hab mir jeschämt, o Jott, bin über un über rot jeworden! Mir is, ick sink gleich in de Erde rin.

FRAU JOHN. So! — Wenn de dir so jeschämt hast, Mächen, warum haste's denn aber anjezeigt?

DIE PIPERKARCKA. Weil mich meine Wirtin und ooch Frau Kielbacke, wo mich hinjeführt hat, mich partout nich Ruhe jegeben.

FRAU JOHN. So! — Denn wissen se't also uff't Standesamt?

DIE PIPERKARCKA. Na ja, det müssen se wissen, Frau John.

FRAU JOHN. Aber ha ick dir dat nich einjeschärft...?

DIE PIPERKARCKA. Det muß man melden! Soll ick denn abjeführt Untersuchung und Plötzensee gesteckt?

FRAU JOHN. Ick ha doch jesacht: ick jeh et anmelden.

DIE PIPERKARCKA. Habe gleich bei Standesbeamte jefracht. Is keene jekommen, hat anjemeldt.

FRAU JOHN. Un wat haste nu also anjegeben?

DIE PIPERKARCKA. Daß Aloisius Theophil heißen soll un daß bei Sie, Frau John, in Pflege is.

FRAU JOHN. Un morjen will eener nachsehn komm?

DIE PIPERKARCKA. Det is een Herr von de Vormundschaft. Was is denn weiter? Nun sin doch ruhig un sin vernünftig! Haben mich wirklich vorher Schrecken in alle Jlieder jejagt.

FRAU JOHN, *abwesend*. Nu freilich: det is nu nich mehr zu ändern. Det is ja nu ooch in Jottesnamen nu jroß weiter nischt.

DIE PIPERKARCKA. Gelt, un kann nu mein Kindchen auch sehn, Frau John?

FRAU JOHN. Heute nich! Morjen, morjen, Pauline.

DIE PIPERKARCKA. Warum nich heut?

FRAU JOHN. Weil det det Beschreien nich jut dut, Pauline! Also morjen, um Uhre fünfen nachmittag?

DIE PIPERKARCKA. Steht jeschrieben, sagt mir Wirtin, daß Herr von die Stadt Uhren fünfen morjen nachsehn kommt.

FRAU JOHN, *indem sie die Piperkarcka hinauschiebt und selbst mit hinausgeht, im Tone der Abwesenheit*. Jut so. Laß er man kommen, Mächen!

Frau John ist einen Augenblick auf den Flur hinausgetreten und kommt ohne die Piperkarcka wieder herein. Sie ist seltsam verändert und geistesabwesend. Sie tut einige hastige Schritte gegen die Verschlagstür, steht jedoch plötzlich wieder still mit einem Gesichtsausdruck vergeblichen Nachsinnens. Dieses Grübeln unterbricht sie, heftig gegen das Fenster zu eilend. Hier wendet sie sich, und wieder erscheint der hilflose Ausdruck schwerer Bewußtlosigkeit. Langsam, wie eine Nachtwandlerin, tritt sie an den Tisch und läßt sich daran nieder, das Kinn in die Hand stützend.

Nun erscheint Selma Knobbe in der Thür.

SELMA. Mutter schläft, Frau John. Ick ha solchen Hunger. Kann ick 'n Happen Brot kriejen? *Frau John*

erhebt sich mechanisch und schneidet ein Stück von einem Laib Brot, wie unter dem Einfluß einer Suggestion. — Selma, der die Verfassung der Frau auffällt: Ick bin's! — Wat is denn? Schneiden sich man bloß nich etwa mit Brotmesser!

FRAU JOHN, mit trockenem Röcheln, das sie mehr und mehr überwältigt, indem sie Brot und Brotmesser willenlos auf den Tisch gleiten läßt. Angst! Sorge! — Da wißt ihr nischt von! Sie zittert und sucht einen Halt, um nicht umzusinken.

DRITTER AKT

Alles wie im ersten Akt. Die Lampe brennt. Auf dem Gange schwaches Ampellicht.

Direktor Hassenreuter gibt seinen drei Schülern, Spitta, Dr. Kegel und Käferstein, dramatischen Unterricht. Er selbst sitzt am Tisch, öffnet fortgesetzt Briefe und schlägt skandierend mit dem Falzbein auf den Tisch. Vorn stehen auf der einen Seite Kegel und Käferstein, auf der anderen Spitta, einander als beide Chöre der Braut von Messina gegenüber. Ihre Füße befinden sich innerhalb eines Schemas aufgestellt, das mit Kreide auf den Fußboden gezeichnet ist und diesen in die vierundsechzig Felder des Schachbretts einteilt. Auf dem Kontorbock am Stehpult sitzt Walburga, in ein großes Kontobuch eintragend. Im Hintergrund, wartend, steht der Vizewirt oder Hausmeister Quaquaro, ein vierzigjähriger, vierschrötiger Mensch, der Inhaber eines wandernden Zirkus und, als Athlet, Hauptmitglied desselben sein könnte. Seine Sprache ist tenorhaft guttural. Er trägt Schlafschuhe. Die Beinkleider durch einen gestickten Gürtel gehalten. Ein offenes Hemd, nicht unsauber, ein leichtes Jackett und die Mütze in der Hand.

Dr. KEGEL und KÄFERSTEIN, mit gewaltiger Pathetik.

Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
prangende Halle,
dich, meiner Herrscher
fürstliche Wiege,
säulengetragenes herrliches Dach.
Tief in der Scheide...

DIREKTOR HASSENREUTER schreit wütend. Pause! Punkt! Punkt! Pause! Punkt! Sie drehen doch keinen Leierkasten! Der Chor aus der Braut von Messina ist doch kein Leierkastenstück! „Dich begrüß' ich in Ehrfurcht“ nochmal von Anfang an, meine Herren! „Dich

begrüß' ich in Ehrfurcht, prangende Halle!“ Etwa so, meine Herren! „Tief in der Scheide ruhe das Schwert.“ Punktum! „Herrliches Dach“, wollt' ich sagen: punktum! Meinethalben fahren Sie fort!

DR. KEGEL und KÄFERSTEIN.

Tief in der Scheide
ruhe das Schwert,
vor den Toren gefesselt
liege des Streits schlangenhaarigtes Scheusal.
Denn...

DIREKTOR HASSENREUTER, *wie vorher*. Halt! Wissen Sie nicht, was ein Punkt bedeutet, meine Herren? Haben Sie denn keine Elementarkenntnisse? „Schlangenhaarigtes Scheusal.“ Punkt! Denken Sie sich einen Pfahl eingerammt: halt! Punkt! Alles ist totenstille! Als wenn Sie gar nicht mehr in der Welt wären, Käferstein! Und dann raus mit der Posaunenstimme aus der Brust! Halt! Um Gottes willen nicht lispeln! — „Denn...“ Weiter! los!

DR. KEGEL und KÄFERSTEIN.

Denn des gastlichen Hauses
unverletzliche Schwelle
hütet der Eid, der Erinnyen Sohn...

DIREKTOR HASSENREUTER *springt auf, brüllt, läuft umher*. Eid, Eid, Eid, Eid!! Halt! Wissen Sie nicht, was ein Eid ist, Käferstein? „Hütet der Eid!! — der Erinnyen Sohn.“ Der Eid ist der Erinnyen Sohn, Doktor Kegel! Stimme heben! Tot! Das Publikum, bis zum letzten Logenschließer, ist eine einzige Gänsehaut! Schauer durchrieselt alle Gebeine! Passen Sie auf: „Denn des Hauses Schwelle hütet der Eid!!! — der Erinnyen Sohn, der furchtbarste unter den Göttern der Hölle!“ — Nicht wiederholen, weiter im Text! Sie können sich aber jedenfalls merken, daß ein Eid und ein Münchner Bierrettich zwei verschiedene Dinge sind.

SPITTA, *deklamiert*.

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen...

DIREKTOR HASSENREUTER. Halt! — *Er läuft zu Spitta und biegt an seinen Armen und Beinen herum, um eine gewünschte tragische Pose zu erzielen.* — Erstlich fehlt die statuarische Haltung, mein lieber Spitta. Die Würde einer tragischen Person ist bei Ihnen auf keine Weise ausgedrückt. Dann sind Sie nicht, wie ich ausdrücklich verlangt habe, von Feld I D mit dem rechten Fuß auf II C getreten. Endlich wartet Herr Quaquaro: unterbrechen wir einen Augenblick! — *Er wendet sich an Quaquaro:* So, jetzt steh' ich zu Diensten, Herr Vizewirt; das heißt, ich habe Sie bitten lassen, weil mir leider, wie sich bei der Inventur herausstellt, mehrere Kisten mit Kostümen abhanden gekommen, mit andern Worten gestohlen sind. Bevor ich nun meine Anzeige mache, wozu ich natürlich entschlossen bin, wollte ich erst mal Ihren Rat hören. Um so mehr, da sich auch sonst noch etwas, wie soll ich sagen, eine sonderbare Bescherung statt der verlorren Kleiderkisten in einem Winkel des Bodens angefundnen hat: ein Fund, um Virchow zu benachrichtigen. Erstlich ein blaukariertes Plumeau, wahrhaft prähistorisch, und eine unaussprechliche Scherbe, deren Bestimmung im ganzen harmlos, aber ebenfalls unaussprechlich ist.

QUAQUARO. Herr Direkter, ick kann ja ma oben steigen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Tun Sie das! Sie finden oben Frau John, die durch den Fund eigentlich noch mehr als ich selbst beunruhigt ist. Diese drei Herren, die meine Schüler sind, lassen es sich partout nicht ausreden, daß da oben etwas wie eine Mordgeschichte vorgefallen ist. Aber bitte: wir wollen keinen Skandal schlagen!

KÄFERSTEIN. Wenn bei meiner Mutter in Schneide-mühl im Laden irgend etwas abhanden kam, hieß es immer, das hätten die Ratten gefressen. Und wirklich, was man in diesem Hause von Ratten und Mäusen sieht

— auf der Treppe hätt' ich beinahe eine totgetreten! — warum sollten Kisten und Theatergarderobe — Seide schmeckt süß — nicht ebenfalls von ihnen vertilgt worden sein!

DIREKTOR HASSENREUTER. Geschenk, geschenkt! Alle weiteren Schnittwarenladenphantasien, ha ha ha ha! sind Ihnen geschenkt, bester Käferstein. Es fehlt nur noch, daß Sie uns Ihre Gespenstergeschichten nochmals auftischen, vom Kavalleristen Sorgenfrei, der sich nach Ihrer Behauptung seinerzeit, als das Haus noch Reiterkaserne war, mit Sporen und Schleppsäbel auf meinem Boden erhängt hat. Und daß Sie den noch in Verdacht nehmen.

KÄFERSTEIN. Sie können den Nagel noch sehn, Herr Direktor.

QUAQUARO. Det wird in janzen Hause rum erzählt von den Soldat, Namens Sorjenfrei, der sich irgendwo hier oben in Dachstuhl mit 'ne Schlinge jeendigt hat.

KÄFERSTEIN. Die Tischlersfrau auf dem Hof und eine Mäntelnäherin aus dem zweiten Stock haben ihn wiederholt bei hellichem Tage aus dem Dachfenster nicken und militärisch stramm heruntergrüßen sehn.

QUAQUARO. Een Unteroffizier hat dem Soldaten Sorjenfrei ja woll eene Dunstkiepe jenannt und 'n aus Feez eene rinjelangt. Det hat sich der Dämlack zu Herzen jenomm.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ha ha ha! Militärmißhandlungen und Geistergeschichten! Diese Verquickung ist originell, aber zur Sache gehört sie nicht. Ich nehme an, der Diebstahl, oder was sonst in Frage kommt, ist während jener elf oder zwölf Tage vor sich gegangen, als ich in Geschäften im Elsaß gewesen bin. Also sehen Sie sich die Geschichte mal an, und bitte, Sie werden mir nachher Bescheid sagen! *Der Direktor wendet sich seinen Schülern zu. Quaquaro steigt über die Bodentreppe*

und verschwindet in der Bodenluke. Allright, bester Spitta, schießen Sie los!

SPITTA *rezitiert nur sinngemäß und ohne Pathos.*

Zürnend ergrimmt mir das Herz im Busen,
zu dem Kampf ist die Faust geballt,
denn ich sehe das Haupt der Medusen,
meines Feindes verhaßte Gestalt.

Kaum gebiet' ich dem kochenden Blute.

Gönn' ich ihm die Ehre des Worts?

Oder gehorch' ich dem zürnenden Mute?

Aber mich schreckt die Eumenide,
die Beschirmerin dieses Orts,
und der waltende Gottesfriede.

DIREKTOR HASSENREUTER *hat sich niedergelassen und lauscht, den Kopf in die Hand gestützt, voll Ergebenheit. Erst einige Sekunden, nachdem Spitta geendet hat, blickt er wie zu sich kommend auf.* Sind Sie fertig, Spitta?! Ich danke sehr! Sehen Sie, lieber Spitta, ich bin nun Ihnen gegenüber wieder mal in die allerverzwickteste Lage geraten: entweder ich sage Ihnen frech ins Gesicht, daß ich Ihre Vortragsart schön finde — und dann habe ich mich der allerniederträchtigsten Lüge schuldig gemacht — oder ich sage, ich finde sie scheußlich, und dann haben wir wieder den schönsten Krach.

SPITTA, *erbleichend.* Ja, alles Gestelzte, alles Rhetorische liegt mir nicht. Deshalb bin ich ja von der Theologie abgesprungen, weil mir der Predigerton zuwider ist.

DIREKTOR HASSENREUTER. Da wollen Sie wohl die tragischen Chöre wie der Gerichtsschreiber ein Gerichtsprotokoll oder wie der Kellner die Speisekarte herunterhaspeln?

SPITTA. Ich liebe überhaupt den ganzen sonoren Bombast der Braut von Messina nicht.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sagen Sie das nochmal, lieber Spitta!

SPITTA. Es ist nicht zu ändern, Herr Direktor: unsre

Begriffe von dramatischer Kunst divergieren in mancher Beziehung total.

DIREKTOR HASSENREUTER. Mensch, Ihr Gesicht in diesem Augenblick ist ja geradezu ein Monogramm des Größenwahns und der Dreistigkeit. Pardon! Aber jetzt sind Sie mein Schüler und nicht mehr mein Hauslehrer! Ich! und Sie!? Sie blutiger Anfänger! Sie und Schiller! Friedrich Schiller! Ich habe Ihnen schon zehnmal gesagt, daß Ihr pueriles bißchen Kunstanschauung nichts weiter als eine Paraphrase des Willens zum Blödsinn ist.

SPITTA. Das müßte mir erst bewiesen werden.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie beweisen es selbst, wenn Sie den Mund auftun! — Sie leugnen die Kunst des Sprechens, das Organ, und wollen die Kunst des organlosen Quäkens dafür einsetzen! Sie leugnen die Handlung im Drama und behaupten, daß sie ein wertloses Akzidens, eine Sache für Gründlinge ist. Sie negieren die poetische Gerechtigkeit, Schuld und Sühne, die Sie als pöbelhafte Erfindung bezeichnen: eine Tatsache, wodurch die sittliche Weltordnung durch Euer Hochwohlgeboren gelehrten und verkehrten Verstand aufgehoben ist. Von den Höhen der Menschheit wissen Sie nichts. Sie haben neulich behauptet, daß unter Umständen ein Barbier oder eine Reinmachefrau aus der Mulackstraße ebensogut ein Objekt der Tragödie sein könnte als Lady Macbeth und König Lear.

SPITTA, *bleich, putzt seine Brille.* Vor der Kunst wie vor dem Gesetz sind alle Menschen gleich, Herr Direktor.

DIREKTOR HASSENREUTER. So? Ach? Wo haben Sie diesen hübschen Gemeinplatz her?

SPITTA, *unbeirrt.* Dieser Satz ist mir zur zweiten Natur geworden. Ich befinde mich dabei vielleicht mit Schiller und Gustav Freytag, aber keinesfalls mit Lessing und Diderot im Gegensatz. Ich habe die letzten zwei Semester mit dem Studium dieser wahrhaft großen Dramaturgen zugebracht, und der gestelzte französische

Pseudoklassizismus bleibt mir durch sie endgültig totgeschlagen, sowohl in der Dichtkunst als in den grenzenlos läppischen späteren Goetheschen Schauspiellervorschriften, die durch und durch mumifizierter Unsinn sind.

DIREKTOR HASSENREUTER. So!

SPITTA. Und wenn sich das deutsche Theater erholen will, so muß es auf den jungen Schiller, den jungen Goethe des Götz und immer wieder auf Gotthold Ephraim Lessing zurückgreifen: dort stehen Sätze, die der Fülle der Kunst und dem Reichtum des Lebens angepaßt, die der Natur gewachsen sind.

DIREKTOR HASSENREUTER. Walburga! Ich glaube, Herr Spitta verwechselt mich. Herr Spitta, Sie wollen Privatstunden halten. Bitte, zieh dich doch mit Herrn Spitta zur Privatstunde in die Bibliothek zurück! — Wenn die menschliche Arroganz und besonders die der jungen Leute kristallisiert werden könnte, die Menschheit würde darunter wie eine Ameise unter den Granitmassen eines Urgebirges begraben sein.

SPITTA. Ich würde dadurch aber nicht widerlegt werden.

DIREKTOR HASSENREUTER. Mensch! Ich habe nicht nur zwei Semester königliche Bibliothek hinter mir, sondern ich bin ein ergrauter Praktiker, und ich sage Ihnen, daß der Goethesche Schauspielerkatechismus A und O meiner künstlerischen Überzeugung ist. Paßt Ihnen das nicht, so suchen Sie sich einen anderen Lehrmeister!

SPITTA, *unbeirrt*. Goethe setzte sich mit seinen senilen Schauspielerregeln, meiner Ansicht nach, zu sich selbst und zu seiner eigenen Natur in kleinlichsten Gegensatz. Und was soll man sagen, wenn er dekretiert: jede spielende Person, gleichviel welchen Charakter sie darstellen soll — wörtlich! —, müsse etwas Menschenfresserartiges in der Physiognomie zeigen — wörtlich —,

wodurch man sogleich an ein hohes Trauerspiel erinnert werde.

Käferstein und Kegel versuchen Menschenfresserphysiognomien.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ziehen Sie doch das Notizbuch, mein guter Spitta, und schreiben Sie, bitte, hinein, daß Direktor Hassenreuter ein Esel ist! Schiller ein Esel! Goethe ein Esel! Natürlich auch Aristoteles — *er fängt plötzlich wie toll zu lachen an* — und, ha ha ha! ein gewisser Spitta ein Nachtwächter.

SPITTA. Es freut mich, Herr Direktor, daß Sie doch wenigstens wieder bei guter Laune sind.

DIREKTOR HASSENREUTER. Nein, Teufel, ich bin bei sehr schlechter Laune! Sie sind ein Symptom. Also nehmen Sie sich nicht etwa wichtig! — Sie sind eine Rattel! Aber diese Ratten fangen auf dem Gebiete der Politik — Rattenplage! — unser herrliches neues geeinigtes Deutsches Reich zu unterminieren an. Sie betrügen uns um den Lohn unserer Mühe und im Garten der deutschen Kunst — Rattenplage! — fressen sie die Wurzeln des Baumes des Idealismus ab: sie wollen die Krone durchaus in den Dreck reißen. — In den Staub, in den Staub, in den Staub mit euch!

Käferstein und Dr. Kegel wollen ernst bleiben, brechen indessen bald in lautes Gelächter aus, in das der Direktor hineingerissen wird. Walburga macht große Augen. Spitta behält seinen Ernst.

Nun steigt Frau John über die Leiter vom Boden herunter, nach einiger Zeit folgt ihr Quaquaro, der Vizewirt.

DIREKTOR HASSENREUTER *bemerkt Frau John, weist heftig mit beiden Armen auf sie, wie wenn er eine Entdeckung gemacht hätte.* Da kommt Ihre tragische Muse, Spitta!

FRAU JOHN, *die sich unter dem Gelächter des Direktors, Kegels und Käfersteins genähert hat, verduzt.* Wat ha ick denn an mir, Herr Direkter?

DIREKTOR HASSENREUTER. Alles Gute und Schöne, beste Frau John! Danken Sie Gott, wenn Ihr stilles, eingezogenes, friedliches Leben Sie zur tragischen Heldin ungeeignet macht! — Aber sagen Sie, haben Sie etwa Gespenster gesehen?

FRAU JOHN, *mit unnatürlicher Blässe*. I, weshalb denn nu det?

DIREKTOR HASSENREUTER. Etwa gar wieder den famosen Soldaten Sorgenfrei, der dort oben als Deserteur ins bessere Jenseits seine Militärkarriere beschlossen hat?

FRAU JOHN. I, wenn't 'n lebendicher Mensch wär, det kennte sind: vor tote Jeister furcht ick mir nich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Na, wie war's, Herr Quaquaro, unter den Bleidächern?

QUAQUARO, *der einen schwedischen Reiterstiefel mitbringt*. Ich habe mir allens jut umjesehen un bin zur Leberzeijung jekomm, det mindestens obdachloses Jesindel oben, durch wat for'n Zujang, weeß ick noch nich, jenächtigt hat. Un denn hab ick det hier in Stiefel jefunden. — *Er zieht aus dem Reiterstiefel ein Kinderfläschchen mit Gummipfropfen, halb mit Milch gefüllt*.

FRAU JOHN. Det erklärt sich: ick ha oben zu'n rechten jesehn und ha Adelbertchen bei mich jehat. — Ick bin an die janze Jeschichte unschuldig!

DIREKTOR HASSENREUTER. Das Gegenteil hat wohl auch niemand behauptet, Frau John.

FRAU JOHN. Wo Adelbertchen zur Welt kam... wo Adelbertchen jestorben war... der soll ma komm und soll mir sachen, wat eene richtije Mutter is... aber nu muß ick fort, Herr Direkter... Nu kann ick zweer Tage, ooch drei nich oben komm. Atje! Ick muß mich ma bißken mit Adelbertchen bei meine Schwäjern zeijen uff Sommerfrische.

Sie tritt durch die Flurthür ab.

DIREKTOR HASSENREUTER. Was hat sie da durcheinander gefaselt?

QUAQUARO. Schon wo se det erste Kindeken hatte, nu jar nachdem, wie et jestorben is, wa eene Schraube los bei die John. Seit se nu jar det zweete hat, wackeln zwee. Hinjejen, desweejen, rechnen kann se. Die hat manchen juten Jroschen bei scheene Prozente uff Fänder ausjeborcht.

DIREKTOR HASSENREUTER. Was soll ich nun als Bestohlener tun?

QUAQUARO. Det kommt druff an, wo Verdacht hin is.

DIREKTOR HASSENREUTER. In diesem Hause? — Sagen Sie selbst, Herr Quaquaro...

QUAQUARO. Det is ja nu wahr, aber et is nu doch ooch so weit, det nächstens bißken jesäubert wird. De Witwe Knobbe mit ihren Anhang wird rausjeschmissen! Und denn is eene Blase uf Fliejel B, wo Schutzmann Schierke mir hat jesacht, det sich schwere Jungen mangmang befinden: wo de Polizei nächstens ausheben wird.

DIREKTOR HASSENREUTER. Irgendwo hier im Hause ist doch ein Gesangverein. Ich höre wenigstens manchmal wirklich hübsche Männerstimmen „Deutschland, Deutschland über alles“, „Wer hat dich, du schöner Wald“, „In einem kühlen Grunde“ und dergleichen absingen.

QUAQUARO. Det sind se! Det sind se! Die singen so jut wie de blaue Zwiebel! Det sind se, jewiß! Wo man singt, da laß dir jeruhig nieder, heeßt et zwar, aber det wollt ick keenen raten... Ick wage mir ooch man bloß mit mein Prinz, wat meine Bulldogge is, mang die feine Jesellschaft rin. Immer anzeijen, anzeijen, Herr Direkter! *Quaquaro geht ab.*

DIREKTOR HASSENREUTER. Sein Auge blitzt Kaution. Sein Wort heischt Preußisch-Kurant. Seine Faust bedeutet Kündigung. Wer um Ultimo nicht von ihm

träumt, kann von Glück sagen. Wer von ihm träumt, der brüllt nach Hilfe. Ein scheußlicher, schmalziger Kerl! Aber ohne ihn bekämen die Pächter dieser Staatsbaracke die Miete nicht, und der Militärfiskus könnte die Pacht in den Rauchfang schreiben. — *Die Türschelle geht.* — Das ist Fräulein Alice Rütterbusch, die junge Naive, die ich leider bei dem Hangen und Bangen auf die Entscheidung der Straßburger Stadtväter mir noch immer kontraktlich nicht sichern kann. Nach meiner Ernennung, zu der mir Gott helfe, wird ihr Engagement meine erste direktoriale Handlung sein. — Walburga und Spitta, marsch auf den Oberboden! Zählt die sechs Kisten durch, wo der Vermerk Journalisten steht, daß wir im geeigneten Augenblick mit der Inventur fertig sind. — *Zu Käferstein und Dr. Kegel:* Sie mögen derweil in die Bibliothek treten. *Er geht, um die Flurtür zu öffnen. Walburga und Spitta verschwinden eilig und sehr bereitwillig auf den Oberboden. Käferstein und Kegel gehen in die Bibliothek. Direktor Hassenreuter im Hintergrund.* Bitte, kommen Sie nur herein, meine Gnädige! Pardon! Bitte sehr um Pardon, mein Herr! Ich erwartete eine Dame... ich erwartete eine junge Dame... Aber bitte, treten Sie doch herein!

Der Direktor kommt mit Pastor Spitta wieder nach vorn. Pastor Spitta, sechzig Jahre alt, ist ein etwas verbauerter kleiner Landpfarrer. Man könnte ihn ebensogut für einen Feldmesser oder kleinen Gutsbesitzer nehmen. Er ist von kräftiger Erscheinung, kurzackig, wohlgenährt, und hat ein etwas zusammengequetschtes, breites Luthergesicht. Er trägt Schlapphut, Brille, Stock, einen Lodenmantel überm Arm; ungeschlachte Stiefel und die Verfassung seiner übrigen Kleidung zeigen, daß sie an Wetter und Wind schon seit lange gewöhnt sind.

PASTOR SPITTA. Wissen Sie, wer ich bin, Herr Direktor?

DIREKTOR HASSENREUTER. Nicht durchaus bestimmt, aber...

PASTOR SPITTA. Wagen Sie's nur daraufhin, Herr Direktor: nennen Sie mich bis auf weiteres Pastor Spitta aus Schwoiz in der Uckermark, dessen Sohn Erich Spitta, jawohl, in Ihrer Familie als Hauslehrer oder so ähnlich tätig gewesen ist. Erich Spitta: das ist mein Sohn. Das sag' ich mit schwerer Bekümmernis.

DIREKTOR HASSENREUTER. Zunächst freue ich mich, Sie begrüßen zu können. Ich möchte Sie aber im gleichen Atem bitten, Herr Pastor, des bewußten Seitensprunges wegen, den Ihr Sohn Erich sich leistet, nicht allzu bekümmert, nicht allzu besorgt zu sein.

PASTOR SPITTA. O ich bin sehr besorgt! Ich bin sehr bekümmert! — *Er sieht sich mit großem Interesse, auf einem Stuhl sitzend, in dem seltsamen Raume um.* — Es ist schwer zu sagen, äußerst schwer begreiflich zu machen, bis zu welchem hohen Grade ich bekümmert bin. Aber verzeihen Sie eine Frage, Verehrtester: ich war im Zeughaus. — *Er berührt mit dem Stock einen der Pappenheimschen Kürassiere.* — Was sind das für Rüstungen?

DIREKTOR HASSENREUTER. Das sind Pappenheimische Kürassiere.

PASTOR SPITTA. Ah, ah, ich stellte mir Schiller ganz anders vor! — *Sich sammelnd:* O dieses Berlin! Es verwirrt mich ganz! Sie sehen in mir einen Mann, Herr Direktor, der nicht nur bekümmert, nicht nur durch dieses Sodom Berlin im Innersten aufgewühlt, sondern geradezu durch die Tat seines Sohnes gebrochen ist.

DIREKTOR HASSENREUTER. Eine Tat? Welche Tat?

PASTOR SPITTA. Das fragen Sie noch? Der Sohn eines redlichen Mannes und... und... Schauspieler!

DIREKTOR HASSENREUTER, *gerecht, mit Haltung.* Mein Herr, ich billige den Entschluß Ihres Sohnes nicht. Aber ich selbst, der ich, honny soit qui mal y pense, der Sohn eines redlichen Mannes und selber, will ich hoffen, ein Mann von Ehre bin, ich, wie ich hier stehe, ich war selbst Schauspieler und habe noch vor kaum

sechs Wochen bei einem Lutherfestspiel in Merseburg — ich bin Kulturkämpfer! — nicht nur als Regisseur, sondern auch als Schauspieler meinen Fuß auf die weltbedeutenden Bretter gestellt. In bezug auf bürgerliche Ehre und vom Standpunkt der allgemeinen Ehrenhaftigkeit dürfte also, nach meinen Begriffen wenigstens, der Entschluß Ihres Herrn Sohnes nicht zu beanstanden sein. Aber es ist ein schwerer Beruf, und man muß auch außerdem dazu sehr viel Talent haben. Auch geb' ich zu: für schwache Charaktere ist es ein Beruf, der besonders gefährlich ist. Und schließlich habe ich selbst die ungeheure Mühsal meines Standes so bis auf die Nagelprobe kennengelernt, daß ich jeden davor behüten möchte. Deshalb gebe ich meinen Töchtern Ohrfeigen, sobald auch nur der leiseste Gedanke, zur Bühne zu gehen, sich geltend macht, und eh ich sie an einen Mimen verheiratete, würde ich jeder von ihnen einen Stein um den Hals hängen und sie ertränken im Meer, wo es am tiefsten ist.

PASTOR SPITTA. Ich wollte niemand zu nahe treten. Ich gebe auch zu, ich habe als schlichter Landpfarrer von alledem keine Vorstellung. Aber denken Sie sich einen Vater an, eben einen solchen armen Landpfarrer, der seine Pfennige mühsam zusammenkratzt, um seinem Sohne das Studium zu ermöglichen. Denken Sie, daß dieser Sohn kurz vor seinem Examen steht und daß Vater und Mutter — ich hab' eine kranke Frau zu Haus! — mit Schmerzen oder mit Sehnsucht, wie Sie wollen, auf den Augenblick warten, jawohl, wo er in irgendeiner Pfarre seiner Bestimmung von der Kanzel die Probepredigt halten wird. Und nun kommt dieser Brief! Der Junge ist wahnsinnig.

Die Erregung des Pastors ist nicht gerade gespielt, aber beherrscht. Das Zittern, womit er nach seinem Briefe in die Brusttasche greift und ihn dem Direktor hinhält, ist nicht ganz überzeugend.

DIREKTOR HASSENREUTER. Junge Leute suchen. Allzusehr dürfen wir uns nicht wundern, wenn eine Krise im Leben eines jungen Mannes zuweilen nicht zu vermeiden ist.

PASTOR SPITTA. Nun, diese Krise war zu vermeiden. Sie werden aus diesem Briefe unschwer erkennen, wer verantwortlich für den verderblichen Umschwung in der Seele eines so jungen, braven und immer durchaus gehorsamen Menschen zu machen ist. Ich hätte ihn nie sollen nach Berlin schicken. Jawohl: die sogenannte wissenschaftliche Theologie, die mit allen heidnischen Philosophen liebäugelt und die uns den lieben Herrgott in Rauch, den Herrn und Heiland in Luft verwandeln will, die mache ich für den schweren Fehltritt meines Kindes verantwortlich. Und nun kommen dazu die anderen Verführungen: Herr Direktor, ich habe Dinge gesehen, wovon zu sprechen mir ganz unmöglich ist! Hier habe ich Zettel in allen Taschen: Elite-Ball! Fesche Damenbedienung! und so fort. Ich gehe halb ein Uhr nachts ganz ruhig durch die Passage zwischen Linden und Friedrichstraße, schmeißt sich ein scheußlicher Kerl an mich an, halbwüchsig, und fragt mit einer schmierigen, scheuen Dreistigkeit: ob der Herr vielleicht etwas Pikantes will? Und nun diese Schaufenster, wo neben den Bildern der hohen und allerhöchsten Herrschaften nackte Schauspielerinnen, Tänzerinnen, kurz die anstößigsten Nuditäten zu sehen sind! Und dann dieser Korso, dieser Korso, wo die geschminkte, aufgedonnerte Sünde die Bürgersfrau vom Bürgersteig auf die Straße drängt! Das ist einfach Weltuntergang, Herr Direktor!

DIREKTOR HASSENREUTER. Ach Herr Pastor, die Welt, die geht nicht unter! Nicht wegen der Nuditäten und ebensowenig der heimlichen Sünde wegen, die nachts durch die Straßen schleicht. Sie wird mich und wahrscheinlich das ganze skurrile Menschheitsintermezzo noch überleben.

PASTOR SPITTA. Was diese jungen Leute vom rechten Wege ablenkt, ist das böse Beispiel, ist die Gelegenheit.

DIREKTOR HASSENREUTER. Mit Erlaubnis, Herr Pastor: ich habe eigentlich eine Neigung zum Leichtsinne in Ihrem Sohne niemals bemerkt. Er hat einen Zug zur Literatur, und er ist nicht der erste Pastorensohn — Lessing, Herder etcetera —, der in den Weg der Literatur und Poeterei eingebogen ist. Möglicherweise hat er schon Stücke im Schubfach liegen. Allerdings muß ich sagen: die Ansichten, die Ihr Herr Sohn auch auf dem Felde der Literatur vertritt, sind selbst für mich mitunter beängstigend.

PASTOR SPITTA. Das ist ja furchtbar, das ist ja entsetzlich und geht über meine schlimmsten Befürchtungen weit hinaus! Und so sind mir die Augen denn aufgegangen. — Mein Herr, ich habe acht Kinder gehabt, von denen Erich unsre schönste Hoffnung, seine nächstälteste Schwester unsre schwerste Prüfung von Gott bedeutete und die nun, dem Anschein nach, beide von der gleichen verruchten Stadt als Opfer gefordert worden sind. Das Mädchen war früh entwickelt, war schön — doch... Jetzt muß ich zu etwas anderem kommen. — Ich bin seit drei Tagen in Berlin und habe Erich noch nicht gesehen. Als ich ihn heute aufsuchen wollte, war er in seiner Wohnung nicht anwesend. Ich habe eine Weile gewartet und mich natürlich dabei in seiner Behausung umgesehen. Nun: betrachten Sie dieses Bild, Herr Direktor! *Er hat eine kleine Photographie, indem er Erichs Brief zurücklegt, aus der Brusttasche genommen und hält sie dem Direktor unter die Augen.*

DIREKTOR HASSENREUTER *nimmt und betrachtet das Bild, bald wie ein Kurzsichtiger, bald wie ein Weitsichtiger, stutzt. Wieso?*

PASTOR SPITTA. An dem albernen Lärvchen liegt weiter nichts. Aber lesen Sie bitte die Unterschrift!

DIREKTOR HASSENREUTER. Wo?

PASTOR SPITTA *liest*. „Ihrem einzigen Liebsten seine Walburga.“

DIREKTOR HASSENREUTER. Erlauben Sie mal! — Was heißt das, Herr Pastor?

PASTOR SPITTA. Irgendein Nähmädchen, heißt das! Wenn nicht gar irgendeine obskure Kellnerin!

DIREKTOR HASSENREUTER, *sehr bleich*. Hm. *Steckt das Bild ein*. — Ich werde das Bild behalten, Herr Pastor.

PASTOR SPITTA. In solchem Schmutz wälzt sich dieser Sohn. Und nun denken Sie sich in meine Lage: mit welchen Gefühlen, mit welcher Stirn soll ich künftig vor meiner Gemeinde auf der Kanzel stehn...?

DIREKTOR HASSENREUTER. Donnerwetter, was geht mich das an, Herr Pastor! Was habe ich mit Ihrem Sprengel, mit Ihren verlorenen Söhnen und Töchtern und dergleichen zu tun? *Er zieht wieder die Photographie*. — Und übrigens, was dieses kernige, tüchtige Mädchen betrifft, „Kellnerin und dergleichen“, so irren Sie sich! Weiter sage ich nichts! Alles weitere wird sich finden, Herr Pastor. Adieu.

PASTOR SPITTA. Ich gestehe frei, ich begreife Sie nicht. Wahrscheinlich ist das der Ton, der in Ihren Kreisen der übliche ist. Ich gehe und werde Sie nicht mehr belästigen. Aber ich habe als Vater das Recht vor Gott, Sie, Herr Direktor, zu verpflichten: verweigern Sie künftig — oder ich werde Mittel und Wege zu finden wissen — meinem verblendeten Sohne diesen sogenannten dramatischen Unterricht!

DIREKTOR HASSENREUTER. Nicht nur das, Herr Pastor: sondern ich werde ihm ganz direkt den Stuhl vor die Tür setzen. *Er geleitet den Pastor hinaus, schlägt die Tür zu und kommt ohne ihn wieder — schleudert die Arme in die Luft*: Hier kann man nur sagen: Neandertaler! — *Er stürmt die Bodentreppe hinauf*. — Spitta, Walburga,

kommt mal herab! — *Walburga und Spitta kommen.* — *Direktor Hassenreuter zu Walburga, die ihn fragend ansieht:* Geh auf deinen Kontorbock! Setz dich auf deinen humoristischen Körperteil! — Na, und Sie, lieber Spitta, was wollen Sie noch?

SPITTA. Sie hatten gerufen, Herr Direktor.

DIREKTOR HASSENREUTER. Gut. Sehen Sie mir ins Angesicht!

SPITTA. Bitte. *Er tut es.*

DIREKTOR HASSENREUTER. Ihr macht einen dumm! Aber mich sollt ihr nicht dumm machen! Still! Kein Wort! Ich hätte mich von Ihnen eines anderen versehen als eines so exemplarischen Beweises von Undankbarkeit! — Still! — Im übrigen war ein Herr hier! Er fürchtet sich! Vorwärts! Gehen Sie ihm nach! — Begleiten Sie ihn auf die Straße hinunter! Suchen Sie ihm begreiflich zu machen, daß ich nicht euer Schuhputzer bin!

SPITTA *zuckt die Achseln, nimmt seinen Hut, geht ab.*

DIREKTOR HASSENREUTER *schreitet energisch auf Walburga zu und zieht sie am Ohr.* Und du, meine Liebe, du bekommst Ohrfeigen, wenn du mit diesem Schlingel von verkrachtem Theologen noch jemals ohne meine Erlaubnis zwei Worte sprichst.

WALBURGA. Au, au, Papa.

DIREKTOR HASSENREUTER. Dieser Wicht, der mit Vorliebe schafsdumme Gesichter macht, als ob er kein Wässerchen trüben könnte, und dem ich den Zutritt in mein Haus zu eröffnen so unvorsichtig war, ist leider ein Mensch, hinter dessen Maske die unverschämteste Frechheit lauert. Ich und mein Haus, wir dienen dem Geiste der Wohlanständigkeit. Willst du den Schild unserer Ehre beflecken, etwa wie die Schwester von diesem Burschen, die zur Schande ihrer Eltern, wie es scheint, in Gasse und Gosse geendigt ist?

WALBURGA. Über Erich bin ich nicht deiner Ansicht, Papa.

DIREKTOR HASSENREUTER. Was?! Nun, jedenfalls kennst du meine Ansicht und weißt, einen Appell gegen meine Ansichten gibt es nicht! Du gibst ihm den Laufpaß oder siehst selber zu, wo du außerhalb deines Elternhauses mit deinem ehr- und pflichtvergessenen lockeren Lebenswandel durchkommen wirst! Dann fort mit dir! Von solchen Töchtern mag ich nichts wissen!

WALBURGA, *bleich, finster*. Du sagst ja immer, Papa, du hast dir deinen Weg auch ohne deine Eltern selbständig suchen müssen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Du bist kein Mann.

WALBURGA. Gewiß nicht. Aber denke doch mal an Alice Rütterbusch!

Vater und Tochter sehen einander fest in die Augen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wieso? — Bist du heiß? Was? Oder bist du irrsinnig? — *Er lenkt ab, merklich aus dem Konzept, und pocht an die Bibliothek. Kegel und Käferstein erscheinen.* — Wo blieben wir stehen? Setzen Sie ein!

KEGEL, KÄFERSTEIN *deklamieren*.

Weisere Fassung
ziemet dem Alter.

Ich, der Vernünftige, grüße zuerst.

Geführt von Spitta, erscheint die Piperkarcka, straßenmäßig gekleidet, und Frau Kielbacke, die einen Säugling im Stechkissen trägt.

DIREKTOR HASSENREUTER. Was wollen Sie? Mit was für Weibsleuten überlaufen Sie mich?

SPITTA. Es ist nicht meine Schuld, Herr Direktor, die Frauen wollten zu Ihnen hinein.

FRAU KIELBACKE. Nee. Wir wollen man bloß Frau Mauerpolier John sprechen.

DIE PIPERKARCKA. Ist doch immer bei Sie hier oben, Frau John?!

DIREKTOR HASSENREUTER. Ja! Aber ich fange an zu bedauern, daß das so ist, und wünschte jedenfalls,

daß sie ihre privaten Empfänge nicht hier bei mir, sondern unten bei sich erledigt. Sonst richte ich nächstens vor der Tür Selbstschüsse oder Fußangeln ein. — Wo fehlt's Ihnen eigentlich, bester Spitta? Sie müssen jetzt schon die Gnade haben und diese Damen nach unten zurechtweisen.

DIE PIPERKARCKA. Unten in ihre Wohnung war nich zu finden Frau John.

DIREKTOR HASSENREUTER. Hier oben bei uns ist sie auch nicht zu finden.

FRAU KIELBACKE. Det junge Freilein hat nämlich ihr Söhneken bei die Frau Mauerpolier John in Flege jehat.

DIREKTOR HASSENREUTER. Freut mich! Ohne Umstände los! Retten Sie mich, Käferstein!

FRAU KIELBACKE. Nun is 'n Herr von de Stadt als wie vormundschaftsweejen nachsehn jekomm: wie't steht mit det Kind und det jut versorcht und in Stande is. Und denn is er, denn sind wir bei Frau John mitsamt den Herrn sind wir rinjejang. Denn stand det Kind und 'n Zettel bei, det Frau John hier oben uff Arbeet is.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wo ist das Kind in Pflege gewesen?

FRAU KIELBACKE. Bei de Frau Mauerpolier John.

DIREKTOR HASSENREUTER, *ungeduldig*. Das ist vollkommen blödsinnig! Das ist unrichtig! — Hätten Sie doch lieber den alten humorvollen Herrn begleitet, dem ich Sie nachgesendet habe, Spitta, statt mir diese Damen hier auf den Hals zu ziehn!

SPITTA. Ich suchte den Herrn, aber er war schon verschwunden.

DIREKTOR HASSENREUTER. Die Damen scheinen mir nicht zu trauen. Sagen Sie ihnen doch, meine Herren, daß Frau John kein Kind in Pflege hat und daß sie also bezüglich des Namens im Irrtum sind!

KÄFERSTEIN. Ich soll Ihnen sagen, meine Damen,

daß Sie wahrscheinlich bezüglich des Namens im Irrtum sind.

DIE PIPERKARCKA, *heftig, verweint*. Hat Kindchen in Flege! Hat mein Kindchen in Flege jehabt. Is Herr von die Stadt jekommen, hat jesacht, daß Kindchen in schlechte Hände, verwahrlost is. Hat mich mein Kindeken zujrunde jerichtet.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie müssen unbedingt, meine Damen, bezüglich des Namens der Frau, von der Sie reden, im Irrtum sein. Frau Maurerpolier John hat kein Kind in Pflege.

DIE PIPERKARCKA. Hat mein Kindchen in Klauen gehabt, hat verhungern lassen, zujrunde jerichtet. Will sehn Frau John! Will auf Kopf draufsagen! Soll mich jesund machen kleinet Kind! Muß vor Jericht! Herr hat jesacht, müssen jehn an Jerichtsstelle anzeijen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ich bitte Sie, sich nicht aufzuregen. Tatsache ist: Sie irren sich! Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, meine Damen, daß Frau John ein Kindchen in Pflege hat?

DIE PIPERKARCKA. Weil ick ihr selbst überjeben habe.

DIREKTOR HASSENREUTER. Frau John hat aber doch ihr eigenes Kind, mit dem sie, wie mir jetzt einfällt, auf Besuch zu der Schwester ihres Gatten zu gehen beabsichtigte.

DIE PIPERKARCKA. Hat kein Kind. Janz und jar nich, Frau John. Ick jeh unten auf Polizeibüro. Hat jelogen, betrogen. Hat kein Kind. Hat mich mein Aloischen zujrunde jerichtet.

DIREKTOR HASSENREUTER. Bei Gott, meine Damen, Sie irren sich.

DIE PIPERKARCKA. Glaucht mich kein Mensch, daß ich Kindchen jehabt habe. Hat mich mein Bräutijam Brief jeschrieben, daß nich wahr is, daß schlechtes, verlogenes Frauenzimmer bin. — *Sie berührt das Trag-*

bettchen. — Is mein! Will nachweisen vor Jericht! Will schwören bei heilige Mutter Jottes.

DIREKTOR HASSENREUTER. Decken Sie doch mal auf, das Kind! — *Es geschieht. Direktor Hassenreuter betrachtet den Säugling aufmerksam.* — Hm! Die Sache wird sich bald aufklären, sicherlich! Erstens — ich kenne Frau John —, hätte Frau John diesen Säugling in Pflege gehabt, er könnte ganz unmöglich so aussehn! Ganz einfach, weil Frau John, soweit Kinder in Frage kommen, das Herz auf dem rechten Flecke hat.

DIE PIPERKARCKA. Will sprechen Frau John. Weiter sagen nichts. Brauche mir nicht vor alle Welt aufdecken. Alles will haarklein voor Jericht will aussagen, Tag, Stunde, auch janz genau Ort, wo jeboren is. Jlauben mir: sollten wohl Augen aufreißen!

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie meinen also, mein Fräulein, wenn ich Sie recht verstehe, die Frau John besitze kein eigenes Kind, und das, was dafür gegolten hat, wäre das Ihre.

DIE PIPERKARCKA. Schlag Blitz mich nieder, wenn nich so is!

DIREKTOR HASSENREUTER. Und dies hier sei eben das strittige Kind? Gott möge Sie diesmal nicht beim Wort nehmen! — Nämlich, wie Sie mich sehen, ich bin der Direktor Hassenreuter, und ich habe persönlich das Kind meiner Aufwartefrau, der Frau John, drei- oder viermal in Händen gehabt. Ich hab' es sogar auf der Waage gewogen. Es wiegt über acht Pfund. Dieses arme Wurm hier dürfte noch nicht zwei Kilo wiegen. Auf Grund dieses Umstandes versichere ich Ihnen, dies hier ist in der Tat nicht das Kind der Frau John. Es mag richtig sein, daß es das Ihre ist. Ich könnte das schlechterdings nicht bezweifeln. Das Kind der Frau John aber kenne ich und bin sicher, daß es mit diesem durchaus nicht identisch ist.

FRAU KIELBACKE, *respektvoll*: Nee, nee, det muß wahr sind: et is nich identisch.

DIE PIPERKARCKA. Det Kindken is janz jenug identisch, wenn ooch bißchen schlecht jenährt und schwächlich is. Det is janz richtig hier mit det Kind. Will Eid schwören, daß richtig identisch is.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ich bin sprachlos. — *Zu den Schülern*: Unser Unterricht steht heute unter einem feindlichen Stern, werte Jünglinge! Ich weiß nicht wieso, aber der Irrtum der Damen beschäftigt mich. — *Zu den Frauen*: Sie werden sich in der Tür geirrt haben.

FRAU KIELBACKE. Ick ha selbst mit det Freilein und mit den Herrn von die Vormundschaft det Kindeken aus die Stube mit Schild Frau Mauerpolier John uff'n Hausflur jeholt. Frau John war nicht da, und Mauerpolier John ist in Altona abwesend.

Schutzmann Schierke kommt, behäbig und gemütlich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ah, da ist ja Herr Schierke! Was wünschen Sie denn?

SCHIERKE. Herr Direkter, ick habe erfahren, det zwee Frauensleute hier oben jeflichtet sind.

DIREKTOR HASSENREUTER. Zwei Frauen sind hier. Aber wieso denn geflüchtet?

FRAU KIELBACKE. Wir sind nich jeflichtet.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie fragten nach meiner Aufwärterin.

SCHIERKE. Erlauben Se, det ich se ooch mal wat frache!

DIREKTOR HASSENREUTER. Bitte.

DIE PIPERKARCKA. Laß er man frachen. Desweejen kann ruhig sind.

SCHIERKE, *zur Frau Kielbacke*. Wie heißen Sie?

FRAU KIELBACKE. Ich bin Frau Kielbacke.

SCHIERKE. Woll von det Landeskindererziehungsheim. Wo wohnen Sie?

FRAU KIELBACKE. In de Linienstraße neun.

SCHIERKE. Ist das Ihr Kind, was Sie bei sich haben?

FRAU KIELBACKE. Det is Freilein von Piperkarcka ihr Kind.

SCHIERKE, *zur Piperkarcka*. Ihr Name?

DIE PIPERKARCKA. Paula von Piperkarcka aus Skorzenin.

SCHIERKE. Die Frau will behaupten, das wäre Ihr Kind. Wollen Sie das also auch behaupten?

DIE PIPERKARCKA. Herr Schutzmann, ich muß erjebenst um Schutz bitten, weil hier unrechtmäßigerweise verdächtigt bin. Is Herr von die Stadt mit mich hier jewesen. Haben mein Kind aus Stube Frau John, wo in Flege jewesen, rausjeholt...

SCHIERKE, *mit durchbohrendem Blick*. Et kann ooch die Tire jejenüber bei de Restaurateurswitwe Knobbe jewesen sind. Wer weeß, wat Sie mit det Kindeken vorhaben, wovon Sie abjesandt und bestochen sind. 'n jutes Jewissen haben Se nich. Jenommen un denn hier ruffjeschlichen, weil det die rechtmäßige Mutter, Witwe Knobbe, wo bestohlen is, Treppen und Jänge absuchen, und weil schräg jejenüber Polizeiwache is.

DIE PIPERKARCKA. Is mich janz jleichgiltig Polizeiwache, bin...

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie sind widerlegt, meine beste Person! Wollen Sie denn das gar nicht begreifen? Sie sagen, unsere John hätte kein Kind. Sie sagen, wollen Sie bitte gefälligst aufpassen, Sie hätten Ihr Kind, das angeblich für das von Frau John gegolten habe, aus Frau Johns Zimmer herausgeholt! Nun also: wir alle hier kennen Frau Johns Kind, und das, was Sie da haben, ist ein anderes! Verstanden?! Was Sie behaupten also, kann, nach Adam Riese, unter gar keinen Umständen zutreffend sein! — Übrigens wär' mir's jetzt lieb, Herr Schierke, Sie nehmen die Damen mit sich fort, und ich könnte hier meinen Unterricht fortsetzen.

SCHIERKE. Ja, denn kommen wir bloß mang die Knobben mit ihren Anhang rin. Nämlich das Kind ist jestohlen worden.

DIE PIPERKARCKA. Aber nich von mich. Is jeraubt von Frau John.

SCHIERKE. Schon jut! — *Unbeirrt zum Direktor:* Und es soll ja, wie't heeßt, von Vaters Seite blaublütig sind. Die Knobbe meent ja, et is 'n Komplott von Feinde, weil man ihr die Rente un womeechlich Kadettenerziehung in 'ne gewisse Jejend nich jennen dut. — *Es wird mit Fäusten an die Tür geschlagen.* — Det is de Knobbe. Da is se schonn.

DIREKTOR HASSENREUTER. Herr Schierke, Sie sind mir verantwortlich: dringen die Leute bei mir ein, und erleide ich eine Schädigung, so wende ich mich an den Polizeipräsidenten: ich bin mit Herrn Maddai gut bekannt. Keine Furcht, liebe Kinder, ihr seid meine Kronzeugen!

SCHIERKE, *an der Tür.* Draußen jeblieden! Hier rin kommen Se nich.

Ein kleiner Janhagel heult auf.

DIE PIPERKARCKA. Soll schreien, was will, bloß mein Kindchen nich nah kommen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Es ist besser so. Treten Sie einstweilen hier in die Bibliothek hinein! — *Er bringt die Piperkarcka, die Kielbacke und das Kind in die Bibliothek.* — Und jetzt, Herr Schierke, wollen wir meinetwegen diese Megäre da draußen hereinlassen.

SCHIERKE, *der die Tür ein wenig öffnet.* So! Aber bloß de Knobben! Komm Se mal rin!

Frau Sidonie Knobbe erscheint. Sie ist eine hohe, abgezehrte Erscheinung mit stark ramponierter modischer Sommertoilette. Ihr Gesicht trägt die Stigmata der Straße, zeugt aber übrigens nicht von schlechter Abkunft. Ihre Allüren sind merkwürdig damenhaft. Sie redet mit Affektation, ihre Augen deuten auf Alkohol und Morphium.

FRAU KNOBBE, *indem sie hereingesegelt kommt.* Es ist keine Ursache zur Besorgnis, Herr Direktor. Vorwiegend sind es kleine Jungens und kleine Mädchen, da ich kinderlieb bin, wie Sie wissen, die mit mir gekommen sind. Verzeihen Sie gütigst, wenn ich hier eindringe! Eines der Kinder sagte mir, es hätten sich zwei Frauen mit meinem Söhnchen zu Ihnen heraufgeschlichen. Ich suche mein Söhnchen, genannt Helfgott Gundofried, da es tatsächlich aus meiner Wohnung verschwunden ist. Ich möchte Sie aber nicht inkommodieren.

SCHIERKE. Darum wollt ich ooch janz jehorsamst bitten, verstehn Se mich!

FRAU KNOBBE, *diese Worte mit hochmütiger Kopfbewegung übergehend.* Ich habe unten im Hof zu meinem Leidwesen einen gewissen Lärm erregt. Man überblickt von da aus die Fenster, und ich habe mich bei den Leuten erkundigt, bei der armen Zigarrenarbeiterin im zweiten Stock, bei der kleinen schwindsüchtigen Näherin am Fenster im dritten Stock, ob meine Selma mit meinem Söhnchen etwa bei ihnen ist. Es liegt mir fern, Skandal zu erregen. — Sie müssen wissen, Herr Direktor — ich weiß sehr wohl, daß ich hier unter den Augen eines Mannes von Bedeutung, ja, eines berühmten Mannes bin! —, Sie müssen wissen, ich bin, was Helfgott Gundofried angeht, gezwungen, auf meiner Hut zu sein! — *Mit schwankender Stimme, das Taschentuch zuweilen an die Augen führend:* Ich bin eine arme, vom Schicksal verfolgte Frau, mein Herr, die gesunken ist und die bessere Tage gesehen hat. Aber ich will Sie damit nicht langweilen. Ich werde verfolgt! Man will mir die letzte Hoffnung nun auch rauben.

SCHIERKE. Sagen Se kurz, wat Se wünschen! Sputen Se sich!

FRAU KNOBBE, *wie vorher.* Nicht genug: man hat mich veranlaßt, hat mich gezwungen meinen ehrlichen

Namen abzulegen. Ich habe dann in Paris gelebt und schließlich einen brutalen Menschen geheiratet, den Pächter von einem süddeutschen Schützenhaus, weil ich den blöden Gedanken hatte, in meinen Angelegenheiten dadurch gebessert zu sein. O diese Schurken von Männern, Herr Direktor!!

SCHIERKE. Det fiirt zu weit. Menagieren Se sich!

FRAU KNOBBE. Es freut mich, daß ich Gelegenheit finde, endlich mal wieder einem Manne von Bildung und Geist in die Augen zu sehn. Mein Herr, ich könnte Ihnen eine Geschichte vortragen... im Volksmund heiße ich hier die „Gräfin“, und Gott ist mein Zeuge, in meiner frühen Jugend war ich nicht weit entfernt davon! Eine Zeitlang war ich auch Schauspielerin! Wie sagte ich: eine Geschichte vortragen aus meinem Leben, aus meiner Vergangenheit, die den Vorzug hat, nicht erfunden zu sein.

SCHIERKE. Na wer weeß ooch!

FRAU KNOBBE, *mit Emphase*. Mein Elend ist nicht erfunden. Trotzdem es erfunden klingt, wenn ich sage, wie ich eines Nachts im tiefsten Abgrunde meiner Schande einen Vetter, einen Jugendgespielen, der jetzt Garderittmeister ist, nachts auf der Straße traf. Er lebt oberirdisch, ich unterirdisch, seit mich mein adelsstolzer Herr Vater verstieß, nachdem ich als junges Ding einen Fall getan hatte. O Sie ahnen nicht, welcher Stumpsinn, welche Roheit, welche Gemeinheit in meinen Kreisen üblich ist! Ich bin ein zertretener Wurm, Herr Direktor, und doch, dorthin, nach diesem glänzenden Elend, sehne ich mich nicht eine Sekunde zurück.

SCHIERKE. Nun woll'n wir jefälligst zur Sache kommen!

DIREKTOR HASSENREUTER. Bitte, Herr Schierke, mich interessiert das! Unterbrechen Sie zunächst mal die Dame nicht! — *zur Knobbe*: Sie hatten von Ihrem Vetter gesprochen. Sagten Sie nicht, daß er Garderittmeister ist?

FRAU KNOBBE. Er war in Zivil. Er ist Garderittmeister. Er erkannte mich, und wir feierten schmerzlich selige Stunden alter Erinnerung. In seiner Begleitung befand sich — ich nenne den Namen nicht! — ein blutjunger Leutnant. Kerlchen wie Milch und Blut, aber zart und schwermütig. Herr Direktor, ich habe die Scham verlernt! Man hat mich neulich sogar aus einer Kirche herausgewiesen: warum soll eine so zertretene, entehrte, verlassene, mehrmals vorbestrafte Person vor Ihnen nicht offen bekennen, daß er der Vater meines Helfgott Gundofried geworden ist.

DIREKTOR HASSENREUTER. Des Kindes, das Ihnen entwendet wurde?

FRAU KNOBBE. Wie die Leute sagen. Es kann ja sein! Ich selbst, obgleich meine Feinde mächtig sind und jedwedem Mittel in der Hand haben, ich bin noch nicht ganz überzeugt davon. Vielleicht ist es aber doch ein Komplott, von den Eltern des Vaters angezettelt, Menschen, die, Sie würden erstaunen, Träger eines der ältesten und berühmtesten Namens und Geschlechtes sind. Adieu! Herr Direktor, was Sie auch von mir hören sollten, denken Sie nicht, mein besseres Fühlen ist in dem Sumpfe total erstickt, in den ich mich stürzen muß. Ich brauche den Sumpf, wo ich gleich und gleich mit dem Abschaum der Menschheit bin. Da, hier. — *Sie weist ihren nackten Arm vor.* — Vergessen! Betäubung! Ich verschaffe es mir mittels Chloral, mittels Morphinum! Ich finde es in den menschlichen Abgründen. Warum nicht? Wem bin ich verantwortlich? Einst wurde meine geliebte Mama meinerwegen von meinem Vater heruntergemacht! Die Bonne bekam meinerwegen Krampfanfälle! Mademoiselle und eine englische Miß rissen sich, weil jede behauptete, daß ich sie mehr liebte, in der Wut gegenseitig die Chignons vom Kopf. Jetzt...

SCHIERKE. ...sage ick Ihnen, jetzt hören Sie uff: wir kenn hier Leute nich Freiheit berauben. — *Er öffnet*

die Bibliothekstür. — Jetzt sagen Se, ob det hier Ihr Kindeken is!

Zuerst tritt die Piperkarcka mit haßerfüllten Augen, Frau Knobbe anstarrend, aus der Thür. Die Kielbacke mit dem Kinde folgt. Schierke nimmt das Tuch von dem Kindchen.

DIE PIPERKARCKA. Was wollen von mich? Was kommen mir nachsetzen? Bin ick Zijeuner? Sollen wohl Kinder stehlen in Häuser jehn? Was? Sind nich gescheit! Werden mich schön hüten! Hab selber für mich und mein Kind kaum Essen jenug! Wer rumjehn, wer fremde Kinder auflesen und groß füttern, wo eijnes mir schon jenug Kummer und Ärjer macht! —

Frau Knobbe glotzt, sieht sich fragend und hilfesuchend um. Holt dann schnell ein Flakon aus der Tasche und gießt den Inhalt auf ihr Schnupftuch. Das Schnupftuch führt sie dann an Mund und Nase und saugt den Duft des Parfüms, um nicht ohnmächtig zu werden. Hierauf glotzt sie wie vorher.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ja, warum sprechen Sie nicht, Frau Knobbe? Das Mädchen behauptet, daß sie selbst und nicht Sie, Frau Knobbe, Mutter des kleinen Kindes ist.

Frau Knobbe erhebt den Schirm, um damit zu schlagen. Man fällt ihr in den Arm.

SCHIERKE. Det jibt's nich! Det is hier nich Kindererziehung! Det machen Se, wenn Se unter sich in de Kinderstube alleene sind! — Die Hauptsache bleibt, wen jeheert hier det Kind? — Und nu... und jetzt... Frau verwitwete Knobbe, ieberlejen Se sich, det Se hier reenste Wahrheit sachen! So! Is et Ihret oder 'n fremdet Kind?

FRAU KNOBBE *bricht los.* Ich schwöre bei der heiligen Mutter Gottes, bei Jesus Christus, Vater, Sohn und Heiliger Geist, daß ich Mutter von diesem Kinde bin.

DIE PIPERKARCKA. Und ich schwöre bei heilije Mutter Jottes...

DIREKTOR HASSENREUTER. Halt, Fräulein, retten Sie Ihre Seele! — Es mag meinethalben ein Fall von den allerverwickeltesten Umständen sein! Sie schwören dabei vielleicht vollständig gutgläubig, aber Sie werden mir das gewiß zugeben: jede von Ihnen könnte zwar die Mutter von Zwillingen sein — ein Kind mit zwei Müttern ist nicht zu denken!

WALBURGA, *die unverwandt und starr aus der Nähe das Kind betrachtet.* Papa! Papa! So sieh doch mal erst das Kind!

FRAU KIELBACKE, *weinerlich, entsetzt.* Ja, det Kindeken stirbt schon, jloob ick, seit ick hier drin im Zimmer jewesen bin.

SCHIERKE. Wat?

DIREKTOR HASSENREUTER. Wie? — *Er tritt energisch näher und betrachtet einige Zeit ebenfalls das Kind.* — Das Kindchen ist tot! Das ist ohne Frage! — Hier ist ohne Zweifel einer gewesen, unsichtbar, der über das unbeteiligte arme, kleine Streitobjekt ein wahrhaft salomonisches Urteil gesprochen hat.

DIE PIPERKARCKA *versteht nicht.* Wat jiebt denn?

SCHIERKE. Ruhe! — Komm Sie mit!

Frau Knobbe scheint die Sprache verloren zu haben. Sie steckt ihr Taschentuch in den Mund. Tief in ihrer Brust röchelt es. Schierke, die Kielbacke mit dem toten Kinde, gefolgt von Frau Knobbe und der Piperkarcka, ab. Man hört Gemurmel auf dem Flur.

Der Direktor kommt wieder, nachdem er hinter den Abgehenden die Thür verschlossen hat.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sic eunt fata hominum. Erfinden Sie so was mal, guter Spitta!

VIERTER AKT

Die Wohnung des Maurerpoliers John, wie im zweiten Akt. Es ist früh gegen acht Uhr sonntags.

Maurerpolier John befindet sich unsichtbar hinter dem Verschlage. Man kann aus seinem Planschen und Prusten entnehmen, daß er bei der Morgenwäsche ist. Quaquaro ist eben eingetreten und hat die Klinke der Flurtür in der Hand.

QUAQUARO. Sache ma, is deine Frau zu Hause, Paul?

JOHN, *hinterm Verschlag*. Noch nich, Emil. Meine Frau is mit den Jungen bei meine verheirate Schwester in Hangelsberg. Will aber heut morjen noch wiederkomm. — *John erscheint, sich abtrocknend, in der Tür des Verschlags*. Scheen juten Morjen, Emil!

QUAQUARO. Morjen, Paul!

JOHN. Na wat jibt et Neies? Ick bin vor 'ne halbe Stunde erst von de Bahn aus Hamburch jekomm.

QUAQUARO. Ick sah dir ins Haus jehn un Treppe ruffsteijen.

JOHN, *aufgeräumt*. Na ja, Emil, du bist eben so 'n richtiger Zerberus.

QUAQUARO. Sache ma, Paul: wie lange is deine Frau mit det Kleene in Hangelsberg?

JOHN. I, det muß so um die acht Dache so rum sind, Emil. Wiste wat von ehr? Miete hat se doch woll richtig abjeführt. Ibrigen kann ick jleich kindigen, Emil. Denn et is nu so weit: wir ziehn an erschten Oktober. Ick ha Muttern nu endlich breit jekricht, det wir aus det olle wacklige Staatsjebäude raus und in 'ne beßre Jejend ziehn.

QUAQUARO. Nach Altona wiste nu nich mehr zurick?

JOHN. Nee! Bleibe im Lande und nähre dir redlich! Ick jeh nich mehr auswärts! Nich in die Hand! — Schon

erstlich: immer uff Schlafstelle rumdricken! Und denn ooch jinger wird eener nich! De Mächens wolln ooch all nich mehr recht mehr so anbeißen. . . Nee nee, et is jut so, det ma det ewije Wanderleben zu Ende is.

QUAQUARO. Deine Frau hat et jut anjeschlachen, Paul.

JOHN, *gut gelaunt*. Na, junge Ehe, wo ebent erst Kindchen jekomm is!? Ick ha zum Meester jesacht: ick bin jung verheirat! Denn hat er jefracht, ob meine erschte Frau jestorben is? O konträr! Janz int Jejenteil, hab ick jeantwort: die is so lebendig und quietschfidel, die hat sojar noch 'n quietschfidelen kleenen Berliner zujukricht! — Wie ick heute Morjen, Berlin—Hamburg—Stendal—Ülzen, zum letztenmal uff'n Lehrter Bahnhof mit mein janzes Zeug aus de vierte Klasse jestiegen bin, hab ick 'n lieben Jott, der Deibel hol mir! so alt wie ick bin, mit een Seufzer jedankt. Er wird ihm wohl bei den Lärm uff'n Lehrter nich jeheert haben.

QUAQUARO. Haste jeheert, Paul, det drieben de Knobbe ihr Jüngstes ooch wieder mit Dot abjejang is?

JOHN. Nee! Wie soll ick da von wat jeheert haben. Aber wenn et dot is, denn is et doch jut, Emil. Als ick det Wurm vor acht Dache jesehn habe, wo Krämpfe hatte und Selma jekomm is und ick und Mutter haben ihm noch'n Löffel Zuckerwasser injejossen, da war et doch schon reichlich reif for't Himmelreich.

QUAQUARO. Sache ma, haste denn von die Umstände jar nich jeheert, wie und wo det Kindchen zu Dode jekomm is?

JOHN. Nee! — *Er zieht eine lange Tabakspfeife hinter dem Sofa hervor.* — Wart ma! ick brenne mir erst ma 'ne Pipe an. Nee! Wo soll ick da von wat jeheert haben.

QUAQUARO. Ich verwunder mir aber doch, det deine Frau dir nischt von jeschrieben hat.

JOHN. I, mit Jette und mit die Knobbekinder is det,

seit det mir 'n eejnet Kind haben, bei Muttern uff eema wie abjeschnappt.

QUAQUARO, *lauernd*. Deine Frau wollte ja doch immer brennend jerne 'n Sohn haben.

JOHN. Na det is ooch! Meenste woll etwa, ick nich? For wat rackert eens denn? For wat schind ick mir denn? Det is doch wat anders, wenn 'n scheenet rundet Stück Jeld for'n eejnen Sohn oder for Schwesterkinder uffjespart bleiben dut.

QUAQUARO. Weeste denn nich, det 'n fremdet Mächen jekomm is, Paul, und hat behauptet, det det Kind von de Knobbe jar nich ihr eejnet, sondern det Kind von det fremde Mächen jewesen is?

JOHN. Nanu? De Knobben und Kinderstehlen? Wenn't Mutter wär! Aber de Knobben doch nich. Sach ma, Emil, wat is denn det for 'ne Jeschichte?

QUAQUARO. Na, nu, d'r eene sagt so, d'r andre sagt so. De Knobben sagt, det von een Komplott mit Dektektivs aus gewisse Kreise det kleene Balch nachjestellt worden is. Un det is nu ja ooch richtig janz festjestellt: et war det Kind von de Knobben jewesen! — Kannst du mich irgendeenen Wink jeben, wo de letzten Dache dein Schwager is?

JOHN. Meenste dem Schlachtermeester in Hangelsberg?

QUAQUARO. I nee, durchaus nich, wat der Mann von deine Schwester, sondern von deine Frau der Bruder is.

JOHN. Da meenst du Brunon?

QUAQUARO. Jewiß doch.

JOHN. Na, noch wat, da kimmere ick mir noch wat eher drum, ob de Hunde noch immer bei Prellsteine jehn. Von Brunon will ick weiter nisch wissen.

QUAQUARO. Heer mich ma zu, Paul! Ärjer dir nich! Nämlich uff Polizeistelle is bekannt, det Bruno mit det polnische Mächen, wo uff det Kindeken Anspruch machen

wollte, gleich neulich hier vor de Haustür und dann ooch an eene gewisse Stelle von de Uferstraße, wo de Jerber de Felle wegschwimmen, jemeinsam jesichtet is. Nu is det Mächen janz jänzlich verschwunden. Weiter wat Näheres weeß ick nu freilich nich! Bloß det se von Polizei wejen det Mächen suchen.

JOHN *stellt entschlossen die lange Pfeife weg, die er sich angesteckt hatte.* Ick weeß nich, ick ha keen Justo heut morjen! — Ick weeß nich, wat in mir jefahren hat, ick war so verjnügt wie'n Eckensteher. Uff eemal is mich so kodderig zumut, det ick an liebsten gleich wieder nach Hamburg mechte un jar nischt weiter heeren und sehn! — Wat kommst de denn mir, Emil, mit so 'ne Jeschichten?

QUAQUARO. Ick wollte dir man bloß bißken uffklären, wat inzwischen, wo ja du un wohl ja ooch deine Frau auswärts jewesen is, in deine Behausung jeschehn is.

JOHN. In meine Behausung?

QUAQUARO. Det is ja! Jawoll! Selma hatte ja, heeßt et, det Knobbesche Jungchen in Kinderwachen hier rieberjeschoben, wo et det fremde Frauenzimmer mit ihre Begleitung aus deine Wohnung jenommen und wechjetragen hat. Oben bei de Kamedienspieler is se ja dann noch jlicklich jestellt worden.

JOHN. Wat is se?

QUAQUARO. Und da haben sich ooch de Knobbe un det fremde Mächen ieber det dote Kind bei de Haare jekricht.

JOHN. Wenn ick man wißte, wat mir det soll, Emil, wo doch alle Oojenblicke hier mit Frauenzimmer een Jewürge is. Laß se man kampeln! Mir is det gleichjiltig! Nämlich, Emil, wenn da nich sonst wat dahinter is!?

QUAQUARO. Deshalb komm ick ja, Paul! Et is wat dahinter! Det Mächen hat nämlich mehrmals vor Zeujen ausjesacht: erstlich, det Wurm von de Knobbe,

det wär ihr Kind und det hätt se ausdricklich bei deine Frau, Paul, in de Fleje jegeben.

JOHN *stutzt, lacht befreit.* Der pickt et! Der is woll ma nich ganz unwohl geworden!

Erich Spitta kommt.

SPITTA. Guten Morgen, Herr John!

JOHN. Juten Morjen, Herr Spitta! — *Zu Quaquaro, der noch in der geöffneten Thür steht:* 's jut, Emil! Ick wer mir wissen zu richten nach. — *Quaquaro ab.* — *John fährt fort:* Nu sehn Se ma so'n Männeken, Herr Spitta! Mit een Fuß steht er in't Jefängnis, mit 'n andern is er Liebkind beim Bezirkskommissar uff't Polizeibüro! Und denn jeht er bei ehrliche Leute rumschnüffeln.

SPITTA. Hat Fräulein Walburga Hassenreuter nach mir gefragt, Herr John?

JOHN. Bis jetzt noch nich. Nee, det ick nich wißte! — *Er öffnet die Flurtür.* — Selma! — Entschuldjen Se mir ma 'n Oojenblick! — Selma! — Ick muß ma det Mächen wat aushorchen.

Selma Knobbe kommt.

SELMA. *noch in der Thür.* Wat is?

JOHN. Mach ma de Tir zu, komm ma 'n bißken rin! Un nu sach mal, Mächen, wat det hier in de Stube mit dein kleenet verstorbenet Briderchen und mit det fremde Weibsbild jewesen is!

SELMA, *die, mit merkbar schlechtem Gewissen, lauernnd näher getreten ist, jetzt sehr wortgewandt.* Ick hatte den Kinderwachen hier rieber jeschoben. Ihre Frau war nich da, und da dacht ick, det hier drieben, wo doch det Briderken sowieso krank war und immer schrie, det hier drieben bei Sie mehr Ruhe is. Nu kam een Herr un kam eene Dame un noch 'ne Frau kam uff eemal hier rin. Und denn ha'm se det Kindeken hier aus 'n Wachen raus, frische Wäsche jewickelt un mit fortjenomm.

JOHN. Und denn hat die Dame jesacht, et wär ihr

Kind und se hätt et bei Muttern, als wie det meine Olle is, hätt se's, sagt se, in Fleje jegeben?

SELMA *lügt*. I, jar keene Ahnung, da wißt ick wat von.

JOHN *schlägt auf den Tisch*. Na zum Kreuzdonnerwetter, det wär ja ooch bleedsinnig!

SPITTA. Erlauben Sie mal, das hat sie gesagt: wenn nämlich von dem Vorfall zwischen den beiden Frauen oben bei Direktor Hassenreuter die Rede ist.

JOHN. Det haben Se mit anjesehn, Herr Spitta, wo de Knobben und de andere um det Würmchen jezerjelt hat?

SPITTA. Allerdings. Das hab' ich mit angesehn.

SELMA. Weiter kann ick nischt sachen, und wenn mir ooch Schutzmann Schierke und meinswejen der lange Polizeileitnam janzem zwee Stunden und länger verhören dut. Ick weeß eben nischt. Ick kann eben nischt sachen.

JOHN. 'n Polizeileitnam hat dir ausjefracht?

SELMA *knutscht*. Se wollen doch Maman in Kasten bringen, weil et Leute anjezeicht un jelogen haben, det unser Kindeken vahungert is.

JOHN. Ach so! — Na Selma, jeh, laß ma 'n Kaffee durchloofen!

Selma begibt sich an den Herd, wo sie den Kaffee für John zubereitet. John selbst geht an den Arbeitstisch, nimmt den Zirkel und zieht dann mit der Schiene einige Linien.

SPITTA, *mit Überwindung*. Eigentlich hoffte ich Ihre Frau hier zu treffen, Herr John. Mir hat jemand gesagt, Ihre Frau hätte gegen Sicherheit mitunter kleine Beiträge an Studenten geliehen. Ich bin nämlich in Verlegenheit.

JOHN. Det mag sind. Aber det is Mutterns Sache, Herr Spitta.

SPITTA. Ganz offen gesagt, wenn ich bis heute abend kein Geld schaffe, werden meine paar Bücher und Habseligkeiten von meiner Zimmerwirtin mit

Beschlag belegt, und man setzt mich eigentlich auf die Straße.

JOHN. Ick denke, Ihr Vater ist Paster, Herr Spitta.

SPITTA. Das ist er. Aber gerade deshalb, und weil ich selber nicht Pastor werden mag, habe ich gestern abend einen furchtbaren Krach mit meinem Vater gehabt. Ich werde von ihm keinen Pfennig mehr annehmen.

JOHN, *arbeitend*. Det jeschieht Vatern recht, wenn ick verhungern tu oder 'n Hals breche.

SPITTA. Ein Mensch wie ich wird nicht verhungern, Herr John. Geh' ich aber zugrunde, so ist mir's auch gleichgültig.

JOHN. Det jloobt eener nich, wat unter euch Studenten for ausjehungerte arme Ludersch sind. Aber keener will wat Reelles anfassen. — *Ferner Donner. John blickt durchs Fenster.* — Heute wird schwule. Et donnert schon.

SPITTA. Von mir dürfen Sie das nicht sagen, Herr John, daß ich etwas Reelles nicht anfassen möchte: Stunden geben! für Geschäfte Adressen schreiben! Ich habe das alles schon durchgemacht und damit, wie mit manchem anderen Versuch, nicht nur Tage, sondern auch Nächte um die Ohren geschlagen. Dabei hab' ich gebüffelt und Bücher gewälzt.

JOHN. Mensch, jeh nach Hamburg und laß dir als Maurer instellen! Wie ick so alt war wie Sie, ha ick in Altona in Akkord schon bis zwelf Mark täglich verdient.

SPITTA. Das mag sein. Aber ich bin Geistesarbeiter.

JOHN. Det kennt man.

SPITTA. So?! Mir scheint nicht, daß Sie das kennen, Herr John. Vergessen Sie aber bitte nicht: Ihre Herrn Bebel und Liebknecht sind auch Geistesarbeiter.

JOHN. Na jut! Denn komm Se! Denn wollen wir man wenigstens frühstücken. Allens sieht sich janz andersch an, wenn det eener 'n Happenpappen jefrühstückt hat. Se haben woll noch nicht jefrühstückt, Herr Spitta?

SPITTA. Nein, offen gestanden, heute noch nicht.

JOHN. Na denn machen Se man, det Se wat Warmes in Leib kriejen!

SPITTA. Das hat Zeit.

JOHN. I nee, Se sehen sehr vakatert aus. Und ick ha ooch die Nacht uff de Bahn jelejen. — *Zu Selma, die ein Leinwandsäckchen mit Semmeln hereingeholt hat.* — Bring ma schnell noch 'ne Tasse ran! *Er hat breit auf dem Sofa Platz genommen, tunkt Semmel ein und trinkt Kaffee.*

SPITTA, *der noch nicht Platz nimmt.* Eine Sommer-nacht bringt man doch lieber im Freien zu, wenn man im übrigen doch nicht schlafen kann. Und ich habe nicht eine Minute geschlafen.

JOHN. Dem wollt ick ma sehn, der in Dalles is und jut schlafen kann! Wer in Dalles is, hat ooch in Freien de meeste Jesellschaft. — *Er vergißt plötzlich zu kauen.* — Komm ma her, Selma, sache nochma janz genau, wie det mit det fremde Mächen und det fremde Kind, det se hier aus de Stube jeholt hat, jewesen is!

SELMA. Ick weeß nich, det frächt mich 'n jeder, frächt mir Mama jetzt 'n lieben langen Dach! Ob ick Brunon Mechelke jesehn habe! Ob ick wissen soll, wer oben uff'n Boden bei de Kamedienspieler Kleider jestohlen hat! Wenn det so fortjeht...

JOHN, *energisch.* Mächen, wat haste nich Lärm jeschlagen, wie der Herr und det Freilein dir dein Brüderken aus'n Wachen jenommen hat?

SELMA. Jeschieht ihm ja nischt, dacht ick! Krist ma reene Wäsche.

JOHN *faßt Selma beim Handgelenk.* Na nu komm ma mit, wollen ma rieber bei deine Mutter jehn.

John mit Selma an der Hand ab.

Sobald John verschwunden ist, fällt Spitta über das Frühstück her. Bald darauf erscheint Walburga. Sie ist in großer Eile und sehr aufgeregt.

WALBURGA. Bist du allein?

SPITTA. Augenblicklich ja. Guten Morgen, Walburga!

WALBURGA. Komm' ich zu spät? Ich habe mich ja nur mit der allergrößten Schlauheit, mit der allergrößten Entschlossenheit, mit der allergrößten Rücksichtslosigkeit, komme was wolle, von Hause losgemacht. Meine jüngere Schwester hat mir die Tür vertreten. Das Dienstmädchen! Ich sagte aber zu Mama, wenn sie mich nicht durch das Entree hinausließe, so möchten sie nur die Fenster vergittern: sonst würde ich drei Stock hoch durchs Fenster direkt auf die Straße gehn. Ich fliege. Ich bin mehr tot als lebendig. Aber ich bin zum Letzten bereit. Wie war es mit deinem Vater, Erich?

SPITTA. Wir sind auseinander. Er meinte, ich würde Treber fressen wie weiland der verlorene Sohn, und ich möchte mir ja nicht einfallen lassen, als Luftspringer oder Kunstreiter, wie er sich auszudrücken beliebt, jemals wieder die Schwelle des Vaterhauses betreten zu wollen. Für Gesindel öffne sich seine Haustür nicht. Ich werd's verwinden! Nur meine arme gute Mutter bedaure ich. — Du kannst dir nicht denken, mit welchem abgrundtiefen Haß ein solcher Mann gegen alles und alles, was mit dem Theater zusammenhängt, geladen ist! Der schrecklichste Fluch ist ihm nicht stark genug. Ein Schauspieler ist in seinen Augen von vornherein der allerverächtlichste, schlechteste Lumpenhund, der sich denken läßt.

WALBURGA. Ich habe auch nun herausgekriegt, wie Papa dahintergekommen ist.

SPITTA. Mein Vater hat ihm dein Bild gegeben.

WALBURGA. Erich, Erich, wenn du wüßtest, mit welchen schrecklichen, mit welchen grauenvollen Ausdrücken mich Papa in der Wut überschüttet hat, und ich mußte zu allem stillschweigen. Ich hätte ihm etwas sagen können, das hätte ihn vielleicht mit seinen Tiraden von hoher Moral stumm und hilflos vor mir gemacht.

Beinahe wollt' ich es auch: doch ich schämte mich so entsetzlich für ihn! Meine Zunge versagte! Ich konnte nicht, Erich! Mama mußte schließlich dazwischentreten. Er hat mich geschlagen. Er hat mich acht oder neun Stunden lang in den finsternen Alkoven eingesperrt, um meinen Trotz zu brechen, wie er sagt, Erich. Nun, das gelingt ihm nicht, Erich! Er bricht ihn nicht.

SPITTA *nimmt Walburga in den Arm.* Du Brave, du Tapfere! Siehst du, jetzt weiß ich erst, was ich an dir besitze, weiß ich erst, was für ein Schatz du eigentlich bist. — *Heiß:* Und wie schön du aussiehst, Walburga.

WALBURGA. Nicht! Nicht! — Ich vertraue dir, Erich, weiter ist es doch nichts.

SPITTA. Und du sollst dich nicht täuschen, süße Walburga. Sieh mal, ein Mensch wie ich, in dem es gärt und der was Besonderes, Dunkles, Großes will, was er einstweilen noch nicht recht deutlich machen kann, hat mit zwanzig Jahren die ganze Welt gegen sich und ist aller Welt lästig und lächerlich. Aber glaub mir: einst wird das anders werden. In uns liegen die Keime. Der Boden lockert sich schon! Wir sind, wenn auch noch unterirdisch, die künftige Ernte! Wir sind die Zukunft! Die Zeit muß kommen, da wird die ganze weite, schöne Welt unser sein.

WALBURGA. Sprich weiter, Erich, das ist mir so wohltätig!

SPITTA. Walburga, ich habe gestern abend meinem Vater auch von der Leber weg die Anklage des Verbrechens an meiner Schwester ins Gesicht geschleudert. Das hat den Bruch unheilbar gemacht. Er sagte verstockt: von einer Tochter wie der von mir geschilderten wisse er nichts. Sie existiere in seiner Seele nicht, und wie es den Anschein habe, werde auch bald sein Sohn dort nicht mehr existieren. O diese Christen! O diese Diener des guten Hirten, der das verlorene Schaf doppelt zärtlich in seine Arme nahm! O du lieber Heiland, wie

sind deine Worte verkehrt, deine ewigen Lehren in ihr Gegenteil umgefälscht worden. Aber als ich heut nacht bei Donnerrollen und Wetterleuchten auf einer Bank im Tiergarten saß und gewisse Berliner Hyänen um mich herumschlichen, da fühlte ich die ruhelose und zertretene Seele meiner Schwester neben mir. Wie oft mag sie selbst im Leben Nächte hindurch obdachlos auf solchen Bänken und vielleicht auf derselben Tiergartenbank gesessen haben, um in ihrer Verlassenheit, Ausgestoßenheit und Entwürdigung darüber nachzudenken, wie tiefend von Menschenliebe, tiefend von Christentum zweitausend Jahre nach Christi Geburt diese allerchristlichste Welt sich manifestiert. Aber was sie auch dachte, ich denke so: die arme Dirne, die Sünderin, die vor neunundneunzig Gerechten geht, die von dem Drucke der Sünde der Welt belastet ist, die arme Ausätzige und ihre fürchterliche Anklage soll in meinem Inneren lebendig sein! Und alles Elend, allen Jammer der Gemißhandelten und Entrechteten werfen wir mit in die Flamme hinein! Und so soll die Schwester leben, Walburga, und soll Herrlicheres wirken vor Gott durch das Ethos, das meine Seele beflügelt, als die ganze kalte, herzlos böse Moralpafferei der Welt vermag.

WALBURGA. Du warst die Nacht im Tiergarten, Erich? Deshalb sind deine Finger noch so eiskalt, und du siehst so entsetzlich müde aus. Erich, du mußt mein Portemonnaie nehmen! Erich! Nein bitte, du mußt! Ich versichere dich! Was mein ist, ist dein! Sonst liebst du mich nicht, Erich! Erich, du darbst! Wenn du meine paar Groschen nicht nimmst, verweigere ich zu Hause jede Nahrung — bei Gott, ich tu's —, bis du vernünftig wirst.

SPITTA *würgt Tränen hinunter. Muß sich setzen.* Ich bin nur nervös. Ich bin abgesspannt.

WALBURGA *steckt ihr Portemonnaie in seine Hosentasche.* Nun sieh mal, Erich, deshalb habe ich dich eigentlich hier zu Frau John bestellt. Zu allem Unglück

bekomme ich gestern noch hier diese gerichtliche Vorladung.

SPITTA *betrachtet ein Schriftstück, das sie ihm gereicht hat.* Du? Und weshalb denn das, sag mal, Walburga?

WALBURGA. Ich bin mir sicher, daß es mit den gestohlenen Sachen auf dem Oberboden zusammenhängt. Aber es macht mich furchtbar unruhig. Wenn Papa das erfährt... ja, was tu' ich dann?

Frau John, das Kind auf dem Arm, straßenmäßig angezogen, sehr gehetzt, sehr verstaubt, kommt herein.

FRAU JOHN, *erschrocken, mißtrauisch, halblaut.* Nu? Wat wollt ihr hier? Is Paul schon zu Hause? Ick war eben ma 'n bißken mit det Kindken uff de Jasse jejangn. *Sie trägt das Kind hinter den Verschlag.*

WALBURGA. Bitte, Erich, sprich doch mal über meine Vorladung mit Frau John!

FRAU JOHN. Paul is ja zu Hause, da liejen ja seine Sachen.

SPITTA. Fräulein Hassenreuter wollte Sie gern mal sprechen. Sie hat nämlich, wahrscheinlich wegen der gestohlenen Sachen, Sie wissen ja, auf dem Oberboden, eine gerichtliche Vorladung.

FRAU JOHN *tritt aus dem Verschlage.* Wat? Eene Vorladung ham Sie jekricht, Freilein Walburga? Na, denn nehm sich in Obacht! Ick spaße nich! Un phantasieren Se womeechlich von Schwarzen Mann!

SPITTA. Was Sie da sagen, Frau John, ist unverständlich.

FRAU JOHN, *zur häuslichen Beschäftigung übergehend.* Habt ihr jeheert, det draußen in eene Laubenkolonie vor't Hallesche Tor der Blitz heute morjen Mann, Frau und 'n Mächen von sieben unter eene hohe Pappel erschlagen hat?

SPITTA. Nein, Frau John.

FRAU JOHN. Et pladdert schon wieder.

Man hört, wie ein Regenschauer niedergeht.

WALBURGA, *ängstlich*. Komm, Erich, wir wollen trotzdem ins Freie gehn!

FRAU JOHN, *lauter und lauter werdend*. Und wissen Se wat: ick habe die Frau kurz vorher noch jesprochen, wo nachher von Blitze erschlachen is. Die hat jesacht — nu heern Se ma zu, Herr Spitta —, een dotet Kindeken, det man in Kinderwachen legt und raus in die warme Sonne rickt — det muß aber Sommersonne und Mittags-sonne sind, Herr Spitta! — det zieht Atem! det schreit! det is wieder lebendig! — Det jlooben Se nich? Wat? Det ha ick mit meine Oojen jesehn. *Sie geht in eigentümlicher Weise im Kreise herum, ohne scheinbar mehr etwas von der Gegenwart der beiden jungen Leute zu wissen.*

WALBURGA. Du, die John ist unheimlich, komm!

FRAU JOHN, *noch lauter*. Det jlooben Se nich, det det wieder lebendig is? Denn kann Mutter kommen und nehmen. Denn muß et jleich Brust kriejen.

SPITTA. Adieu, Frau John.

FRAU JOHN, *noch lauter*. *Bringt, seltsam aufgeregt, die beiden jungen Leute bis zur Thür.* Sie jlooben det nich! Det is aber heilig so, Herr Spitta. — *Spitta und Walburga ab. Frau John hält die Thür in der Hand, ruft noch auf den Flur hinaus:* Wer det nich jloobt, der weeß von det janze Jeheimnis, wo ick entdeckt habe, nischt. *Maurerpolier John steht in der Thür und tritt gleich darauf ein.*

JOHN. I, da bist du ja, Mutter! Scheen willkomm! Von wat for'n Jeheimnis sprichst du denn?

FRAU JOHN, *wie aufwachend, faßt sich an den Kopf*. Ick? — Ha ick denn von 'n Jeheimnis jesprochen?

JOHN. Na ick denke doch, wenn ick nich schwer-heerig bin. Biste nu 'n Jeist oder bist et wirklich?

FRAU JOHN, *befremdet, ängstlich*. Woso soll ick 'n Jeist sind?

JOHN *schlägt seine Frau gutmütig auf den Rücken*. Jette, beiß mir man nich! Ick freu mir ja reichlich des-

weejen, det de nu wieder mit dein Patenjeschenk bei mich bist! — *Er geht hinter den Verschlag.* — Er sieht aber 'n bißken miserich aus, Jette.

FRAU JOHN. Et vertrug de Milch nich. Det kommt, weil draußen uff'n Lande de Kühe schon jrienet Futter kriejen. Hier von de vereinichte Molkerei ha ick wieder welche, wo trocken jefütteret is.

JOHN *erscheint wieder.* Ick sag's ja, was biste erst mit det Kind uff de Bahn und raus aus de Stadt jeturnt! Ick spreche, die Stadt is an allerjesindsten.

FRAU JOHN. Nu bleib ick ooch wieder zu Hause, Paul.

JOHN. In Altona, Jette, is ooch nu allet in't reene jebracht. Jejen Mittag treff ick mit Karl'n zusamm, und denn will er mir sachen, wenn ick beim neuen Mee-ster antreten kann! — Hör ma: ich ha ooch wat mitjebracht. *Er schüttelt eine kleine Kinderklapper, die er aus der Hosentasche nimmt.*

FRAU JOHN. Wat denn?

JOHN. Det Leben wird in de Kinderstube, weil et doch in Berlin manchma immer 'n bißken zu stille is! — Horch ma, wie't kräht! — *Man hört das Kindchen allerlei vergnügte Geräusche machen.* Nee, Mutter, wenn so 'n Kindeken kräht, dafor jeb ick Amerika.

FRAU JOHN. Haste schonn jemand jesprochen, Paul?

JOHN. Nee! — Ick ha hechstens heut morjen Quaquaron jesprochen.

FRAU JOHN, *scheu, gespannt.* Nu, und?

JOHN. I, laß man, jar nischt, et war weiter nischt.

FRAU JOHN, *wie vorher.* Wat hat er jesacht?

JOHN. Wat soll er jesacht haben? — Na, wenn de schon keene Ruhe jeben dust — wat soll det nitzen an Sonntag morjen? —, er hat mir ma wieder nach Brunon jefracht.

FRAU JOHN, *hastig und bleich.* Wat soll denn Bruno wieder jemacht haben?

JOHN. Jar nischt! — Hier komm und trink 'n Schluck Kaffee, Jette, und ärjer dir nich! — Wat kannst de dafür, wenn eener so 'n sauberet Brüderken hat? — Wat brauchen wir uns um andre bekimmern?

FRAU JOHN. Det mecht ick wissen, wat so 'ne olle dußliche Dromlade, wo 'n janzen Tag spionieren dut, immer von Brunon zu quasseln hat.

JOHN. Jette, mit Brunon laß mir in Frieden! — Sieh ma... i wat denn?... lieber nich!... Aber wenn ick da wieder wat sollte von sachen: det soll mir nich wunden, wo mit Bruno ma jelejentlich in Jefängnishof, haste nich jesehn, ma'n schnellet Ende is. — *Frau John läßt sich am Tisch nieder, wird grau im Gesicht, stützt sich auf beide Ellbogen und atmet schwer.* — Vielleicht ooch nich! Nimm et dir man nich jleich so zu Herzen! — Wat macht denn de Schwester?

FRAU JOHN. Ick weeß et nich.

JOHN. Na ick denke, de bist bei se draußen jewesen.

FRAU JOHN *sieht ihn geistesabwesend an.* Wo bin ick jewesen?

JOHN. Siehste woll, Jette, det is mit euch Weiber! De schudderst ja! Bein Arzt und bein Doktor wiste nich hinjehn! Womeechlich det de noch nachträglich zum Liejen kommst. Det is, wenn eens die Natur vernachlässigt.

FRAU JOHN *fällt ihrem Mann um den Hals.* Paul, du wist mir verlassen! Jott im Himmel, Paul, sach et, sach et bloß, tu mir nich hinters Licht fihren! Sach et! Fih mir nich hinters Licht.

JOHN. Wat is mit dich heute los, Henerjette?

FRAU JOHN, *plötzlich verändert.* Hör man nich druff, Paul, wat ick so herschwatze. Ick ha wieder die Nacht keene Ruhe jehat! Und denn war ick früh uff, und denn is et nich anders, als wie det ick 'n bißken von Kräfte bin.

JOHN. Denn leg dir man lang und ruh dir 'n bißken. — *Frau John wirft sich lang auf das Sofa und starrt gegen*

die Decke. — Kannst dir dann ooch ma 'n bißken käm-
men, Jette! Uff de Bahn war et wohl sehr staubig je-
wesen, det de so ieber und ieber mit Sand injepulvert
bist? — *Frau John antwortet nicht, sie starrt gegen die
Decke.* — Ick muß ma det Bengelchen 'n bißken an't
Licht holen. *Er begibt sich hinter den Verschlag.*

FRAU JOHN. Wie lange sind wir verheirat, Paul?

JOHN; *die Kinderklapper geht hinterm Verschlag, dann.*
Det war achtzehnhundertundzweeundsiebzig, jleich wie
ick bin aus'n Kriege jekomm.

FRAU JOHN. Nich, denn kamst de zu Vater hin? —
und denn hast de in Positur jestanden? — und denn
hast de't Eiserne Kreuz an de linke Brust jehat.

JOHN *erscheint, das Kind im Steckkissen auf dem Arme,
die Kinderklapper schwingend. Er sagt lustig.* Jawoll!
Det ha ick ooch heute noch, Mutter! Und wenn de't
sehn willst, denn stech ick's mir an.

FRAU JOHN, *noch immer lang ausgestreckt.* Und denn
kamst de zu mich, und denn hast de jesacht: ick sollte
nich immer so fleißig... nich immer so hin und her,
treppuff, treppab... ick sollte ma 'n bißken pomadich
sind.

JOHN. Det sach ick so jut ooch heute noch, Jette.

FRAU JOHN. Und denn haste mir mit dein Schnurr-
bart jekitzelt und hast mir links hinter't Ohr jeküßt! —
Und denn...

JOHN. Denn sind wir wohl einig jeworden?

FRAU JOHN. Denn ha ick jelacht und ha mir nach
und nach, apee apee von oben bis unten in alle Uniform-
knöpfe abjespiejelt. Und da ha ick noch anders aus-
jesehn! — Und denn haste jesacht...

JOHN. I Mutter, de kannst dir wahrhaftig sehn las-
sen, det jloobt eener nich, wat du for'n Jedächtnis
hast.

FRAU JOHN. Und denn haste jesacht: wenn ick nu
bald 'n Jungen krieje, der soll ooch ma mit Jott für

Keenich und Vaterland und Wacht am Rhein hinter de Fahne her zu Felde ziehn.

JOHN *singt, über das Kindchen, zur Klapper.*

Er blickt hinauf in Himmels Aun,
wo Heldenväter niederschaun:

zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! . . .

Nu ha ick so'n Kerlchen, und nu bin ick wahrhaftig jar nich so wilde druff, det ick ihm mechte womeechlich als Kanonenfutter in Krieg schicken. *Er geht mit dem Kindchen in den Verschlag.*

FRAU JOHN, *wie vorher.* Paulicken, Paulicken, det allens is hundert Jahre her!

JOHN *kommt, ohne das Kind, wieder aus dem Verschlag.* Janz so lange woll doch nich, Jette.

FRAU JOHN. Sach ma, wie wär det? Du nähmst mir mit und jingst mit mich und mein Kindeken jingst du fort nach Amerika?

JOHN. Na nu heer ma, Jette: wat is mit dich? Wat is det? Bin ick denn hier von Jespenster umjeben? Du weest, det ick uff'n Bau, und wenn de Arbeeter mit Klamotten iebereinander her sind, ieberhaupt mir nich uffreje und, wat se mir nennen, Paul is immer jemitlich, bin! Aber nu: wat is det? De Sonne scheint, et is helllichter Tag! Ick weest nich: sehen kann ick et nich! Det kichert, det wispert, det kommt jeschlichen, und wenn ick nach jreife, denn is et nischt. Nu will ick ma wissen, wat an die Jeschichte mit det fremde Mächen hier in de Stube Wahret is!

FRAU JOHN. Paul, du hast jeheert, det Freilein is ieberhaupt jar nich mehr wiederjekomm. Da draus kannst de sehn . . .

JOHN. Det sachst de zu mich mit blaue Lippen und machst Augen, wie wennste jerädert bist.

FRAU JOHN, *verändert.* Jawoll! Wat läßt mir jahrelang alleene, Paul, wo ick in mein Käfije sitzen muß und keen Mensch nich is, mir ma auszusprechen? Manch

liebet Mal hab ick hier jesessen und jefracht, warum det ick immer rackern du, warum det mir abdarbe, Jroschens mühsam zusammenscharre, dein Verdienst jut anleje und wie ick uf jede Art wat zuzuverdien mir abjrübeln du. Warum denn? Det soll allens for fremde Leite sind? Paul, du hast mir zujrunde jerichtet! *Sie legt den Kopf auf den Tisch und bricht in Schluchzen aus.*

In diesem Augenblick ist, katzenartig leise, Bruno Mechelke eingetreten. Er hat seine Sonntagskluft an, hat Flieder an der Mütze und einen großen Fliederzweig in der Hand.

John trommelt ans Fenster und bemerkt ihn nicht.

FRAU JOHN hat Bruno wie eine Geistererscheinung nach und nach ins Auge gefaßt. Bruno, bist du's?

BRUNO, der blitzschnell den Maurerpolier erkannt hat, leise. Na jewiß doch, Jette.

FRAU JOHN. Wo kommst de denn her? Wat wiste denn?

BRUNO. Na, ick habe de Nacht durchjescherbelt, Jette. Det siehste doch, det ick bei jute Laune bin.

JOHN hat Bruno bis jetzt unverwandt angesehen, wobei eine gefährliche Blässe sein Gesicht überzogen hat. Jetzt geht er langsam zu einem kleinen Schrank und zieht einen alten Kommißrevolver hervor, den er ladet. Dies wird von Frau John nicht beobachtet. Du! Hör ma! Nu will ick dir ma wat sachen — wat, wat de vielleicht verjessen hast —, det de weiter nu keene Ausrede hast, wenn ick det Dinges hier uff dir abdricke! — Du Lump! Unter Menschen jeheerst du nich! Ick ha dir jesacht, det ick dir niederknalle, det war vorichten Herbst, wo du mich jemals wieder uff meine Schwelle unter de Oogen trittst. — Nu jeh! Sonst kracht et! Hast de verstanden?

BRUNO. Vor deine Musspritze furcht ick mir nich.

FRAU JOHN, die bemerkt, daß John, seiner selbst nicht mächtig, den Revolver langsam gegen Bruno erhebt. Denn mach mir dot, Paul! Et is mein Bruder!

Sie ist John in den Arm gefallen, so daß sein Revolver gegen sie gerichtet ist.

JOHN sieht sie lange an, scheint zu erwachen, wird anderen Sinnes. Jut! — Er legt den Revolver wieder sorgfältig in das Schränkchen. — Hast ooch recht, Jette! — Pfui Deibel, Jette, det dein Name ooch in de Fresse von so 'n Schubiack is! Jut! Det Pulver wär ooch zu schade! Det Dinges hat Blut von zwee franzesche Reiter jekost! Zwee Helden! Nu soll et am Ende Dreck saufen.

BRUNO. Det kann immer sind, det Dreck in dein Schädel is! Und wenn du nich jerade, det de bei meine Schwester uff Schlafstelle wärscht, denn hätt ick dir woll ma wat Luft jemacht, Rotzjunge, det de häst vierzehn Dache 't Loofen jekricht.

JOHN gewaltsam ruhig. Sach noch ma, Jette, det det dein Bruder is!

FRAU JOHN. Paul, jeh man, ick wer ihm schon wieder fortschaffen! Det weest de doch, det ick et nu ma doch nich ändern kann, det Bruno von mich der Bruder is.

JOHN. Na, denn bin ick hier iebrig, denn schnäbelt euch man! — *Er ist fertig gekleidet und schickt sich zum Gehen an. Dicht bei Bruno steht er still.* — Schufft! du hast deinem Vater im Jrabe jeärjert! Deine Schwester hätte dir sollen hinterm Zaune in Jraben verhungern lassen, statt jroßgezogen, und det eene Lumpenkanaille mehr uff de Erde is. In eene halbe Stunde komm ick zurück! Aber nich alleene! Ick komm mit'n Wachmeester! *John geht durch die Flurtür ab, seinen Kalabreser aufstülpend. Bruno wendet sich, sowie John hinaus ist, und spuckt ihm nach, gegen die Eingangstür.*

BRUNO. Wenn ick dir ma in de Wuhlheide hätte!

FRAU JOHN. Woso kommste nu, Bruno? Sache, wat is!

BRUNO. Pinke mußte mich jeben, sonst jeh ick verschütt, Jette.

FRAU JOHN verschließt und verriegelt die Flurtür.

Wacht ma, ick schließe die Diere zu! — Nanu, wat is? Wo kommste her? Wo biste jewesen?

BRUNO. Jetantz ha ick, Jette, de halbe Nacht, und denn wa' ick 'n bißken jejen Morjenjrauen in't Jrüne jejang.

FRAU JOHN. Hat dir Quaquaro sehn reinkomm, Bruno? Denn nimm dir in Obacht, det de nich in de Falle sitzt!

BRUNO. I Jott bewahre. Ick bin iebem Hof, denn bei mein Freind durch'n Knochenkeller und hernach iebem Oberboden rinjekomm.

FRAU JOHN. Na? Und wat is nu jewesen, Bruno?

BRUNO. Wuddel nich, Jette! Jieb Reisejeld! Ick jeh verschütt, oder ick muß abtippeln.

FRAU JOHN. Und wat haste nu mit det Mächen jemacht?

BRUNO. I, et hat Rat jegeben, Jette.

FRAU JOHN. Wat heeßt det?

BRUNO. Ick ha ihr soweit wenigstens bißken jefiege jemacht.

FRAU JOHN. Und det se nich wiederkommt, is nu sicher!

BRUNO. Jawoll! Det se nu nochma kommt, jloob ick nich! Aber det wa keen leichtet Stick Arbeit, Jette. Du hast mich mit deine verdammte Pillenkrajerei — ick ha Durscht, Jette, jieb mich zu saufen, Jette! — hast du mir kochend heiß jemacht. *Er trinkt eine Wasserflasche leer.*

FRAU JOHN. Se haben dir vor de Diere jesehn mit det Mächen.

BRUNO. Ick ha mir mit Artur verabred, Jette. Von mich wollt se nischt wissen. Denn is Artur in feine Kluff anjetänzelt jekomm und hat ihr ooch richtig verschleppt in Bolljongkeller. Det hat se jejloobt, uff dem Leim is se jekrochen, det ihr Breitjam dort warten tut! *Er trällert und tänzelt krampfhaft:*

Unser janzet Leben lang
von det eene Ristorang
in det andre Ristorang!

FRAU JOHN. Na und denn?

BRUNO. Denn wollt se fort, weil Adolf jesacht hat, det ihr Breitjam jejangen is! Denn ha ick wollen ihr noch 'n Stickchen bejleiten, Artur und Adolf sind mitjejang. Denn sind wir bei Kalinich in de Hinterstube injefallen, und denn is se ja ooch von den vielen Nippen an Groch und Schnäpse molum jeworn. Und denn hat se in'n Bullenwinkel bei eene jenächtigt, wo Artur seine Jeliiebe is. Den nächsten Dach sind wir immer zwee, drei Jungs hinterher jewesen, nich losjlassen, immer von frischen Quinten jemacht, und in de Schublade is et ja nu ooch lustig zujejang. — *Die Kirchenglocken des Sonntagmorgens beginnen zu läuten.* — Bruno fährt fort: Aber 't Jeld is futsch. Ick brauche Märker und Pfenniche, Jette.

FRAU JOHN *kramt nach Geld.* Wieviel mußte haben?

BRUNO *lauscht den Glocken.* Wat denn?

FRAU JOHN. Jeld!

BRUNO. Der olle Verkümmler unten in Knochenkeller meent, det ick an liebsten muß ieber de russische Jrenze jehn! — Her ma, Jette, de Jlocken läuten!

FRAU JOHN. Weshalb mußte denn ieber de Jrenze jehn?

BRUNO. Nimm ma 'n nasses Handtuch, Jette, un du ooch 'n bißken Essig druff. Ick weeiß nich, wat mich det Nasenbluten janze Nacht schon jeärjert hat. *Er drückt sein Taschentuch an die Nase.*

FRAU JOHN *holt ein Handtuch, atmet krampfhaft.* Wer hat dir an Handjelenk so 'ne Striemen jekratzt, Bruno?

BRUNO *lauscht den Glocken.* Heute morjen halb viere hätt se det Jlockenläuten noch heeren jekonnt.

FRAU JOHN. O Jesus, mein Heiland, det is ja nich wahr! Det kann ja nich menschenmeechlich sein! Det

ha ick dir nich jeheeßen, Bruno! Bruno! Ick muß mir setzen, Bruno. — *Sie tut es.* — Det hat ja Vater noch uff'n Sterbebette zu mich vorausjesacht.

BRUNO. Mit Brunon is nich zu spaßen, Jette. Wenn de zu Minnan hinjehst, denn sache, det ick ma ooch uff sowat vastehe und det mit Karl'n und Fritzen det Jehänsel 'n Ende hat.

FRAU JOHN. Bruno, wenn se dir aber festsetzen.

BRUNO. Na jut, denn mache ick Bammelmann, und denn ha'm se uff Charité wieder ma wat zum Sezieren.

FRAU JOHN *gibt ihm Geld.* Det is ja nich wahr! Wat hast du jetan, Bruno?

BRUNO. Du bist 'ne olle vadrehte Person, Jette. — *Er faßt sie nicht ohne Gemütsanwandlung:* Ihr sagt immer, det ick zu jar nischt nitze bin, aber wenn't jar nich mehr jeht, denn braucht ihr mir, Jette.

FRAU JOHN. Na, und wie denn? Haste den Mächen jedroht, det se soll nich mehr blicken lassen? — Det haste jesollt, Bruno. Haste det nich?

BRUNO. De halbe Nacht hab ick mit ihr jetantz. Nu sind wir uff de Straße jejang. Denn war 'n Herr mitjekomm, vastehste! Und wie det ick jesacht habe, det ick von meinsweejen mit die Dame 'n Hihnchen zu pflicken habe und 'n Schneiderring aus de Bucksen jezogen, hat er natierlich Reißaus jenomm. — Nu ha ick zu ihr jesacht: ängsten sich nich, Freilein! wo jutwillig sind und wo keen Lärm schlachen und nie nich mehr bei meine Schwester nachfrachen nach ihr Kind, soll allet janz jietlich in juten vereinigt sind! Und denn is se mit mich jejondelt 'n Sticksken.

FRAU JOHN. Na und?

BRUNO. Na und? — Und da wollte se nich! — Und da fuhr se mit eemal nach meine Jurjel, det ick denke... wie 'n Beller, der toll jeworden is! und hat noch Saft in de Knochen jehat... det ick jleich denke, det ick soll alle werden! Na, und da... da war ick nu

ooch 'n bißken frisch — und denn war et — denn war et halt so jekomm.

FRAU JOHN *in Grauen versunken*. Um welche Zeit war et?

BRUNO. So rum zwischen vier und drei. Der Mond hat 'n jroßen Hof jehat. Uff'n Zimmerplatz hinter de Planken is een Luder von Hund immer ruffjesprung und anjeschlagen. Denn dreppelte et, und denn is 'n Jewitter niederjegang.

FRAU JOHN, *verändert, gefaßt*. 's jut! Nu jeh! Die verdient et nich besser.

BRUNO. Atje! Na nu sehn wa uns ville Jahre nich.

FRAU JOHN. Wo wiste denn hin?

BRUNO. Erst muß ick ma Stunde zwee längelang uff'n Ricken liejen. Ick ooch! Ick jeh zu Fritzen, wo eene Kammer in't olle Polizeijefängnis jejenieber de Fischerbrücke zu Miete hat. Dort bin ick sicher. Wo Uffstoß is, kannste mich Nachrich zukomm lassen.

FRAU JOHN. Wiste det Kindeken nochma ankieken?

BRUNO *zittert*. Nee.

FRAU JOHN. Warum nich?

BRUNO. Nee, Jette, in diesen Leben nich! Atje, Jette! — Wacht ma, Jette: hier is noch 'n Hufeisen! — *Er legt ein Hufeisen auf den Tisch.* — Det ha ick jefunden! Det bringt Glick! Ick brauche ihm nich.

Bruno Mechelke, katzenartig, wie er gekommen, ab. Frau John blickt mit entsetzt aufgerissenen Augen nach der Stelle, wo er verschwunden ist, wankt dann einige Schritte zurück, preßt die wie zum Gebet verkrampften Hände gegen den Mund und sinkt in sich zusammen, immer mit dem vergeblichen Versuch, Gebetsworte gegen den Himmel zu richten.

FRAU JOHN. Ick bin keen Merder! Ick bin keen Merder! Det wollt ick nich!

FÜNFTER AKT

Zimmer bei Johns. Frau John liegt schlafend auf dem Sofa. Walburga und Spitta treten vom Flur her ein. Man vernimmt von der Straße herauf laute Militärmusik.

SPITTA. Es ist niemand hier.

WALBURGA. Frau John! Doch, Erich! Hier liegt ja Frau John!

SPITTA, *mit Walburga an das Sofa tretend.* Schläft sie? Wahrhaftig! Das begreife einer, wie man bei diesem Lärm schlafen kann. —

Die Militärmusik ist verklungen.

WALBURGA. Ach Erich, pst! Diese Frau ist mir grausenvoll. Verstehst du denn übrigens, weshalb unten am Eingang Polizeiposten stehn, und weshalb sie uns nicht auf die Straße lassen? Ich hab' eine solche furchtbare Angst, daß man womöglich arretiert wird und mit zur Wache muß.

SPITTA. Aber gar keine Idee! Du siehst ja Gespenster, Walburga.

WALBURGA. Als der Mann in Zivil auf dich zutrat und uns anblickte und du ihn fragtest, wer er sei, und er seine Legitimationsmarke aus der Tasche nahm, wahrhaftig, da fing sich Treppe und Flur auf einmal um mich im Kreise zu drehen an.

SPITTA. Sie suchen einen Verbrecher, Walburga. Das ist eben eine sogenannte Razzia, eine Art Kessel-treiben auf Menschen, wie die Kriminalpolizei sie zuweilen veranstalten muß.

WALBURGA. Und außerdem kannst du mir glauben, Erich, ich habe Papa's Stimme gehört, der laut mit jemand geredet hat.

SPITTA. Du bist nervös. Du kannst dich getäuscht haben.

WALBURGA; *die John spricht im Schlaf, Walburga erschrickt.* Horch mal, die John!

SPITTA. Große Schweißtropfen stehen ihr auf der Stirn. Komm mal, sieh mal das alte rostige Hufeisen, das sie mit beiden Händen umklammert hat!

WALBURGA *horcht und erschrickt wieder.* Papa!

SPITTA. Ich verstehe dich nicht. Laß ihn doch kommen, Walburga! Die Hauptsache ist, daß man weiß, was man will, und daß man ein reines Gewissen hat. Ich bin bereit. Ich ersehne die Aussprache. *Es wird laut an die Thür geklopft. Spitta, fest:* Herein!

Frau Direktor Hassenreuter erscheint, mehr als sonst außer Atem. Über ihr Gesicht geht ein Ausdruck der Befreiung, als sie ihrer Tochter ansichtig wird.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Gott sei gelobt! Da seid ihr ja, Kinder. — *Walburga fliegt zitternd in ihre Arme.* — Mädels, wie du deine alte Mutter geängstet hast! —

Längeres Atmen und Stillschweigen.

WALBURGA. Verzeih, Mama: ich konnte nicht anders.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Nein! Solche Briefe mit solchen Gedanken schreibt man an eine Mutter nicht. Besonders an eine Mutter wie mich nicht, Walburga! Hast du Seelennöte, so weißt du auch, daß du mich noch immer mit Rat und Tat dir zur Seite hast. Ich bin kein Unmensch und auch früher mal jung gewesen. Aber ins Wasser springen . . . ins Wasser springen und so dergleichen, mit solchen Drohungen spielt man nicht. Ich habe doch hoffentlich recht, Herr Spitta. Und nun auf der Stelle — wie seht ihr denn aus? —, auf der Stelle kommt mit mir beide nach Hause mit! — Was hat denn Frau John?

WALBURGA. Ja, hilf uns! Steh uns bei! Nimm uns mit, Mama! Ich bin so froh, daß du da bist. Ich hab' plötzlich eine so lähmende Angst gehabt.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Also kommt, das wäre noch schöner, daß man sich von Ihnen, Herr Spitta, und diesem Kinde solcher verzweifelter Tor-

heiten zu gewärtigen hat. Man hat Mut in Ihren Jahren! Man verfällt nicht auf Ausflüchte, wenn alles nicht gleich nach dem Schnürchen geht, bei denen man nur — man lebt ja nur einmal — zu verlieren und nichts zu gewinnen hat.

SPITTA. Oh, ich habe Mut! Ich denke auch nicht daran, etwa als Lebensmüder feige zu endigen — außer wenn mir Walburga verweigert wird. Dann freilich ist mein Entschluß gefaßt! Daß ich vorläufig arm bin und meine Suppe hie und da in der Volksküche essen muß, untergräbt meinen Glauben an mich und eine bessere Zukunft nicht. Auch Walburga ist sicherlich überzeugt, es muß ein Tag kommen, der uns für alle trüben und schweren Stunden entschädigt.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Das Leben ist lang. Und ihr seid heut noch Kinder. Es ist vielleicht nicht so schlimm, wenn ein Student oder Kandidat in der Volksküche essen muß. Für Walburga als Ehefrau wäre das ärger. Und ich möchte doch für euch beide hoffen, daß da erst etwas vorher wie ein eigner Herd mit dem nötigen Holz und der nötigen Kohle und so weiter geschaffen wird. Im übrigen habe ich bei Papa eine Art Waffenstillstand für euch ausgewirkt. Es war nicht leicht und wäre vielleicht unmöglich gewesen, wenn nicht die Morgenpost seine definitive Ernennung und Wahl zum Direktor in Straßburg gebracht hätte.

WALBURGA, *freudig*. Mama! ach Mama! Das ist ja ein Sonnenblick.

FRAU JOHN *hat sich mit einem Ruck emporgerichtet*. Bruno!

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER, *entschuldigend*. Wir haben Sie aufgeweckt, Frau John.

FRAU JOHN. Is Bruno wech?

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Wer? Welcher Bruno?

FRAU JOHN. Na Bruno! Kenn Se denn Brunon nich?

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Richtig, so heißt ja Ihr jüngerer Bruder.

FRAU JOHN. Ha ick jeschlafen?

SPITTA. Fest! Aber Sie haben eben im Schlaf laut aufgeschrien, Frau John.

FRAU JOHN. Ham Se jesehn, Herr Spitta, wo Jungs in Hof... ham Se jesehn, wo Jungs in Hof Adelbertchen sein Jräbken jesteenicht ham? Aber ick war zwischen, wat? Und ha rechts und links jar nich schlecht Maulschellen ausjeteilt.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Demnach haben Sie also von Ihrem ersten verstorbenen Kindchen geträumt, Frau John?

FRAU JOHN. Nee nee, det war wahr, ick ha nich jetraumt, Frau Direkter. Und denn jing ick mit Adelbertchen, jing ick bein Standesbeamten hin.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Aber wenn Adelbertchen nicht mehr am Leben ist... wie können Sie denn...

FRAU JOHN. I, wenn een Kindchen meinsweejen jeboren is, denn is et jedennoch noch in de Mutter, und wenn es meinsweejen jestorben is, denn is et immer noch in de Mutter. Ham Se den Hund jeheert hintern Plankenzaun? Der Mond hat'n jroßen Hof jehat! Bruno, du jehst uff schlechte Weeje.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER *rüttelt Frau John.* Wachen Sie auf, gute Frau! Frau John! Frau John! Sie sind krank! Ihr Mann soll mit Ihnen zum Arzte gehen.

FRAU JOHN. Bruno, du jehst uff schlechte Weeje. — *Die Glocken beginnen wieder zu läuten.* — Sind det de Jlocken?

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Der Gottesdienst ist zu Ende, Frau John.

FRAU JOHN *erwacht völlig, starrt um sich.* Warum wach ick denn uff? Warum habt ihr mir denn in Schlaf nich mit de Axt iebere Kopp jehaut? — — Wat ha ick

jesacht? Pst! Bloß zu niemand een Sterbenswort, Frau Direkter! —

Sie ist aufgesprungen und ordnet ihr Haar mit vielen Haarnadeln.

Der Direktor erscheint durch die Flurthür.

DIREKTOR HASSENREUTER *stutzt beim Anblick der Seinigen.* Sieh da, sieh da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus! — Sagten Sie nicht, es wohne hier ganz in der Nähe ein Spediteur, Frau John? — *Zu Walburga:* Jawohl, mein Kind, während du in deinem jugendlichen Leichtsinn auf dein Vergnügen und wieder auf dein Vergnügen denkst, ist dein Papa schon wieder drei Stunden lang in Geschäften herumgelaufen. — *Zu Spitta:* Sie würden es nicht so eilig haben, junger Mann, eine Familie zu begründen, wenn Sie auch nur die geringste Ahnung davon hätten, wie schwer es ist, es durchzusetzen, von Tag zu Tag mit Weib und Kind wenigstens nicht ohne das elende und verschimmelte bißchen täglichen Brotes dazustehn. Möge das Schicksal jeden davor bewahren, sich eines Tages mittellos in die Subura Berlins geschleudert zu finden, um mit andern Verzweifelten, Brust an Brust, in unterirdischen Löchern und Röhren um das nackte Leben für sich und die Seinen zu ringen. Gratuliert mir! In acht Tagen sind wir in Straßburg. — *Frau Direktor, Walburga und Spitta drücken ihm die Hand.* — Alles übrige findet sich.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Papa, du hast wirklich für uns, und zwar ohne dir etwas zu vergeben, die Jahre einen heroischen Kampf gekämpft.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wie bei Schiffbruch, wenn der Kampf um die Balken im Wasser beginnt. Meine edlen Kostüme, gemacht, um die Träume der Dichter zu veranschaulichen, in welchen Lasterhöhlen, auf welchen schwitzenden Leibern haben sie nicht — *odi profanum vulgus* —, damit nur der Groschen Leihgebühr im Kasten klang, ihre Nächte zugebracht! Sessa!

Wenden wir uns zu heiteren Bildern! Der Rollwagen, alias Thespiskarren, ist schon angeschirrt, um den Transport unsrer Penaten in hoffentlich glücklichere Gefilde zu bewerkstelligen. — *Plötzlich zu Spitta*: Und daß ihr beide nicht etwa aus sogenannter Verzweiflung irreparable Dummheiten macht, darauf verlang' ich Ihr Ehrenwort, werter Herr Spitta. Zur Kompensation verspreche ich Ihnen, jeder wirklich vernünftigen Äußerung Ihrerseits gegenüber nicht taub zu sein. — Im übrigen komme ich zu Frau John: erstlich weil Schutzleute in den Eingängen niemanden auf die Straße lassen, ferner, weil ich gerne von Ihnen wissen will, weshalb ein Mann wie ich, gerade in diesem Augenblick, wo seine Wimpel wieder flattern, Gegenstand einer niederträchtigen Zeitungskampagne geworden ist.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Lieber Harro, Frau John versteht dich nicht.

DIREKTOR HASSENREUTER. Dann wollen wir also ab ovo anfangen. Hier habe ich Briefe — *er zeigt einen Stoß Briefschaften* — eins, zwei, drei, fünf, zirka ein Dutzend Stück! Darin wird mir in boshafter Weise von Unbekannten zu einem Ereignis gratuliert, das angeblich oben auf meinem Magazinboden vor sich gegangen ist. Ich würde die Sache nicht beachten, wenn nicht gleichzeitig diese Lokalnotiz, wonach in der Bodenkammer eines Maskenverleihers, sic!... eines Maskenverleihers in der Vorstadt ein neugeborenes Kindchen gefunden worden ist!... ich sage, wenn diese Lokalnotiz mich nicht stutzig machte. Zweifellos handelt sich's hier um eine Verwechslung. Dennoch mag ich die Sache nicht auf mir sitzen lassen. Besonders da dieser Lämmel von einem Reporter von dem Herrn Maskenverleiher auch noch als einem verkrachten Schmierendirektor spricht. Lies, Mama: Adebar beim Maskenverleiher! Der Kerl bekommt Ohrfeigen! Heut abend soll meine Ernennung in Straßburg durch die Zeitungen

gehn, und gleichzeitig werde ich urbi et orbi als humoristischer Bissen ausgeliefert. Als ob man nicht wüßte, daß von allen Flüchen der Fluch der Lächerlichkeit der schlimmste ist.

FRAU JOHN. An Hauseingang stehn Schutzleute, Herr Direkter?

DIREKTOR HASSENREUTER. Ja! Und zwar so, daß sogar das Kinderbegräbnis der Witfrau Knobbe ins Stocken gekommen ist. Man läßt sogar den kleinen Sarg mit dem greulichen Kerl von der Pietät, der ihn trägt, nicht in den Wagen hinaus.

FRAU JOHN. Wat wär denn det for'n Kinderbejängnis?

DIREKTOR HASSENREUTER. Wissen Sie das nicht? Das Söhnchen der Knobbe, das auf eine mysteriöse Weise von zwei fremden Weibsbildern zu mir heraufgebracht wurde und förmlich unter meinen Augen, wahrscheinlich an Entkräftung, gestorben ist. Apropos...

FRAU JOHN. Det Kind von de Knobbe is jestorben?

DIREKTOR HASSENREUTER. A propos, Frau John, wollt' ich sagen, Sie sollten doch eigentlich wissen, wie die Sache mit den beiden übergeschnappten Frauenspersonen, die sich des Kindchens bemächtigt hatten, schließlich verlaufen ist?

FRAU JOHN. Nu sachen Se, is det nich Jottes Finger, det se womeechlich nich Adelbertchen erwischt haben und det nich mein Adelbertchen mit Dot abjejang is?

DIREKTOR HASSENREUTER. Wieso? Diese Logik verstehe ich nicht. Dagegen habe ich mich schon gefragt, ob nicht die wirren Reden des polnischen Mädchens, der Kleiderdiebstahl auf meinem Boden und das Milchfläschchen, das Quaquaro im Stiefel herunterbrachte, irgendwie mit der Zeitungsnotiz zusammenzubringen sind.

FRAU JOHN. Da mang, Herr Direkter, is jar keen Zusammenhang. Haben Sie Pauln jesehn, Herr Direkter?

DIREKTOR HASSENREUTER. Paul? Ach so: Ihren Mann! Jawohl, und zwar, wenn ich recht gesehen habe, im Gespräch mit dem fetten Kriminalinspektor Puppe, der wegen des Diebstahls auch schon mal bei mir gewesen ist.

Maurerpolier John tritt ein.

JOHN. Na, Jette, ha ick nu recht? Det is schnell jekomm.

FRAU JOHN. Wat denn?

JOHN. Soll ick mich tausend Marcht verdienen, wo mit Anschläje von Polizeipräsidium an de Lichtfaßsäulen als Belohnung for Denungsiation is bekannt jegeben?

FRAU JOHN. Woso denn?

JOHN. Weeßte denn nich, det det janze Manöver mit Schutzleute und Jeheimpolizisten Brunos weejen in Jange is?

FRAU JOHN. Wie denn? Wo denn? Wat denn? Warum denn in Jange?

JOHN. Det Kinderbejängnis is sistiert und zwee Burschen von de Leidtrajenden, wat richtig dufte Kunden sind, festjenomm! Jawoll! Det is nu so weit, Herr Direktor! Ick bin nu'n Mann, wo mit eene Frau verkuppelt is, wo een Bruder hat, wo hinterher sind, mit Rejierungsräte und Mordkommission, weil er draußen, nich weit von de Spree, unter een Fliederstrauch eene hat umgebracht.

DIREKTOR HASSENREUTER. Aber werter Herr John, das mag Gott verhüten.

FRAU JOHN. Det is jelochen! Mein Bruder tut so wat nich.

JOHN. I, det is det Neieste, Jette. Herr Direkter, ick ha neilich schonn jesacht, wat det for'ne Sorte Bruder is. — *Er bemerkt und nimmt einen Fliederstrauß vom Tisch.* — Sehen Se ma det hier! Det Unjeheuer is hier jewesen. Wo wiederkommt, bin ick der erschte, wo

ihm, Hände und Füße jebunden, an der Jerechtigkeet ausliefern dut. *Er sucht den Raum ab.*

FRAU JOHN. Mach du Rotznäsen wat wees von Jerechtigkeet. Jerechtigkeet is noch nich ma oben in Himmel. Keen Mensch nich war hier! Und det bißken Flieder ha ick von Hangelsberg mitjebracht, wo'n großer Strauch hintern Hause bei deine Schwester is.

JOHN. Du warst ja jar nich bei meine Schwester, Jette. Det hat mich Quaquaro ja ebent jesacht! Det ham se uff Polizei ja festjestellt. Se ham dir jesehn bei de Spree in de Anlachen...

FRAU JOHN. Lijjel!

JOHN. Und ooch in de Laubenkolonie, wo du in 'ne Laube jenächtigt hast.

FRAU JOHN. Wat? Kommst du in dein eejnet Haus allens kurz und kleen demolieren?

JOHN. Jut so! recht so, det so weit jekommen is! Nu is det mit uns weiter keen Verstecken! Det ha ick allens vorausjewußt.

DIREKTOR HASSENREUTER, *mit Spannung*. Hat sich das polnische Mädchen wieder gezeigt, das neulich wie eine Löwin um das Knobbesche Kindchen gestritten hat?

JOHN. Eben det is et. Det ham se heut morjen dot jefunden. Und det sach ick so hin, ohne det mir de Zunge im Maule absterben dut: det Mächen hat Bruno Mechelke ums Leben jebracht.

DIREKTOR HASSENREUTER, *schnell*. Dann ist es wohl seine Geliebte gewesen.

JOHN. Fragen Se Muttern! Det weeß ick nich! Det war meine Angst, deshalb bin ick schonn lieber jar nich zu Hause jekomm, det mein eejnet Weib mit so'ne Jesellschaft behaftet is und hat keene Kraft nich abzuschütteln.

DIREKTOR HASSENREUTER. Kommt, Kinder!

JOHN. Warum denn? Immer bleiben Se man!

FRAU JOHN. De brauchst nich jehn und Fenster

uffreißen und alle Welt uff de Jasse schrein! Det is schlimm jenug, wenn uns Schicksal mit so'n Unjück jetroffen hat. Plärr! Aber dann siehste mir bald nich mehr wieder.

JOHN. Jerade! Nu jerade! Ick rufe, wer't wissen will, von de Jasse, von Flur, dem Tischler vom Hof, de Jungs, de Mächens, wo in de Konfirmationsstunde jehn, die ruf ick rin und erzähle, wie weit eene Frau mit ihre Affenliebe zu ihren Lump von Bruder jekommen is.

DIREKTOR HASSENREUTER. Diese hübsche junge Person, die das Kind beanspruchte, ist heute tatsächlich tot, Herr John?

JOHN. Kann sind, det se hibsich is, ick weeß et nich, ob se hibsich oder häßlich jewesen is. Aber det se in Schauhaus liecht, det is sicher.

FRAU JOHN. Ick weeß et, wat se jewesen is! Een schlechtet jemeinet Weibstick is et jewesen! Wo mit Kerle hat abjegeben und von een Tiroler, der nischt hat von wissen jewollt, hat Kind jehat! Det hat se an liebsten in Mutterleibe schon umjebracht. Denn is se 't holen jekomm mit de Kielbacke, wo als Engelmachersche schon ma anderthalb Jahre Plötzensee abjesessen hat. Ob se mit Brunon ooch wat jehabt hat, wo soll ick det wissen? Kann sind, kann ooch nich sind! Und wat soll mir det allens ieberhaupt anjehn, wat Bruno meinsweejen verbrochen hat.

DIREKTOR HASSENREUTER. Also haben Sie doch das Mädchen gekannt, Frau John.

FRAU JOHN. Woso? Ick ha jar nich jekannt, Herr Direkter! Ick sache bloß, wat'n jeder, wie'n jeder von det Mächen jeäußert hat.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie sind eine ehrenhafte Frau, Sie ein ehrenhafter Mann, Herr John. Die Sache mit Ihrem mißbratenen Schwager und Bruder ist schließlich etwas, was meinethalben eine furchtbare Tatsache ist,

aber Ihr Familienleben doch im Grunde nicht ernstlich erschüttert... aber bleiben Sie ehrlich...

JOHN. Nich in de Hand! In so'ne Nähe, bei solchet Jesindel bleib ick nich. — *Er schlägt mit der Faust auf den Tisch, klopft an die Wände, stampft auf den Fußboden.* — Horchen Se ma, wie det knackt, wie Putz hinter de Tapete runterjeschoddert kommt! Allens is hier morsch! Allens faulet Holz! Allens unterminiert, von Unjeziefer, von Ratten und Mäuse zerfressen! — *Er wippt auf der Diele.* — Allens schwankt! Allens kann jeden Oojenblick bis in Keller durchbrechen. — *Er öffnet die Tür.* — Selma! Selma! — Hier mach ick mir fort, eh det allens een Schutthaufen drunter und drieber zusammenbricht.

FRAU JOHN. Wat wißte mit Selma?

JOHN. Selma nimmt det Kind, und ick reise mit Selman und det Kind und bringe mein Kind zu meine Schwester.

FRAU JOHN. Denn soßte Bescheid kriejen! Versuch det man!

JOHN. Soll mein Kind in so'ne Umjebung jroßwachsen, womeechlich det ma wie Bruno ieber Dächer jehetzt und det ooch ma womeechlich in Zuchthaus endet?

FRAU JOHN *schreit ihn an.* Det is jar nich dein Kind! Vastehste mich?

JOHN. So? Det wolln wir ma sehn, ob een rechtlicher Mann nich Herr sollte sind ieber sein eejnet Kind, wo Mutter nich bei Verstande is und in de Hände von Mordjesindel. Det will ick ma sehn, wer in Rechte is und wer stärker is! Selma!

FRAU JOHN. Ick schrei! Ick reiße det Fenster uff! Frau Direkter, se wollen eene Mutter ihr Kind rauben! Det is mein Recht, det ick Mutter von mein Kindeken bin! Det is doch mein Recht? Ha ick nich Recht, Frau Direkter? Se umzingeln mir! Se wollen mir mein Recht versetzen! Soll mir det nich jeheern, wat ick vor Wech-

wurf uffjelesen, wo vor dot in Lumpen jelejen hat und wo ick ha miehsam erscht missen reiben und kneten, bis bißken Atem jeholt und langsam lebendig geworden is? Wo ick nich war, det wäre schonn vor drei Wochen längst in de Erde verscharrt jewesen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Herr John, zwischen Eheleuten den Schiedsmann spielen ist meine Sache im allgemeinen nicht. Dazu ist dies Geschäft zu undankbar, und man macht dabei meistens böse Erfahrungen. Sie sollten aber in Ihrem zweifellos mit Recht verwundeten Ehrgefühl sich nicht zu Übereilungen hinreißen lassen. Denn schließlich ist doch Ihre Frau für die Tat ihres Bruders nicht verantwortlich. Lassen Sie ihr das Kind! Machen Sie nicht das Unglück schlimmer durch eine überflüssige Härte, die Ihre Frau aufs empfindlichste kränken muß.

FRAU JOHN. Paul, det Kind is aus meinen Leibe jeschnitten! Det Kind is mit meinen Blute erkooft. Nich jenug, alle Welt is hinter mich her und will et mich abjagen! Nu kommst ooch du noch und machst et nich anders, det is der Dank! Als wenn det ick ringsum von hungrige Wolfe umjeben bin. Mir kannste dot machen! Mein Kindeken soßte nich anfassen.

JOHN. Ick komme zu Hause, Herr Direkter! Ick bin heut morjen erst mit mein janzes Zeug quietschverjnügt von de Bahn jekomm! Hamburg, Altona, allens abjebrochen. Wenn ooch Verdienst jeringer is, dachte ick, wist lieber bei deine Familie sind! Bißken Kind uff'n Arm nehmen! Bißken Kind uff'n Knie nehmen! Det war unjefähr so meine Inbildung...

FRAU JOHN. Paul! Hier Paul! — *Sie tritt ihm ganz nahe. — Reiß mir det Herz aus'n Leibe! — Sie starrt ihn lange an, dann läuft sie in den Verschlag, wo man sie laut weinen hört.*

Selma kommt vom Flur. Sie trägt Trauerkleidung und einen kleinen Grabkranz in der Hand.

SELMA. Wat soll ick? Se ham mir jeruft, Herr John.

JOHN. Zieh dir an, Selma! Frach deine Mutter, ob det de kannst mit mir jehn zu meine Schwester nach Hangelsberg. Kannst dir'n Jroschen Jeld bei verdienen. Nimmst mein Kindeken uff'n Arm und bejleitest mir.

SELMA. Nee! Det Kind faß ick nu nich mehr an, Herr John.

JOHN. Woso nich?

SELMA. Nee, ick furcht mir, Herr John. Ick ha so'ne Angst, so hat mir Mama und Polizeileutnam anjeschrien.

FRAU JOHN *erscheint*. I, weshalb ham se dir anjeschrien?

SELMA *heult los*. Schutzmann Schierke hat mich sojar eene runterjehaut.

FRAU JOHN. I, dem wer ick nochma... det soll der nochma versuchen.

SELMA. Wat soll ick denn wissen, warum mich det polsche Mächen hat mein Brüderken wegjenomm. Hätt ick jewußt, det mein Brüderken sterben soll, ick hätt ihr ja lieber an Hals jesprung. Nu steht Jundofriedchen in Särjiken uff de Treppe. Ick jloobe, Mama hat Krämpfe jekricht und liecht bei Quaquaron hinten in Alkoven. Mir wolln se in Fiersorje schaffen, Frau John. — *Sie flennt*.

FRAU JOHN. Denn freu dir! Schlimmer kann et nich komm, als et bei dich zu Hause is.

SELMA. Ick komm vor Jericht! Womeechlich wer Moabit jeschafft.

FRAU JOHN. Woso det?

SELMA. Weil ick soll haben det Kindeken, wat det polsche Freilein jeboren hat, von Oberboden runter bei Sie, Frau John, in de Wohnung jetrachen.

DIREKTOR HASSENREUTER. Also ist tatsächlich oben ein Kindchen geboren worden?

SELMA. Jewiß.

DIREKTOR HASSENREUTER. Auf welchem Boden?

SELMA. Na, bei de Kamedienspieler doch! Wat jeht det mich an? Wat soll ick von wissen? Ick kann bloß sachen...

FRAU JOHN. Nu mach, det de fortkommst! Selma, du hast'n reenet Jewissen! Wat de Leute quasseln, kimert dir nich.

SELMA. Ick will ja ooch nischt verraten, Frau John.

JOHN *packt Selma, die fortlaufen will, und hält sie fest.* Et wird nich jejang, et wird herjekomm! — Wahrheet! Ick verrate nischt, hast du jesacht: det ham Se doch ooch jeheert, Frau Direkter? Hat Herr Spitta und hat det Freilein jeheert! — Wahrheet! — Bevor ick nich weeß, wat mit Bruno und seine Jelibte is und wo ihr womeechlich det Kindchen habt wechjeschafft, det is mich ejal, kommst du nich von de Stelle!

FRAU JOHN. Paul, ick schwere vor Jott, wechjeschafft ha ick et nich.

JOHN. Na, und?... Raus, wat du weeßt, Mächen! Det ha ick schon lange jemerkt, det zwischen dich und meine Frau een jeheimet Jestecke is. Det Zwinkern und Anplinkern is jetzt verjebliche Miehe. Is det Kind tot, oder lebt et noch?

SELMA. Nee, det Kind is lebendich, Herr John.

DIREKTOR HASSENREUTER. Was du unter deiner Schürze oder sonstwie hier hast heruntergebracht?

JOHN. Wenn et dot is, denn rechne druff, denn wirst du wie Bruno een Kopp kürzer jemacht.

SELMA. Ick sach't ja: det Kindeken is lebendich.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ich denke, du hast gar kein Kind vom Boden heruntergebracht?

JOHN. Und von die janze Jeschichte, Mutter, wißt du nischt wissen? — *Frau John sieht ihn starr an, Selma blickt hilflos und verwirrt auf Frau John.* — Mutter, du hast det Kindchen von Brunon und die polsche Person

beiseite jeschafft, und denn, wo se jekomm is, haste det Würmiken von de Knobbe unterjeschoben.

WALBURGA *sehr bleich, mit Überwindung*. Sagen Sie mal, Frau John, was ist denn an jenem Tage geschehen, wo ich dummerweise, als Papa kam, mit Ihnen auf den Boden geflüchtet bin? Ich will dir das später erklären, Papa. Damals habe ich, wie mir nach und nach deutlich geworden ist, das polnische Mädchen, und zwar erst mit Frau John und dann mit ihrem Bruder, zusammengesehn.

DIREKTOR HASSENREUTER. Du, Walburga?

WALBURGA. Ja, Papa. Bei dir war damals Alice Rütterbusch, und ich hatte mich mit Erich verabredet, der dann auch, aber ohne mich zu treffen, denn ich blieb versteckt, zu dir gekommen ist.

DIREKTOR HASSENREUTER. Ich kann mich dessen nicht mehr erinnern.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER, *zum Direktor*. Das Mädal hat um dieser Sache willen, Papa, wirklich schon schlaflose Nächte gehabt.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wenn Ihnen an dem Rate eines ehemaligen Juristen, der durchs Referendar-examen gepurzelt und dann erst zur Kunst abgesprungen ist... wenn Ihnen an dem Rat eines solchen Mannes irgendwie etwas liegt, so lassen Sie sich jetzt sagen, Frau John, daß in Ihrem Fall ganz rücksichtslose Offenheit die beste Verteidigung ist.

JOHN. Jette, wo habt ihr dem Kindeken hinjeschafft? Kriminalinspektor hat mich jesacht, det fällt mir jetzt in, det se nach det Kind von de dote Person suchen. Jette, um Jottet Himmels willen! Mag sind, wat will, bloß det du dir nich in Verdacht kommen dust, det du, um Folgen von Liederlichkeit von dein Bruder womeechlich aus de Welt zu schaffen, dir an det Neujeborne vergriffen hast.

FRAU JOHN *lacht*. Ick — und mir an Adelbertchen verjreifen, Paul?

JOHN. Hier redet keener von Adelbertchen. — *Zu Selma:* Ick dreh dir den Hals um, oder du sachst, wo det Kleene von Brunon und det polsche Mächen — uff de Stelle! — jeblieben is.

SELMA. Et is doch bei Sie in Verschlage, Herr John.

JOHN. Wo is et, Jette?

FRAU JOHN. Det sach ick nich. —

Das Kind beginnt zu schreien.

JOHN *zu Selma.* Wahrheet! oder ick ieberliefer dir uff de Polizei, vastehst de — siehste dem Strick? — an Hände und Fieße zusammengebunden.

SELMA, *in höchster Angst, unwillkürlich.* Et schreit doch! Se kenn doch det Kindeken janz jut, Herr John.

JOHN. Ick? —

Er sieht verständnislos erst Selma, dann den Direktor an. Ihn durchblitzt eine Ahnung, als er seine Frau ins Auge faßt. Er glaubt zu begreifen und gerät ins Wanken.

FRAU JOHN. Laß dir von so'ne niederträchtije Liije nich umjarnen, Paul! Det is allens von ihre feine Mutter aus Rache bloß mit det Mächen anjestellt! Paul, wat dust du mir denn so ankieken?

SELMA. Det is Jemeenheet, det Se mich nu ooch noch wolln schlecht machen, Mutter John. Dann wer ick mir hieten, noch Blatt vorn Mund nehmen. Wissen janz jut, det ick ha det Kindchen von det Freilein runterjetragen und ha bei Ihn hier in frisch jemachte Bettchen jelegt. Det kann ick beschwören, det will ick beeidijen!

FRAU JOHN. Liije! Du sagst, det mein Kind nich mein Kindeken is?

SELMA. Sie haben ieberhaupt jar keen Kind nich jehat, Frau John.

FRAU JOHN *umklammert Johns Knie.* Det is ja nich wahr.

JOHN. Laß mich in Ruh! Beschmutze mir nich, Hennerjette!

FRAU JOHN. Paul, ick konnte nich anders, ick mußte det tun. Ick war selber betroochen, denn hat ick dir in Brief nach Hamburg Bescheed jesacht. Denn warste vajnügt, und denn mocht ick nich mehr zurick und denn dacht ick, et muß sind! Et kann ooch uff andere Weise sind, und denn...

JOHN, *unheimlich ruhig*. Laß mir man ieberlejen, Jette! — *Er geht an eine Kommode, zieht einen Schub auf und schleudert allerlei Kinderwäsche und Kinderkleidungsstücke, die er daraus nimmt, mitten in die Stube.* — Versteht eener det, wat se Woche um Woche, Monat um Monat, janze Tage und halbe Nächte lang mit blutige Finger jesticelt hat?

FRAU JOHN *sammelt in wahnsinniger Hast die Wäsche und Kleidungsstücke auf und versteckt sie sorgfältig im Tischschub oder wo sonst*. Paul, det nich! Allens kannste dun! Aber reiß mich nich Fetzen von nackten Leibe!

JOHN *hält inne, faßt sich an die Stirn, sinkt auf einen Stuhl*. Wenn det wahr is, Mutter, da schäm ick mir ja in Abjrund rin. —

Er kriecht in sich zusammen, legt die Arme über den Kopf und verbirgt sein Gesicht. Es tritt eine Stille ein.

DIREKTOR HASSENREUTER. Wie konnten Sie sich nur auf einen solchen Weg des Irrtums und des Betruges drängen lassen, Frau John? Sie haben sich ja verstrickt auf das allerfurchtbarste! Kommt, Kinder! Wir können hier leider nichts weiter tun.

JOHN *steht auf*. Nehm Se mir man mit, Herr Direkter!

FRAU JOHN. Jeh! Immer jeh! Ick brauche dir nich!

JOHN *wendet sich, kalt*. Also det Kind haste dich beschafft, und wie Mutter hat wieder haben jewollt, hast se lassen von Brunon umbringen?

FRAU JOHN. Du bist nich mein Mann! Wat soll det

heeßen? Du bist von de Polizei jekooft! Du hast Jeld jekricht, mir an't Messer zu liefern! Jeh, Paul! du bist jar keen Mensch! Du bist eener, wo Jift in de Oogen und Hauer wie Welfe hat! Immer pfeif, det se kommen und det se mir festnehmen! Immer zu doch! Nu seh ick dir, wie det du bist! Ick verachte dir bis zun Jüngsten Dache.

Frau John will durch die Thür davonlaufen. Da erscheinen Schutzmann Schierke und Quaquaro.

SCHIERKE. Halt! Aus die Stube raus kommt keener nich!

JOHN. Immer komm rin, Emil! Herr Schutzmann, immer komm Se ruhig rin! Et is allens in Ordnung! Allens is richtich.

QUAQUARO. Reg dir nich uff, Paul, dir betrifft et ja nich.

JOHN, *mit aufsteigendem Jähzorn*. Hast du jelacht, Emil?

QUAQUARO. I, Menschenskind! Herr Schierke soll bloß det Kleene per Droschke in't Waisenhaus wechschaffen.

SCHIERKE. Jawoll. So is et. Wo steckt det Kind?

JOHN. Soll ick wissen, wo jedet ausgestoppte Balch von Lumpenspeicher, womit olle Hexen mit Besen Feez treiben, an Ende hinjekomm is? Paßt ma uff Schornstein uff, det se nich oben rausfliejen!

FRAU JOHN. Paul!! — Nu soll et nich leben! Nu jerade! Nu ooch nich! Nu brauch et nich leben! Nu muß et mit mich mit unter de Erde komm.

Frau John war blitzschnell hinter den Verschlag gelaufen. Sie kommt mit dem Kinde wieder und will mit ihm zur Thür hinaus. Der Direktor und Spitta werfen sich der Verzweifelten entgegen, in der Absicht, das Kind zu retten.

DIREKTOR HASSENREUTER. Halt! Hier greife ich ein! Hier bin ich zuständig! Wem das Knäblein hier

auch immer gehören mag — um so schlimmer, wenn seine Mutter ermordet ist! —, es ist in meinem Fundus geboren! Vorwärts, Spitta! Kämpfen Sie, Spitta! Hier sind Ihre Eigenschaften am Platz! Vorwärts! Vorsicht! So! Bravo! Als wär' es das Jesuskind! Bravo! Sie selber sind frei, Frau John! Wir halten Sie nicht. Sie brauchen uns nur das Jungchen hier lassen.

Frau John stürzt hinaus.

SCHIERKE. Hier jeblieben!

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Die Frau ist verzweifelt! Aufhalten! Festhalten!

JOHN, *plötzlich verändert*. Jebt uff Muttern acht! Mutter! Uffhalten! Festhalten! — Mutter! Mutter!

Selma, Schierke und John eilen Frau John nach. Spitta, der Direktor, Frau Direktor und Walburga sind um das Kind bemüht, das auf den Tisch gebettet wird.

DIREKTOR HASSENREUTER, *der das Kind sorgfältig auf den Tisch bettet*. Meinethalben mag diese entsetzliche Frau doch verzweifelt sein! Deshalb braucht sie das Kind nicht zugrunde richten.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Aber liebster Papa, das merkt man doch, daß diese Frau ihre Liebe, närrisch bis zum Wahnsinn, gerade an diesen Säugling geheftet hat. Unbedachtsame harte Worte, Papa, können die unglückselige Person in den Tod treiben.

DIREKTOR HASSENREUTER. Harte Worte habe ich nicht gebraucht, Mama.

SPITTA. Mir sagt ein ganz bestimmtes Gefühl: erst jetzt hat das Kind seine Mutter verloren.

QUAQUARO. Det stimmt. Vater is nich, will nischt von wissen, hat jestern in de Hasenheide mit eene Karussellbesitzerswitwe Hochzeit jemacht! Mutter war liederlich! Und bei de Kielbacken, wo Kinder in Fleje hat, sterben von's Dutzend mehrschstens zehn. Nu is et so weit: det jehet jetzt ooch zujrunde.

DIREKTOR HASSENREUTER. Sofern es nämlich bei dem Vater dort oben, der alles sieht, nicht anders beschlossen ist.

QUAQUARO. Meen Se Pauln? den Mauerpolier! Nu nich mehr! Dem kenn ick, wo der uff'n Ehrenpunkt kitzlich is.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Wie das Kindchen da liegt! Es ist unbegreiflich. Feine Leinwand! Spitzen sogar! Schmuck und frisch wie ein Püppchen. Es wendet sich einem das Herz um, zu denken, wie es so plötzlich zu einer von aller Welt verlassenen Waise geworden ist.

SPITTA. Wäre ich Richter in Israel...

DIREKTOR HASSENREUTER. Sie würden der John ein Denkmal setzen! Mag sein, daß in diesen verkrochenen Kämpfen und Schicksalen manches heroisch und manches verborgen Verdienstliche ist. Aber Kohlhaas von Kohlhaasenbrück konnte da mit seinem Gerechtigkeitswahnsinn auch nicht durchkommen. Treiben wir praktisches Christentum! Vielleicht können wir uns des Kindchens annehmen.

QUAQUARO. Lassen Se da bloß de Finger von!

DIREKTOR HASSENREUTER. Warum?

QUAQUARO. Außer det Se Jeld wollen los werden und uff de Quengeleien und Scherereien mit de Armenverwaltung, mit Polizei und Jericht womeechlich happich sind.

DIREKTOR HASSENREUTER. Dazu hätte ich allerdings keine Zeit übrig.

SPITTA. Finden Sie nicht, daß hier ein wahrhaft tragisches Verhängnis wirksam gewesen ist?

DIREKTOR HASSENREUTER. Die Tragik ist nicht an Stände gebunden. Ich habe Ihnen das stets gesagt.

Selma, atemlos, öffnet die Flurtür.

SELMA. Herr John, Herr John, Herr Mauerpolier!

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Herr John ist nicht hier. Was willst du denn, Selma?

SELMA. Herr John. Se solln uff de StraÙe komm'n!
DIREKTOR HASSENREUTER. Nur Ruhe, Ruhe! Was
gibt's denn, Selma?

SELMA, *atemlos*. Ihre Frau... Ihre Frau... Janze
StraÙe steht voll... Omnibus, Pferdebahnwagen... is jar
keen Durchkommen... Arme ausjstreckt... Ihre
Frau liecht lang uff Jesichte unten.

FRAU DIREKTOR HASSENREUTER. Was ist denn
geschehen?

SELMA. Herrjott, Herrjott in Himmel, Mutter John
hat sich umgebracht.



INHALT DES FÜNFTEN BANDES
DER ERSTEN ABTEILUNG

Gabriel Schillings Flucht	I
Griechischer Frühling	93
Kaiser Karls Geisel	235
Griselda	337
Die Ratten.	437

